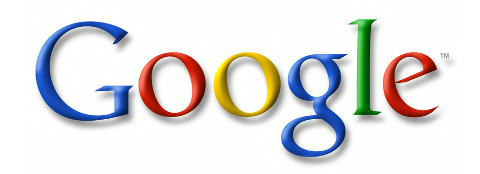
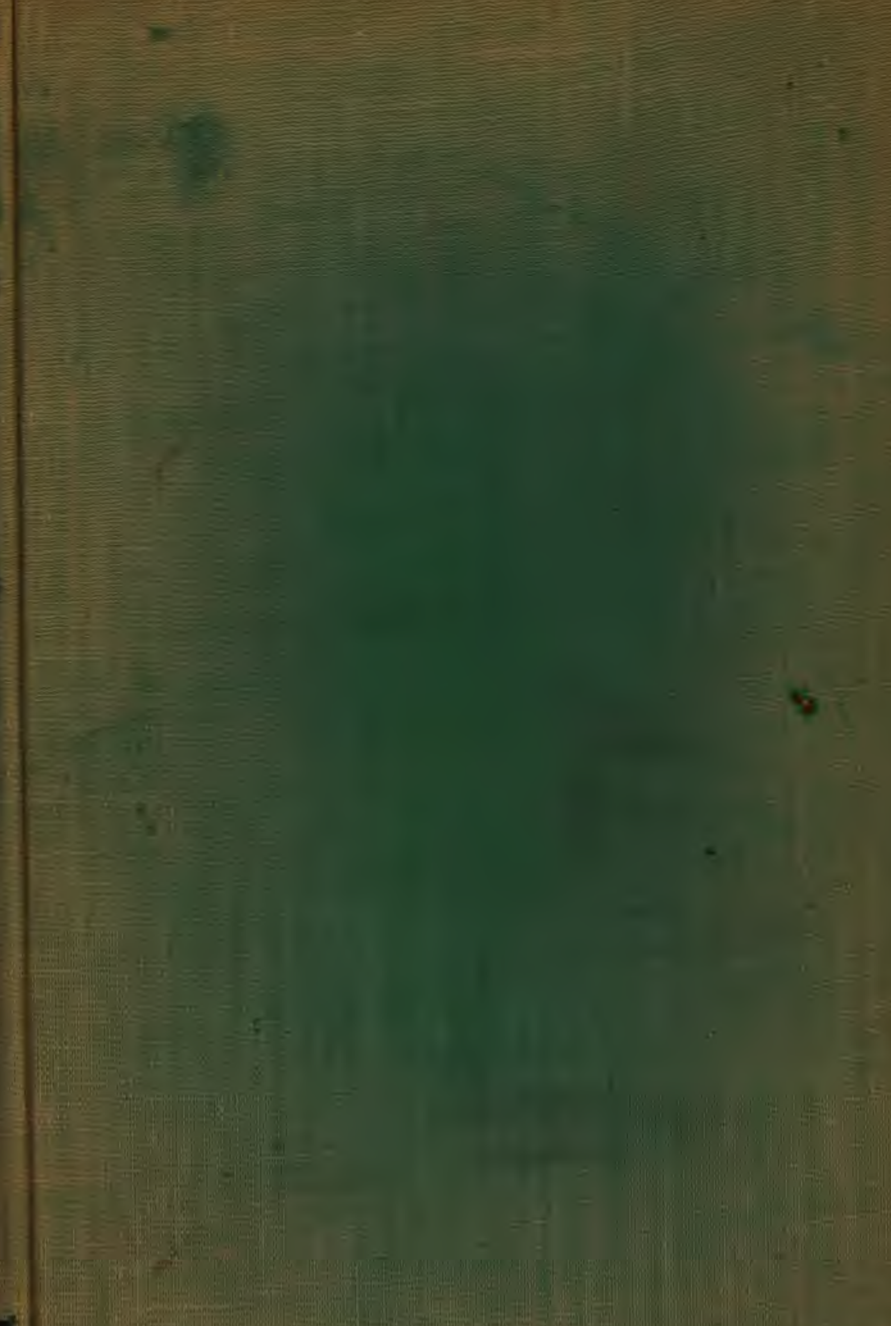
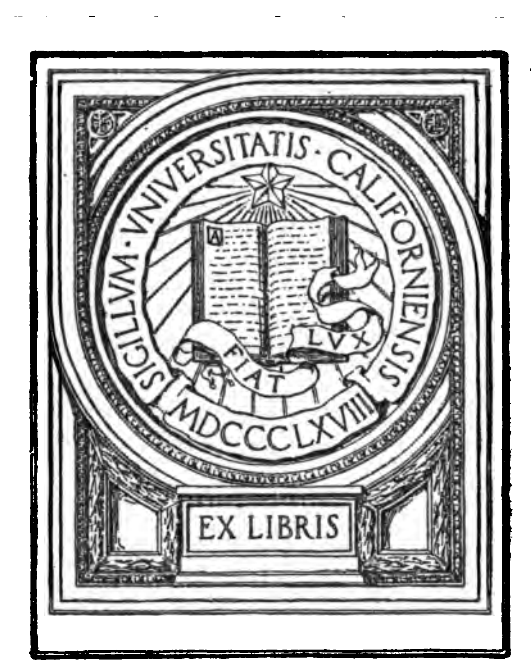
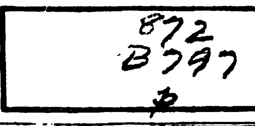
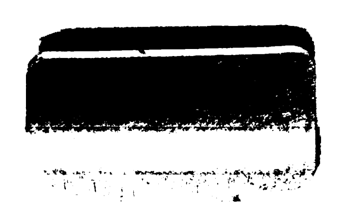


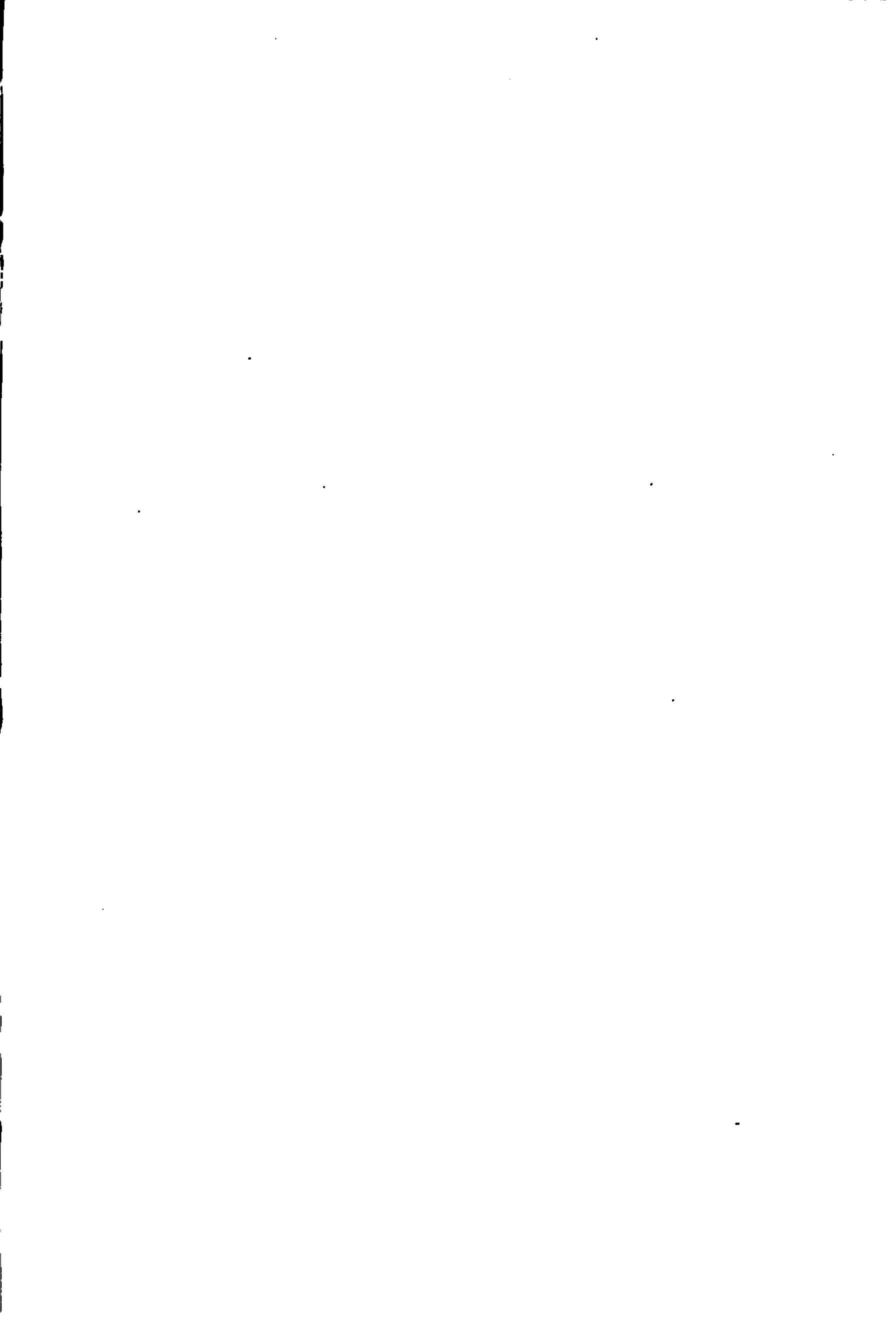


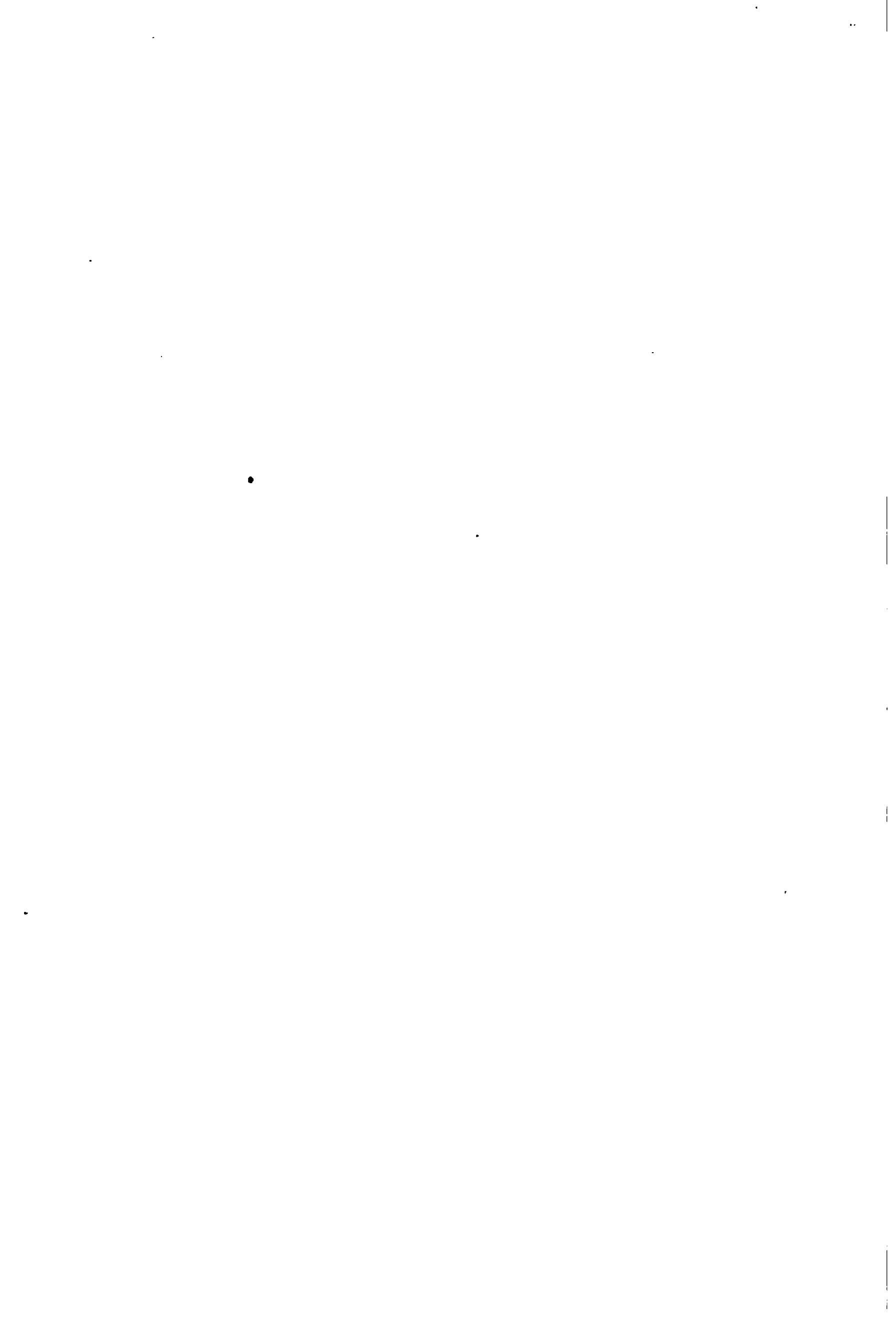



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS









Ferdinande Freiin von Brackel

Prinzeß Ada



Prinzeß Ada

Novelle von

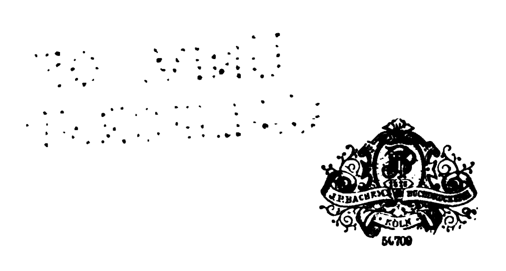
Ferdinande Freiin von Brackel

Sechste und siebente Auflage

(Achtes und neuntes Tausend)



Köln a. Rh.
Verlag und Druck
von J. P. Bachem



Verlags-Nr. 613
(seit 1900)



1

> Der Zufall würfelt die Menschen oft zusammen, wie es der keckſten Berechnung nicht möglich geworden wäre.

Im bayriſchen Gebirge liegt einer jener kleinen Luftkurorte, wie ſie in den letzten Jahren mehr und mehr entſtanden ſind.

Die Wiſſenſchaft hat Luftwechſel und Luftkuren in Aufnahme gebracht; die Mode hat dieſe Neuerung befürwortet, und die Gewinnſucht, welche auch im einſamſten Gebirge nicht fehlt, hat ſie auszubeuten gewußt.

In einem ſchmalen Tale, das ein nicht unbedeutender Gebirgsſee faſt ganz ausfüllt, zieht ſich das Dorf dem Ufer entlang. Grüne Matten, kräftige Waldungen, ſanft anſteigende Höhen und ſchroffe Felspartien bilden ſeine Umgebung. Ueber den nächſtgelegenen Bergzug hinweg ſieht man in der Ferne die ſchneebedeckten Häupter einiger Alpenrieſen leuchten, und hier und da ſteigt aus den Waldungen ein kühnes Horn auf, eine ſeltſame Felsformation, welche der Landſchaft einen originellen Ausdruck gibt.

So iſt das hübſche Auſſee wohl geeignet, der Romantik der Städter zu genügen, um ſo mehr, da es bei

aller Einsamkeit doch nicht allzusehr vom Weltverkehr abgeschnitten ist. Ein Stündchen nicht üblen Weges führte zur nächsten Bahnstation, welche einer der südwärts gehenden Hauptlinien angehört. Der anmutige Flecken war daher von gebirgslustigen Gästen leicht ausgekundschaftet und hat sich rasch seiner neuen Bestimmung angepaßt. Die freundlichen, aber immerhin echt ländlichen Wohnungen der Bewohner suchte man nach Möglichkeit den Bedürfnissen der Fremden entsprechend zu gestalten. Unternehmungslustige Geister ließen einige Villen entstehen, deren Verandas und Balkone die besten Lagen und die schönste Aussicht auf den See usurpierten. Am Ufer hat man eine Anlage geschaffen, welche abgeschlossene Ruhepunkte und Aussichtsplätze bietet. Die Wege zu den nächsten Höhen sind zugänglicher gemacht, um den Anforderungen schönheitsdurstiger Fremden zu genügen, welche beschwerliche Pfade scheuen.

In keinem Jahre war es in Aussee noch so lebhaft gewesen wie in einem Sommer der sechziger Jahre. Zum großen Staunen der Ausseer hatte plötzlich eine Schar von Gästen, den ersten aristokratischen Kreisen der Residenz angehörend, um Wohnungen sich bemüht. Bald darauf hielten die Fremden ihren Einzug. Es sah eigen genug aus, wenn die feinen Salonherren und Damen diesen primitiven Wohnungen entstiegen und die bescheidenen Gassen des kleinen Ortes durchwanderten. Die meisten hatten ihre Ansprüche und Lebensgewohnheiten sehr herabstimmen müssen. Aber man schien entschlossen, Idylle zu spielen und einen Reiz darin zu finden. Am bevorzugtesten waren die Glücklichen, welche eine der neuen Villen erhascht hatten. Mit einigem Unmut hatten daher die Fremden auch die Nachricht entgegengenommen, daß die hübscheste und größte Villa schon mit Beschlag

belegt sei, obgleich deren Mieter noch nicht angelangt waren.

Wenige Tage nachdem die ganze Flut der Residenzler über Aussee hereingebrochen, hatte sich früh morgens auf der Veranda einer ansehnlichen Villa eine kleine Gesellschaft zum Frühmahl versammelt, welche aus zwei Damen und einem Herrn bestand. Der Platz des letzteren am Frühstückstische war noch leer, da er angelehnt an einer der Säulen stand, ganz versunken in den Anblick der schönen Natur. Die beiden Damen, eine ältere und eine jüngere, waren indes mit ihrem Morgen-Imbiß beschäftigt. Die reiche Ausstattung des Frühstückstisches wie die Eleganz der Toiletten verriet, daß man die Idylle nicht zu ernsthaft auffaßte. Die jüngere der Damen schien höchstens eine Watteausche Idylle im Auge gehabt zu haben. Das Ganze wurde der neuesten Mode bis aufs äußerste gerecht; nur war in allem ein gewisser ländlicher Charakter gewahrt, der die jugendliche Schönheit der jungen Frau auf das vorteilhafteste hervortreten ließ. Ihre ältere Gefährtin, eine würdige Erscheinung, schon über die mittleren Jahre hinaus, war nicht minder elegant, wenn auch in ernsterem Stil gekleidet. Sie war augenblicklich ganz von ihrem Mahle in Anspruch genommen, wie das bei älteren Leuten oft der Fall ist. Nur hier und da fand sie ein Wort für ihre jugendliche Nachbarin, einen Blick für die schöne Umgebung.

Die junge Dame nippte achtlos an ihrer Tasse; ihr Blick suchte weniger die schöne Aussicht als den stummen Gefährten, den sie halb staunend, halb ungeduldig beobachtete. Sie schien nicht recht zu begreifen, wie man ihre reizende Gegenwart so vollständig vergessen könne, und ihre roten Lippen warfen sich schmollend auf.

„Ich begreif' nicht, Vetter, wie Sie diese Blendung

ertragen," bemerkte sie endlich etwas gereizt, zum zwanzigsten Mal einen großen Fächer entfaltend und eben so rasch wieder schließend. „Das Glitzern der Sonne auf den Wellen ist hier schon unerträglich. Sie müssen Adleraugen haben, daß Sie so lange hinausschauen können. Amüsant ist's grad' nicht, wenn Sie bloß den See anstarren!" setzte sie in süddeutschem Dialekt hinzu, dessen gemütlichen Tonfall auch die eleganteste Weltdame selten verleugnet.

„Wir werden unseren Frühstücksplatz hier aufgeben müssen, Herbert, wenn die Aussicht dich so stumm macht," meinte nun auch die ältere Dame. „Komm lieber und laß dich nieder. Rosa und du, ihr müßt eigentlich noch Bekanntschaft machen. Du hattest uns all die Jahre schmählich vernachlässigt und hast viel nachzuholen."

Der so von zwei Seiten angegriffene junge Mann sah sich fast betroffen um. Adleraugen hatte er eben nicht, dafür zeigten seine Augen ein zu weiches Blau; dennoch war es ein ernster, stolzer Blick, mit dem sein schönes männliches Antlitz den Damen sich zuwandte. „Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, ein so unliebenswürdiger Gast zu sein," gab er zurück, den Damen gegenüber seinen Platz einnehmend. „Wer aber so lange nur die nützliche Ackerscholle gesehen, wird ganz hingerissen von der Schönheit des Gebirges. Jedenfalls hätte ich jetzt eher eine Blendung zu befürchten," fügte er galant hinzu, indem er zu seiner anmutigen Nachbarin hinüberblickte. „Ein Einsiedler und Ackerbauer gleich mir hat ohnedies wenig zu berichten, was zwei Damen der großen Welt, wie die Gräfin Vehr und die gefeierte Gräfin Rosa, interessieren könnte."

„Nun, der Weltton scheint dir noch nicht abhanden gekommen zu sein," lachte die ältere Dame, „und ich gebe

nicht alle Hoffnung auf, dich in unserem bildenden Umgange wieder vollständig zu zivilisieren."

„Nach Ackerbauer oder Einsiedler schauen Sie auch gar nicht aus," meinte Gräfin Rosa, die den Baron mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete und sehr gnädig die zuvorkommende Wirtin machte. „Sie werden sich aber schon anstrengen müssen, sich wieder gut mit uns zu stellen. Alfred hat's Ihnen arg verübelt, daß Sie im vorigen Jahre zu unserer Hochzeit nicht herüber gekommen sind. Nicht wahr, Mama?"

„Deshalb bin ich jetzt dem ersten Winke meiner liebenswürdigen Tante gefolgt," gab er zurück. „Im vorigen Jahre war es mir leider unmöglich; ich fand so viel zu tun vor, daß ich mir alle Vergnügen versagen mußte."

Bei dem Worte „versagen" drohte ihm seine Tante mit dem Finger. „Wir kennen dich schon," sagte sie. „Aber dies einsame Leben auf dem Lande ist noch nichts für deine Jahre. So lange deine Eltern lebten, ließ ich es gelten; aber jetzt . . ."

„Und den ganzen Winter haben Sie allein gesessen in Ihrem Schloß?" warf seine Cousine mit unverhohlenem Erstaunen dazwischen. „Was haben Sie nun den langen Tag mit sich angefangen? Warum sind Sie nicht zu uns in die Stadt gekommen? Es war so belebt diesen Winter, Sie hätten sich amüsieren können."

„Vielleicht wäre es allzu gefährlich für mich geworden," gab Herbert zurück, dem seine Cousine anmutig genug erschien, um ihre naive Art unterhaltend zu finden. Er mochte nicht eingestehen, daß ihm selbst der heutige Morgen schon länger erschienen war, als mancher Tag inmitten seiner Beschäftigung. „Aber auch Sie, schöne

Cousine,“ fuhr er fort, „scheinen dem Stilleben nicht abhold. Eine junge, elegante Frau, wie Sie, sucht meist andere Kurorte auf, als solch ein kleines Gebirgsdorf. In Baden-Baden, Interlaken oder Trouville hätte ich Sie eher gesucht.“

„Als ob ich mir das Nest aufgesucht hätte!“ schmollte die junge Frau.

„Ist Alfred so tyrannisch?“ fragte Rothkirch lachend.

„Nun, er hat sich in den Kopf gesetzt, ich hätte mich diesen Winter allzu sehr angestrengt, und hat sich mit dem Doktor zusammengesteckt, um das langweiligste Nest auszusuchen, was nur zu finden war. Aber ich hab' ihnen doch einen Streich gespielt,“ fuhr sie triumphierend fort. „Wie ich hörte, daß ich ins Gebirg sollte, hab' ich nichts gesagt, als: es sei gut. Aber dann hab' ich es meinen besten Freunden und Bekannten mitgeteilt, und wir haben verabredet, daß wir alle zusammen gehen wollten. Wir hatten den Winter hindurch fest zusammengehalten und eine scharmante Koterie gebildet. Da haben sie auch jetzt mich nicht im Stich gelassen und sind alle mit herausgekommen. Die Wesselhofens, die Lilienbachs, zwei scharmante junge Menagen, die Sparenbergs mit ihrem Buben; die Oberrheins mit ihren Töchtern kommen nach. Graf Charmilly von der französischen Gesandtschaft hat sich uns ebenfalls angeschlossen, und einige von den jungen Herren wollen öfter auf acht Tage herüberkommen. Wir haben uns vorgenommen, alles Mögliche hier aufzustellen.“

So plauderte sie weiter, indes Rothkirchs Miene bei der Nennung eines jeden neuen Namens betroffener wurde. „Und alle diese Menschen sind wirklich hier?“ fragte er erstaunt. „Was sagt aber meine würdige Tante zu so kühner Ueberschreitung der ärztlichen Vorschriften?“ wandte er sich an die Gräfin Behr.

Diese zuckte die Achseln und fiel ein: „Daß man den großen Kindern den Willen tun muß. Und daß wir Alten manchmal arg hinters Licht geführt werden," fuhr sie fort. „Alfred schrieb mir so desperat, sein Frauchen bedürfe der Gebirgsluft, und es sei ihm schrecklich, sie hier in der Einsamkeit zu wissen, da er Geschäfte halber sie nicht begleiten könne. Da mußte ich wohl oder übel seiner Bitte Folge leisten und ihr zur Gesellschaft mitgehen. Das Wort Gebirgseinsamkeit aber gab mir den Gedanken ein, auch dich zu zitieren. Ich wußte, daß das Wort Gebirg eine Art Beschwörungsformel für dich ist, und du hattest mir ja geschrieben, daß Geschäfte dich diesen Herbst nach Süddeutschland riefen. Nicht wahr, wegen der Auseinandersetzung mit den Verwandten deiner Mutter in München hast du zu tun?"

Herbert nickte. „Ich würde etwas später gekommen sein," meinte er. „Aber dein Wunsch war mir Befehl, und ein paar stille Tage hier in eurer liebenswürdigen Gesellschaft zu verleben, ist eine verlockende Aussicht."

Bei den Worten „stille Tage" lachte die ältere Gräfin Behr herzlich. „Nun, es ist ein Trost, wenn man nicht allein in die Schlinge gefallen ist. Mein Amt wird es wohl sein, zu sorgen, daß das tolle Volk es nicht zu arg treibt."

„Gelt, Mama, es macht dir auch Spaß?" meinte ihre Schwiegertochter. „Wir haben schon allerlei unternommen, was gar lustig war. Vorgestern hatten wir eine scharmante Bergpartie. Gestern haben die Wesselhofens eine Gesellschaft unten am See gegeben, wo wir uns überhaupt täglich vereinigen, wenn nichts anderes los ist. Heute nachmittag haben wir eine Kahnfahrt, und die Lilienbach träumt von einem Picknick costumé.

Es ist scharmant, daß Sie gekommen sind; an Herren ist so leicht Mangel."

„Du solltest dich aber hüten, den Einsiedler sogleich mit so vielen Plänen zu überschütten; er nimmt sonst die Flucht, ehe du's denkst."

„Er wird so arg nicht sein; ich denke, wir wissen ihn festzuhalten," meinte die junge Frau, ihm hinter dem Fächer her einen prüfenden Blick zuwerfend, der wohl vorläufig als Fesselungsmittel dienen sollte. „Wenn Sie recht brav sind," fuhr sie fort, „sollen Sie nachher auch ein paar Gemsböcke — beim Alfred — schießen, die hab'ns doch nicht bei euch zu Land.... Apropos, Mama, weißt schon, daß der Prinz Sipolsky kommt?" wandte sie sich an ihre Schwiegermutter.

„Zum Gemsbockschießen?" fragte diese.

„Nein, hierher," gab Gräfin Rosa lakonisch zurück, nur etwas eifrig mit ihrem Fächer spielend.

„Was führt ihn denn hierher? Ich dachte ihn längst auf dem Wege nach Paris. Oder — ja, wollte er nicht in ein französisches Seebad?"

Gräfin Rosa schien nicht darüber im Zweifel, was ihn hierher führe. „Nun ja, er hat zuerst dorthin gewollt; dann hat er aber von Charmilly erfahren, daß wir alle hier sind, und hat erklärt, auch kommen zu wollen. Charmilly hat ihn schon vorgestern erwartet."

„Dann wird er gestern abend mit mir zugleich eingetroffen sein," sagte Herbert. „Ich sah an der Station einen Herrn, dessen Züge mir bekannt vorkamen. Es muß Prinz Sipolsky gewesen sein. Ich sah ihn viel zur Zeit, als ich am Rhein studierte. Den hätt' ich freilich nicht hier im Gebirge erwartet. Es müssen übrigens noch mehr Gäste angelangt sein," fuhr Herbert fort; „noch zwei andere Extraposten schlugen den Weg hierher

ein. Aussee wird Ihnen ein Denkmal setzen müssen, daß Sie dem Orte einen solchen Umschwung verleihen. Wen erwarten Sie noch, schöne Cousine?"

„Keinen von uns," erklärte die Gräfin Rosa achselzuckend. Sie hatte eine Art, das Wörtchen „uns" zu betonen, als schließe es eine Welt in sich. „Die Oberrheins kommen erst nächste Woche."

„Dann werden es die Gäste sein, welche drüben in der Villa erwartet werden," meinte die Gräfin. „Sagten die Leute nicht, daß es eine Prinzeß Raesdorf sei, die mit einer Tochter oder Nichte kommen wolle?"

„Kann schon sein," erwiderte Gräfin Rosa gleichgültig. „Ich hab' mich geärgert, daß die Villa nicht zu haben war: sie hätte mir viel besser gepaßt."

„Die Raesdorfs könnten eine ganz angenehme Zugabe zu unserer Gesellschaft werden. Ich sah in meiner Jugend viel eine Prinzessin Raesdorf, die freilich jetzt schon recht bejahrt sein müßte," bemerkte die ältere Gräfin Behr.

„Ich hoffe nur nicht, daß ihnen einfallen wird, sich uns anzuschließen," eiferte Rosa; „das würde eine fatale gêne geben."

„Prinzen werden besser aufgenommen," bemerkte Rothkirch mit leiser Ironie. „Uebrigens, Cousine, werde ich bitten müssen, mich ein wenig mit der Tagesordnung bekannt zu machen . . ."

„Es soll eben keine Ordnung sein," unterbrach sie ihn lachend. „Wir wollen tun und treiben, was uns gefällt und wie es gerade paßt. Ist eben nichts vor, so mag jeder seinen Weg gehen; zu Mittag speisen wir um fünf Uhr, und da sind Sie natürlich né prié."

„Es werden wenige Tage geben, wo nichts vor ist," schaltete ihre Schwiegermutter ein.

„Und was ist heute aufgestellt?" fragte Herbert.

„Wir, das heißt die Sparenbergs und Wesselhofens, wollten eine Kahnfahrt unternehmen. Wir werden die Kähne bestellen müssen. Ich habe den Leuten hier schon gesagt, sie müßten ein paar Kähne mehr bereit halten. Wenn Sie aber etwas tun wollen, Herr Vetter, könnten Sie so freundlich sein, Sipolsky aufzusuchen. Er wird Charmilly verfehlt haben, der heute nachmittag erst zurückkommen sollte. Der arme Sipolsky sitzt verlassen den ganzen Tag. Wenn Sie's ihm sagten oder ihn mit hierher brächten, könnte er sich uns zu der Kahnfahrt anschließen."

Herbert verbeugte sich und stellte sich der schönen Cousine zur Verfügung. Uebrigens glaubte er dem Prinzen Sipolsky einen sehr zweifelhaften Dienst zu erweisen, indem er ihn so bald seiner Ruhe entriß. Aber immerhin fand er dadurch Gelegenheit, sich für einige Zeit der Unterhaltung der Damen zu entziehen und der schönen Natur zu widmen.

Baron Herbert Rothkirch zog wirklich die Natur und noch manches andere der Unterhaltung mit seinen lieben Nebenmenschen vor. Seine schöne Cousine würde sehr beleidigt gewesen sein, hätte sie geahnt, daß trotz aller Huld, die sie an ihn verschwendet, der tiefe Atemzug, den er schöpfte, sobald er ihr den Rücken gewandt, der Erleichterung galt. Vielleicht hatte ihr geschwindes Zünglein allzu viel geleistet. Herbert hätte selbst kaum sagen können, was die Verstimmung erzeugte, die ihn erfaßt: ob es der Schwall von Namen war, mit denen seine Cousine ihn überschüttete, oder die Aussicht auf all den Trubel, der in den nächsten Tagen drohte. Der Gedanke, wie er sich demselben baldmöglichst werde entziehen können, war der vorwiegende, als er jetzt dahinschritt, dem Seeufer zu. Die stille Morgenschöne linderte indes bald

das Unbehagen, welches er empfand. Die Gewißheit, daß seine Geschäfte ihm einen passenden Vorwand boten, zu gelegener Zeit den Aufenthalt in Aussee abzubrechen, war ihm ein großer Trost. Nur einige Tage gedachte er seiner Tante, die er wirklich verehrte, noch zu widmen.

Die Schönheit der Umgebung fesselte ihn bei jedem Blick von neuem. Unwillkürlich blieb er stehen, sich dem Eindruck hinzugeben. Das Leben hatte ihn verwöhnt; es war ihm bisher gestattet gewesen, jeder Eingebung leicht folgen zu können. Er war sich dessen nicht bewußt; im Gegenteil, er glaubte sich nach Gebühr gegen jegliche Launen gestemmt zu haben. Erbe eines Namens und Ranges, womit schon alles verknüpft war, was sonst dem Manne als Ziel seines Ehrgeizes vorschwebt, hatte er von Jugend an die Pflicht gefühlt, sich dieser bevorzugten Stellung würdig zu machen. Seine trefflichen Geistesanlagen waren durch eine sorgsame religiöse und vielseitige wissenschaftliche Erziehung entwickelt worden. Weder der Müßiggang noch der Leichtsinn des Lebens hatte ihn verlockt; früh hatte er sich durch sein Studium und im emsigen Schaffen auf seinem Besitztum einen Wirkungskreis geschaffen. Nichtsdestoweniger waren des Lebens strenge Anforderungen, war eine zwingende Notwendigkeit nie an ihn herangetreten. Die laue Luft der Behaglichkeit aber macht den Menschen sensitiv, ohne daß er's weiß.

Herbert war eine stolze Natur, das stand ihm auf der Stirne geschrieben. Dennoch verrieten die Schatten, die so leicht über sein Antlitz zogen, daß weichere Empfindungen bei ihm vorherrschend blieben. Wie allen stolzen und sensitiven Menschen war der Umgang mit seinen Nebenmenschen im allgemeinen ihm wenig zusagend; nur wenige genügten ihm. Da keine Notwendigkeit ihn

zwang, andere zu ertragen, hielt er sich lieber fern von den Menschen und ließ sich an seiner vielfachen Tätigkeit genügen. Dies hatte ihm den Ruf eines Einsiedlers zugezogen, den seine Tante ihm vorgehalten. Hierin lag auch wohl der Grund, daß Baron Rothkirch, obwohl er so ganz in der Lage dazu war, die Wahl einer Lebensgefährtin noch immer nicht getroffen hatte. So ritterlich er allen Frauen gegenübertrat, konnte doch keine sich rühmen, seine Ruhe dauernd gestört zu haben. Er war stolz darauf, weder von Leidenschaft noch von flüchtiger Neigung sich hinreißen zu lassen. Aber eben um dieser stolzen Ruhe willen war er den Frauen interessant. Sie ahnten doch, daß sein Herz eine Glut berge, die nur angefacht zu werden brauchte. Manches schöne Augenpaar wandte sich voll Teilnahme ihm zu, wenn seine schlanke, mittelgroße Gestalt vorüberschritt. Sie zeigte die einfache freie Würde, welche die von Generationen her ererbte Unabhängigkeit höherer Lebensstellung gibt, wenn nicht beschränkter Hochmut sie verdirbt.

Auch jetzt ahnte Rothkirch nicht, daß schon längere Zeit die Augen zweier neugierigen Mädchen ihn beobachteten, die auf das eifrigste mit ihm sich beschäftigten.

Noch während die kleine Gesellschaft auf der Veranda zusammen gesessen, war es auf dem Balkon der daneben liegenden Villa belebt geworden. Ein junges Mädchen war zuerst allein dort erschienen und hatte, kaum minder inbrünstig als Herbert Rothkirch drüben, ihren Blick über die schöne Landschaft schweifen lassen. Sie war so davon hingerissen, daß sie nur stumm bewundernd blieb, indes eine zweite, welche zu ihr trat, ihren Gefühlen lebhaften Ausdruck gab.

„Nun, hab' ich zu viel verheißen, Lorilein? Bist du nicht ganz verzaubert?" meinte sie heiter, indem sie sich

auf den breiten Rücken der Balustrade des Balkons schwang, woselbst ihre leichte Gestalt bequem Platz fand.

„Es ist zu schön, Ada, zu reizend!“ erwiderte diese. „Und dir habe ich diese große Freude zu danken,“ setzte sie warmherzig hinzu. „Es war sehr lieb von dir, dich so für mich zu bemühen!“

Ada lachte. „Es war auch Egoismus. Denke dir, Schäfchen, wenn ich hier mit Tante Raesdorf und meiner guten Miß Godwin allein hätte hausen sollen!“

„Aber ich glaubte, du hättest gerade hierher gewollt und eine Einladung nach einem größeren Badeorte ausgeschlagen? . . . Ich hätte übrigens niemals gedacht, daß das Gebirge mich so entzücken würde,“ fuhr sie fort, da Ada die Bemerkung unbeantwortet ließ.

„Weil du bisher nur verliebt in deine heimatlichen Hügelchen warst und wähntest, nichts schöner finden zu dürfen. . . . Das Schönste ist für mich heute, dich wirklich und leibhaftig neben mir zu sehen. Schwierigkeiten genug hat es gekostet, dich zu bekommen. . . . Was sagte nur dein Papa, als mein siebtes Telegramm anlangte? Entsetzten sich deine sämtlichen Tanten und Onkel nicht über mein Vorgehen?“

„Papa meinte, du seiest eine echte Prinzessin, die keinen Widerspruch kenne und ihren Willen durchzusetzen wisse,“ sagte Lori, leicht errötend. „Uebrigens weiß ich kaum, ob es ganz recht war, jetzt die Eltern wieder zu verlassen. Mama hat wirklich Unterstützung nötig, wenn die Buben daheim sind und so viel Besuch bei uns einkehrt. Meine Pflicht wäre eigentlich . . .“

„Wenn du heute schon von Pflichten redest, Lori, komme ich auf mein altes, von dir so oft getadeltes Wort zurück, daß ich froh bin, keine Pflichten zu haben!“ unterbrach die andere sie. „Was du alles bist, ist wirk-

lich erschreckend: Tochter, Schwester, Nichte, Enkelin, Tante!“ fuhr sie lustig aufzählend fort. „Ich dagegen kann nichts anderes sein als mein eigenes Ich.“

„Außer dem, was du noch alles werden kannst,“ gab Lori neckend zurück.

Aber Ada zuckte die Achseln. „Denke dir nur, welch langweiligen Eindruck eine etwaige Todesanzeige von mir machen müßte, wo um die Welt nichts anderes zu sagen wäre, als daß Prinzeß Ada das Zeitliche . . .“

Aber Loris Hand schloß ihr den Mund. „Wie kannst du so Häßliches sagen!“ rief sie vorwurfsvoll.

„In unserer Familie, wo alles so früh geschieden, daß ich allein übrig blieb, ist der Gedanke nicht so fernliegend,“ antwortete die Freundin. Aber trotz des Anflugs von Schwermut, mit dem sie die letzten Worte gesprochen, hatten ihre stahlblauen Augen schon wieder ein anderes Ziel gesucht und gefunden. „Denke nur nicht, Lori,“ fuhr sie mit rascher Gedankenwendung fort, „daß der Aussee immer so goldig ausschaut. Er kann Tage haben, wo er grenzenlos melancholisch ist, wie unsereins auch. Uebrigens scheint das kleine Nest wirklich einen Aufschwung genommen zu haben seitdem ich das letztemal hier war. Sieh nur, was für elegante Gäste dort in der Veranda Platz genommen haben.“

Lori, welche sich an die Freundin geschmiegt und deren letztere Aeußerung noch nicht überwunden hatte, warf einen ziemlich gleichgültigen Blick hinab. „Der Kammerdiener deiner Tante redete davon, daß dieses Jahr viele Fremden sich hier eingefunden,“ sagte sie.

„Zwei Damen und ein Herr,“ zählte Ada. „Der Herr hat sich uns gegenüber gar unhöflich gesetzt: Rückenansicht und von der Säule versteckt. Jetzt steht er übrigens auf und tritt vor. Blond, Mittelgröße, höchst schick.“

„Die eine der Damen ist wunderhübsch," lautete die Beobachtung Loris. „Alles, was sie umgibt, sieht elegant und reich aus. Wer mag es sein?"

„Ich bin groß im Kombinieren," sagte Ada, angesichts der Fremden ihre kühne Stellung auf der Balustrade verlassend. „Solche Joppe trägt kein Norddeutscher in Damengesellschaft; selbst im Gebirge würde er sich dazu kaum aufschwingen."

„Ausgenommen in meiner Heimat," meinte Lori. „Dort würdest du es auch finden."

„Wenn er nur die Güte hätte, einmal hierher zu schauen, daß wir den beau cavalier zu Gesicht bekämen," plauderte Ada weiter. „So, jetzt tut er uns den Gefallen. Er empfiehlt sich den Damen und wird wohl dieses Weges kommen ... Wie der zu grüßen versteht! Nicht einer unter hundert weiß so vornehm zu grüßen. Ich muß erfahren, wer das ist. Der geht und steht doch endlich einmal ohne alle Nebenfärbung."

„Ohne was?" fragte Lori erstaunt.

„Der Militär geht und grüßt wie ein Militär, der Beamte wie ein Beamter, der Diplomat wie ein Salonmensch; dieser grüßt wie einer, der er selbst ist," erörterte Ada ihren Ausspruch.

Aber Lori hörte in diesem Augenblicke schon gar nicht mehr auf ihre Auseinandersetzung. Ihr Blick ruhte wie gebannt auf Rothkirch, der eben angesichts des Sees stehen geblieben war. „Ada!" rief sie ganz erregt, „ich glaube, ich kenne ihn."

„Du kennst ihn? ... Das erste Menschenkind, welches uns hier unter die Augen tritt?" fragte Ada erstaunt.

„Ja," versicherte Lori; „ich glaube wirklich, daß er es ist. ... Ich kenne ihn eigentlich nicht, Papa kennt

ihn," setzte sie verwirrt hinzu, da der Freundin Augen mit einem gar neckenden Ausdruck sich auf sie richteten.

„Ich glaube, daß er es ist, — ich kenne ihn, — ich kenne ihn nicht, — Papa kennt ihn!" wiederholte Ada. „Lori, das klingt bedenklich! Kaum hier angelangt und schon einen Ritter, der deinen holden Spuren folgt! Wer ist der geheimnisvolle »Er«, Komtesse Hochberg?"

„Es kann ein Irrtum sein. Du sagtest selbst gestern: wer noch nicht viel hinausgekommen, finde überall Aehnlichkeiten," wehrte sich Lori. „Ich meine nur, es müßte ein Baron Rothkirch sein. Eines seiner Güter liegt in unserer Nachbarschaft, und er war früher oft zu Hochberg. Wie sollte er aber hierher kommen?"

„Vielleicht vermittelst Bahn und ähnlicher nicht ungewöhnlicher Verkehrsmittel, — vielleicht auf Flügeln der Liebe, weil er weiß, daß eine gewisse junge Dame in Aussee ist," neckte Ada weiter.

„Unsinn!" warf Lori hin, und doch stahl sich auf ihre Wangen eine leichte Röte, die alsbald von Ada bemerkt wurde. „Du errötest, Lorilein," rief sie lustig.

„Ach, du weißt längst, daß ich stets erröte, wenn du mich so ansiehst," verteidigte sich Lori. „Es wäre aber ein eigener Zufall, wenn Baron Rothkirch jetzt auch gerade hier wäre. Vor meiner Abreise hörte ich daheim, er würde auf seinem Gut erwartet."

„Ist er verheiratet oder ledig?" inquirierte Ada mit komischem Ernst weiter.

„Ledig," gab Lori lachend zurück. „Wer mögen aber die Damen sein? Soviel ich weiß, hat er weder Mutter noch Schwester mehr."

„Vielleicht hat er aber eine Frau, ohne daß du es weißt, und ist eben jetzt auf der Hochzeitsreise. Die junge

Dame sah hübsch und elegant aus, wie es zu solchem Falle paßt."

Lori schien einigermaßen betroffen. „Er hätte meinen Eltern seine Verheiratung sicherlich angezeigt," sagte sie. „Uebrigens waren sie auch zu drei, und das ist man doch nie auf der Hochzeitsreise."

„Schau, Lori, wie klug du schon bist!" lachte Ada. „Aber wenn er noch keine Frau hat, will er sich vielleicht gerade eine nehmen. Es könnte auch seine Braut sein, und zu der gehört eine Mama oder Tante. Uebrigens, Liebchen, um dein Herz und meine Neugier zu beruhigen, könnten wir einen Spaziergang an den See unternehmen. Wer weiß, ob wir nicht das Glück haben, jemand zu begegnen, der uns nicht kennt, den aber Papa kennt. . . . Du brauchst nicht so erschreckt auszusehen," fuhr sie fort, als sie in Loris bedenkliches Gesichtchen sah. „Wir werden uns doch diesen Morgen nicht einsperren? Ich gedenke täglich um diese Zeit an den See zu wandern oder mit dem Kahne zu fahren. In solch kleinem Gebirgsnest wird die Etikette nicht so plagen, daß man nicht zu jeder Zeit ausgehen kann," setzte sie ungeduldig hinzu, als sie in Loris Mienen noch immer eine Einwendung las.

„Aber deine Tante," meinte Lori zögernd.

„Meine Tante ist die liebenswürdigste aller Chaperonnen! Sie erhebt selten Einwendungen, vielleicht weil sie nur Tante entferntester Sorte ist und ahnt, daß ich nicht leicht zu regieren bin," antwortete Ada, indem sie schon ihre Toilette durch Hut und Handschuhe ergänzte, die im Vorzimmer bereit lagen.

„Zu viel Regentenblut in den Adern," sagte Lori, sich ebenfalls zu dem Ausgang anschickend.

„Zu viel!" betonte Ada, nichtsdestoweniger ihren Kopf noch etwas stolzer erhebend. „Aber mache dich auch

bereit, Lorilein, und vergiß nicht, daß wir . . ." Doch Lori war entwischt, ehe Ada ihre Mahnung zu Ende brachte.

Eine Weile später schritten die Damen den Strand entlang. Beider Erscheinung wäre nirgends unbeachtet geblieben. Lori Hochberg gebührte unbedingt der Preis der Schönheit. Ihre hohe, schlanke Gestalt überragte um ein Bedeutendes ihre Freundin, die regelmäßig gezeichneten Züge zeigten einen überaus anmutigen, sonnigen Ausdruck, und das dichte blonde Haar, welches hinten zu einem mächtigen Knoten sich schlang, fiel selbst unter der Hutbedeckung durch seine Fülle auf. Doch auch Prinzeß Adas zierliche Formen waren von ungemeinem Ebenmaß, und ihr elastischer Gang, ihre stolze Haltung paßten gut zu dem energischen Antlitz, den stahlblauen Augen, die unter dunkeln Wimpern hervorblitzten. Sie war einfach gekleidet, einfacher noch als ihre Freundin. Die schlichte Art harmonierte aber gut mit ihrem Wesen, und ein Kennerauge würde dennoch den besonderen Typus des Ganzen verstanden haben. Nicht jeder weiß so schlichten Stoff in dieser Weise zu tragen. Die beiden Damen gerieten in eine angelegentliche Unterhaltung mit einem der Bootführer, den sie für den Nachmittag dingen wollten. Der hübsche Bursche bedauerte, den Damen nicht dienen zu können, da er schon gemietet sei. Drei Herren kamen indessen langsam plaudernd eben des Weges geschritten und warfen erstaunte Blicke auf die jungen Damen.

„Ah ça, quelle perle de beauté!" rief der kleinste der Herren, seine Begeisterung nicht länger bemeisternd, ehe er noch vollständig außer Hörweite war. „Eine magnifike Erscheinung, diese Blonde — superb und reizend zugleich."

„Sie müßten die Dame doch eigentlich kennen, Charmilly," versetzte der andere. „Sie sind ja der kühne Unternehmer dieses Gebirgsrendezvous, und die Damen gehören doch gewiß zu Ihrem auserwählten Kreise."

„Mais non, mais non," eiferte der kleine Franzose. „Ich sage Ihnen, Prinz, ich sah sie nie. Es müssen Passanten sein oder drüben von T. herübergekommen."

Den Herren schien es selbstverständlich, daß sie umkehren und den Weg der Damen noch einmal kreuzen müßten. „Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben," sagte Baron Rothkirch, welcher der dritte der Herren war. „Es soll gestern abend eine Prinzeß Raesdorf in der Villa neben der unserigen angelangt sein."

„Welche von beiden mag die Prinzeß sein?" fragte der Prinz, mit Hülfe seines Pincenez einen sehr aufmerksamen Blick den Damen nachsendend, welche jedoch eben in der Wendung eines Weges den Blicken der Herren sich zu entziehen suchten. „La blonde, sans doute la blonde," versicherte Charmilly. „Diese königliche Haltung, das distinguierte Aeußere — aber interessiert Sie la belle princesse?" plauderte er weiter.

„Wir sind noch weitläufig verwandt mit den Raesdorfs," erklärte Prinz Sipolsky ziemlich nachdenklich, seinen Schnurrbart zur feinsten Spitze wirbelnd. „Eine Verwandte von mir sagte, ich würde die Prinzessin hier treffen," fuhr er nach einer Pause fort. „Doch kenne ich sie persönlich noch nicht. Sie soll sehr hübsch . . ."

„Und nun zwei Schönheiten auf einmal," seufzte Charmilly. „Aber die kleine Brünette verliert entschieden neben der Blonden."

„Ich weiß nicht," meinte Rothkirch. „Jedenfalls würde ich die Kleine für die Prinzessin halten: jeder Zoll eine Königin."

Die Herren, welche inzwischen wieder in die Nähe der Villen gekommen waren, hatten im Eifer des Gesprächs die leichten Schritte der Damen nicht beachtet. Wieder kreuzten sich ihre Wege. Die Herren traten etwas zurück; aber Baron Rothkirch griff im selben Augenblick an den Hut, und ein scheuer, leichter Gruß der blonden Dame antwortete ihm.

„Ah, Sie kennen sie doch!“ rief Charmilly fast vorwurfsvoll. „Sie wollten uns nur auf die Folter spannen, Baron.“

„Nein, ich erkannte sie erst jetzt,“ sagte Rothkirch; „zu meiner Beschämung muß ich das gestehen. Täusche ich mich nicht, so ist es eine Komtesse Hochberg aus meiner Heimat. Ihr väterliches Gut liegt in der nächsten Nachbarschaft meiner Besitzung Walbeck. Ich war oft zu Hochberg; doch war die junge Dame damals noch Kind. Die letzten Jahre brachte sie in einem Pensionat zu, so daß ich sie erwachsen noch nicht sah.“

Damit traten die Herren in die Villa Rosa, wie Graf Charmilly zu Ehren der augenblicklichen schönen Bewohnerin das Haus getauft hatte.

„Du sprachst ja niemals von einer so reizenden Nachbarin,“ sagte Gräfin Behr, als einige Augenblicke später die Gesellschaft im Salon versammelt war, und Vicomte Charmillys bewegliche Zunge eine hinreißende Beschreibung der schönen Blonden und der Erkennungsszene mit Rothkirch entworfen hatte. Aber vielleicht wegen der etwas starken Färbung dieser Schilderung blieb Rothkirch kühl und wiederholte nur seine Erklärung, daß er die junge Dame lange nicht gesehen habe.

„Wenn sie eine Hochberg von Hochberg ist, muß ich ihre Mutter kennen,“ meinte Gräfin Behr, die Aeltere, vieles Interesse zeigend. „Ich habe Gräfin Hochberg in

den ersten Jahren ihrer Heirat viel gesehen; wir waren innig befreundet. Es wird mich ungemein freuen, ihre Tochter kennen zu lernen. Wie mag sie nur zu Prinzeß Raesdorf gekommen sein, und in welchem Verhältnis zu ihr stehen?“

Gräfin Rosas Laune trug keine besonders rosige Färbung, obschon der schöne Prinz glücklich in ihren Salon eingelaufen war. Prinz Sipolsky schien ihr zu zerstreut und präokkupiert bei dem Wiedersehen. Vielleicht auch hatte Charmillys begeisterte Beschreibung der neu auftauchenden Sterne einen kleinen Stachel in ihrem Gemüt hinterlassen. „Ich finde es sehr anmaßend von diesen kleinen Prinzessinnen, sich mit einem quasi Hofstaat zu umgeben,“ sagte sie gereizt. „Noch weniger begreife ich, wie eine Dame von wirklich guter Familie sich dazu entschließt. Oder sind die Hochbergs in wenig guten Verhältnissen, daß sie ihrer Tochter eine solche Stellung geben?“ schloß sie geringschätzig.

Ueber Rothkirchs Antlitz flog der Schatten, den ein unzarter Ton stets bei ihm hervorrief. „Die Familie Hochberg ist in so glücklicher Lage, und ihr Name ein so angesehener, daß sie ein solches Mißverstehen der Situation gar nicht zu befürchten braucht,“ sagte er scharf. „Die Fürsten Raesdorf aber sind von solch altfürstlichem Stamm und mit so vielen Regentenhäusern verwandt, sie stehen manchem Throne so nahe, daß weder eine Gräfin Hochberg noch eine Gräfin Behr sich zu scheuen brauchte, in ein solches Verhältnis zu ihnen zu treten. In diesem Falle jedoch, glaube ich, wird es lediglich ein Freundschaftsverhältnis sein; die Komtesse Hochberg wird sich der Prinzessin nur für diese Reise angeschlossen haben. Graf und Gräfin Hochberg würden sich sicher nicht auf längere Zeit von ihrer Tochter trennen. Ich entsinne

mich auch, daß Graf Hochberg von einer Reise seiner Tochter in das Gebirge sprach."

Rothkirch hatte warm gesprochen, da im Sinne seiner Freunde und seiner Cousine jene Bemerkung ihn verletzt hatte. Bei seinen letzten Worten sah seine Tante ihn scharf an; es schien ihr klar zu werden, warum Herbert zu dieser Gebirgstour sich so rasch hatte bereit finden lassen. Rosa erklärte lachend dieses Zusammentreffen der Gebirgsreisen für mindestens sehr romantisch. Charmilly indes bemerkte, die Prinzessin müsse jedenfalls wenig eitel sein, daß sie eine so schöne Freundin zur Begleitung wähle.

„Vielleicht hat sie die Eitelkeit, sich nichts daraus zu machen," entgegnete Rothkirch, innerlich unendlich gelangweilt von all dem Geplauder.

„Ich denke, auf Grund meiner früheren Freundschaft mit ihrer Mutter werde ich die junge Hochberg durch ein Billett bitten, zu mir zu kommen," sagte Gräfin Behr. „Ich werde mir dies Altersvorrecht nehmen dürfen, da ich ja nicht weiß, ob die Prinzeß Raesdorf geneigt sein wird, Besuche zu empfangen. Dies kann ich ihr dann anheimgeben und von ihr erfahren, wie es mit ihren Absichten gegenüber den Damen unserer Gesellschaft steht."

„Gräfin, Sie sind adorable!" rief Charmilly. „Denken Sie sich diesen Zuwachs zu unserem Picknick. . . . Je mehr jüngere Kräfte, um so eher wird unser Plan durchdringen," wandte er sich an Gräfin Rosa, diplomatisch seiner Befriedigung über den Vorschlag diese Wendung gebend.

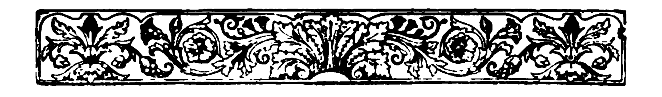
Rothkirch beteiligte sich nicht weiter an dem Gespräche. Er war an das Fenster getreten und schaute, ebenso versunken wie am Morgen, auf die Landschaft hinaus.

„Werden Sie Ihre schöne Landsmännin aufsuchen und der Prinzessin Raesdorf Ihren Besuch machen?“ fragte die Stimme Sipolskys neben ihm.

Rothkirch schaute auf. „Wenn die Zeit meiner Anwesenheit hier es mir gestattet,“ gab er kühl zurück.

„Sie würden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie mir behülflich wären, die Bekanntschaft mit der Prinzessin Ada Raesdorf ohne Aufsehen zu vermitteln. Man hat mir den Wunsch ausgesprochen, die Bekanntschaft der Prinzessin zu suchen — enfin, Sie werden verstehen, — es ist der Grund meines hiesigen Aufenthalts. Wozu unnötige Schachzüge versuchen? Die junge Dame soll aber sehr eigener Natur sein, sagte man mir. Sobald sie irgend eine Absichtlichkeit bemerkte, würde jede Möglichkeit ausgeschlossen sein.“

Der Prinz sprach mit einiger Kälte und ohne Umschweife. Für beide Teile wäre die Partie eine ganz zusagende gewesen; dennoch berührte der Gedanke Rothkirch fast noch unangenehmer als das Gespräch von vorhin. Sipolsky war zwar kein junger Mann mehr, sah aber noch gut aus; er galt bei den meisten als schöner Mann und genoß in seinen Kreisen einer gewissen Beliebtheit. Aber man sah, und Rothkirch überdies wußte es, daß er mit gar tiefen Zügen aus des Lebens Becher getrunken. Der einst feurige Blick hatte sich in vielen Passionen verzehrt, und eine schlaffe Blasiertheit charakterisierte ihn jetzt. Sein Geist hatte sich niemals über das gewöhnlichste Niveau erhoben. Unversehens tauchte vor Rothkirchs innerem Blick jene elastische Gestalt auf, die in jeder Bewegung sprühendes Leben, frische Jugendkraft zeigte und deren blaue Augen etwas vom Blitzen des Stahles hatten. Aber immerhin . . . was ging es ihn an, wenn der Prinz ihre Bekanntschaft suchen wollte?



2

> Kannte sie nie ein anderes Band
> Als des Blutes, die schüchterne Hinde;
> Und nun einer, der nicht verwandt —
> Ist das nicht eine schwere Sünde?
>
> Annette v. Droste.

Während in Gräfin Rosas Salon jene Begegnung besprochen wurde, waren auch die jungen Damen mit dem kleinen Ereignis beschäftigt.

„Das war schrecklich," meinte Lori, „so zweimal den Herren zu begegnen. Ich dachte, sie würden längst fort sein, als wir zurückkehrten."

„Jedenfalls weißt du jetzt, daß er »Er« ist," gab Ada gleichmütig zurück. „Aber Aussee ist langweilig geworden," setzte sie ungeduldig hinzu, Hut und Handschuhe zur Seite werfend. „Man wird nicht einmal mehr ausgehen können, ohne einer Flut von Menschen zu begegnen."

„Wer mochten die anderen Herren sein?" fragte Lori mit einiger Neugier. „Der schlanke, dunkele sah sehr gut aus."

„Findest du? . . . Geschmackssache! Dein Baron sieht besser aus. Uebrigens bist du eine undankbare Seele und hättest lieber nach deinem begeisterten Verehrer

fragen sollen. Wie sagte er doch? »Belle Blonde! Magnifike Erscheinung!« Dein Baron wird hoffentlich nicht eifersüchtig werden."

„O, der hat etwas ganz anderes gesagt: »Jeder Zoll eine Königin,«" wiederholte Lori, froh, der Freundin die Neckerei wiedergeben zu können.

„Wenn das ein Kompliment ist!" meinte Ada.

„Jedenfalls ist es, was du am liebsten hörst, das mußt du eingestehen," lachte Lori, die Freundin umarmend. „Und du siehst, er hat dich gleich erkannt. Ich weiß, er würde dir gefallen, wenn du ihn kennen lerntest," setzte sie ernsthafter hinzu. „Papa sagt, er sei ein geistvoller und sehr tüchtiger Mann. Er fragte Papa oft um Rat, als er noch in Walbeck wohnte."

„Da hat er Papa auch jetzt wahrscheinlich gefragt, wo sein Töchterchen sei. Wir werden wohl den Anfang zu einem sehr interessanten Roman hier erleben. Laß mich nur diesen erst auslesen," setzte sie hinzu, sich mit einem Buche bewaffnend. „Später werde ich nur für deinen Roman noch Interesse haben."

Ada vertiefte sich wirklich in ihr Buch; sie schien das Thema als abgetan betrachten zu wollen. Ab und zu irrte freilich ihr Blick beobachtend zur Freundin hinüber, die sich indessen angelegentlich mit einer Handarbeit beschäftigte. Für Lori war aber das Thema nicht so leicht abgetan. Ihr Herzchen klopfte gar unruhig, während sie so emsig die Nadel führte. Diese zufällige Begegnung mit Herbert Rothkirch war ihr mehr, als sie, selbst um alles in der Welt, ihrer liebsten Freundin eingestanden hätte.

Lori Hochberg war noch gar jung; sie hatte eben erst ihren achtzehnten Frühling erreicht. Sie war daheim bei ihren Eltern in sorgsamster Obhut aufgewachsen und

hatte, eine zweijährige Pensionszeit ausgenommen, ihr Heim kaum verlassen. Aber trotz aller Obhut und obgleich bis vor wenigen Monaten ihre Eltern sie noch beharrlich zu den Schulkindern zählten, hatte ihr Herz schon seinen Traum, so ängstlich sie sich auch hütete, sich denselben zum Bewußtsein kommen zu lassen. Rothkirch hatte einige Jahre, bevor der Tod seines Vaters ihn zum Herrn aller seiner Besitzungen gemacht, das Gut Waldeck bewohnt. Es war in nächster Nachbarschaft von Hochberg gelegen, wie Lori ihrer Freundin erzählt hatte. Herbert Rothkirch verkehrte damals viel mit der Familie Hochberg, da der Graf ihm sehr zusagte und der ganze Familienkreis sympathisch für ihn war. Mädchenherzen sind unberechenbar. Der ernste junge Mann, der meist in angelegentliche Gespräche mit ihrem Vater vertieft war, hatte dem Gemüte des heiteren, sonnigen Kindes einen tiefen Eindruck gemacht; vielleicht weil sein ernstes, gesetztes Wesen so im Widerspruch stand mit der lauten Schar der Brüder, welche sie umgab; vielleicht auch, weil sie sein Lob stets von den Lippen all der Ihrigen hörte; nicht minder wohl um der ritterlichen Art willen, mit der er allen weiblichen Wesen begegnete, von ihrer würdigen Großmutter angefangen bis zu ihr selbst herab. Das hoch errötende Schulmädchen empfand es tief, wenn er ihr schon die Vorrechte der Dame zukommen ließ oder den Brüdern gegenüber ihre Rechte wahrte. Lori hatte kaum gewußt, wie er allmählich ihr Held geworden, mit dem kein anderer sich vergleichen ließ — Papa ausgenommen, wie sie pflichtschuldigst stets beifügte. Dennoch war es ihr ein paarmal vorgekommen, als ob Baron Rothkirch zu Pferde wirklich noch schöner aussehe wie Papa. Jedenfalls war sie immer die erste gewesen, die zum Fenster gesprungen, sobald sie besagtes Pferd nahen

hörte. Einmal sogar hatte sie sich sehr schuldig gefunden, da sie in der Kirche ihn mit dem heiligen Hubertus im Glasfenster vergleichen mußte, der kaum schöner und andächtiger ausschaute als er.

Herbert Rothkirch ahnte nicht das mindeste von der Verehrung, die Lori ihm weihte. Er hatte aus jener Zeit kaum eine andere Erinnerung von ihr, als die eines hübschen, hoch aufgeschossenen blonden Kindes, das ziemlich linkisch die Hand zum Gruße bot und schweigend hinter der Mama Stuhl verharrte. Nur zuweilen war sie in seiner Gegenwart aufgetaut, wenn er ihren Brüdern sich widmete, die ihm kaum weniger zugetan waren, da ihnen Rothkirch, als der liebenswürdigste Nachbar, seine Jagdgründe und Pferde stets gern zur Verfügung stellte.

In der Pension wurde Lori über die Art ihrer Gefühle etwas aufgeklärt. So manche der jungen Damen, welche ihre Mitschülerinnen waren, hatten schon ihren erwählten oder ihren erträumten Helden, und waren stolz, davon zu reden, was Loris ganzes Entsetzen wachrief. Sie begriff jedoch jetzt, warum es ihr ein solches Glück dünkte, wenn in einem Brief aus der Heimat Rothkirchs Name erwähnt wurde, und sie bewahrte solche Briefe als besondere Heiligtümer. Sie vergoß sogar einige Tränen, als es sich fügte, daß er unmittelbar vor ihrer Ferienzeit Walbeck wieder verlassen hatte. Aber es würde ihr die schrecklichste Entweihung gedünkt haben, hätte jemals eine Andeutung davon über ihre Lippen gehen sollen. Sie unterwarf ohnehin ihr Herz oft einer scharfen Prüfung: ob es nicht überhaupt unrecht sei, an Herbert zu denken? Aber sie wollte ihn ja nur ganz im stillen verehren.

So erfuhr auch Ada Raesdorf, ihre beste Freundin, mit welcher sie den größten Teil ihrer Pensionszeit zusammen verlebte, nichts von ihrem Herzensgeheimnis. Die

Wahrheit zu sagen: der Held ihrer Träume trat allmählich zurück vor dem warmen Freundschaftsgefühl, das jetzt Loris Denken und Empfinden beschäftigte. Die beiden Mädchen hatten sich auf das innigste einander angeschlossen. Ada Raesdorfs stärkerer Geist war eine Art Stütze und Halt für Lori, indes deren lebhafteres Gefühl, ihr sonniges Gemüt auch in Adas Herzen wärmere Gefühle weckte. Da Ada als einzig überlebendes Kind eines Zweiges des fürstlich Raesdorfschen Hauses ziemlich vereinsamt in der Welt stand, hielt sie mit um so größerer Wärme die Freundschaft für Lori fest, auch nachdem sie das Pensionat verlassen hatte.

Um deswillen hatte sie alle möglichen Anstrengungen gemacht, Loris Begleitung zu dieser Reise zu gewinnen. Lori wußte ihrerseits, wie sehr die wiederholt von ihr geäußerte Sehnsucht nach einer solchen Reise für Ada ein Beweggrund gewesen war. Da Loris Mutter durch Kränklichkeit und die Pflichten eines großen Familienkreises an ihr Daheim gefesselt war, hätte sie zudem keine Aussicht zur Erfüllung eines solchen Wunsches gehabt.

Die Eltern hatten nun den Bitten Adas nachgegeben und Lori die Freude gegönnt, welche sie so innig ersehnte. Ihre Reiselust war zwar ein wenig gedämpft worden, da sie kurz vor ihrer Abreise hörte, Rothkirch habe gerade für diese Zeit in Walbeck sich angesagt. Seit ihrer Rückkehr in das väterliche Haus war die Erinnerung an ihn neu erwacht.

Er lebte nach wie vor lebhaft in aller Gedanken; bei jeder Gelegenheit zollte man ihm das größte Lob und sprach das Bedauern aus, ihn jetzt so wenig zu sehen. Die Damen besonders beschäftigten sich angelegentlich mit der Frage, weshalb er noch immer nicht zur Wahl einer Lebensgefährtin geschritten. Man begann allerhand

Gründe dafür geltend zu machen, deren manche Lori geradezu mit Empörung erfüllten: so ihrer Großmutter kühles Urteil, daß ein gewisser Stolz, den Rothkirch besitze, ihn nur schwer eine Wahl treffen lassen werde. Am besten sagte Lori noch der Ausspruch ihrer milden Mutter zu, welche meinte, wenn er erst die Rechte gefunden, werde er gewiß nicht zögern; er habe ja noch Zeit, zu warten, bis diese Rechte ihm begegne. War es Zufall oder nur Spiel ihrer Phantasie gewesen — es hatte ihr gedünkt, als habe dabei ein wohlgefälliger Blick der Mutter sie gestreift.

Lori hatte nicht gewagt, den dabei in ihr aufsteigenden Gedanken auszudenken; aber sie hatte an dem Tage ihren Spiegel ernstlicher zu Rate gezogen, als sie es sonst zu tun pflegte. Sie konnte dabei nicht leugnen, daß ihre Gestalt schlanker und stattlicher war, als die ihrer meisten Freundinnen. Sie hatte selbst anerkennen müssen, daß ihr Haar in seltener Fülle und Schöne herabfloß, und ihr eigenes Gesichtchen hatte ihr gar lieblich entgegen gelacht, obschon sie sich redlich bemühte, die Nase ein wenig zu kurz, die Augen etwas zu klein zu finden. Adas Augen, hatte sie sich gesagt, seien doch bedeutender, größer, strahlender. Nichtsdestoweniger hatte sie an der eigenen Wohlgestalt große Freude empfunden, die seltsamerweise in die Frage auslief: was wohl Baron Rothkirch sagen würde, wenn er sie wiedersähe? Sie hatte sich dann aber gründlich ihrer Eitelkeit geschämt und sich ernst darüber zur Rechenschaft gezogen. Auch das kleine Weh, das sie zu empfinden glaubte, weil sie ihn abermals verfehlen sollte, war über den neuen Eindrücken der Reise sehr geschwind in Vergessenheit geraten.

Der Held ihrer jugendlichen Träume würde wohl kaum ihre Gedanken gestört haben, wenn nicht diese uner-

wartete Begegnung in Aussee gekommen wäre. Jetzt war freilich ihr Herz in bedeutende Unruhe versetzt und erging sich in allerhand kühnen Vermutungen. Adas neckendes Wort, daß er vielleicht vom Vater ihre Anwesenheit zu Aussee erfahren habe, spukte ihr arg im Köpfchen. Sie suchte sich zwar einzureden, daß er wahrscheinlich nur auf der Durchreise sei und sie ihn möglicherweise nicht weiter zu sehen bekommen werde. Doch diente das nur dazu, ihre Gedanken desto mehr mit ihm zu beschäftigen. Die Anwesenheit der Damen, in deren Gesellschaft sie ihn sah, gab ihr ein unheimliches Gefühl. Sie entsann sich einiger Andeutungen, die sie daheim vernommen, als ob Rothkirch bereits durch eine Neigung gefesselt sei.

Sie nahm sich aber vor, durch keine Frage neuen Anlaß zu Neckereien zu geben, wenn auch ihr Blick sich unwiderstehlich nach der Veranda wandte.

Die Veranda blieb leer; auf dem See sah Lori jedoch zwei Boote schwimmen, welche eine heitere Gesellschaft von Herren und Damen trugen.

Als bei Ada der lebhafte Wunsch erwacht war, das gleiche Vergnügen zu genießen, aber kein Boot mehr zu haben gewesen, war die Prinzessin ziemlich verstimmt; sie erklärte abermals, es sei unleidlich, Aussee so mit Menschen gefüllt zu sehen, daß man in jeder Weise geniert werde. Diese Mißstimmung vermochte Lori jedoch nicht mitzuempfinden.

Am anderen Morgen dagegen empfing Ada ihre Freundin in übermütigster Laune. Ob Lori von ihrem fahrenden Ritter geträumt habe, fragte sie, und was sie ihr gebe, wenn sie alle neuesten Nachrichten über ihn berichte? Sie sei doch die edelste Seele der Welt, meinte sie, sich so für die Freundin zu bemühen. Ein guter

Regent, plauderte sie weiter, müsse vor allem darauf bedacht sein, stets mit Nachrichten gut bedient zu werden; diese Regententugend unter anderen besitze sie in hervorragender Weise. Der fahrende Ritter sei wirklich und wahrhaftig der Baron Herbert Rothkirch auf Walbeck, Schönau und Richtwegen ꝛc., wie sie mit lustiger Emphase betonte, ohne sich durch Loris Erwiderung beirren zu lassen, daß sie das längst wisse. Er sei an dem gleichen Abend mit ihnen angekommen, fuhr Ada fort, wohne ebenfalls drüben in der Villa und habe auf eine Woche gemietet. Die ältere Dame sei eine Gräfin Behr; die jüngere aber sei allen Gerüchten zufolge — Ada machte eine Pause, und ihre Stimme nahm einen ganz wehmütigen Klang an. Trotz aller Bemühungen gleichgültig drein zu schauen, konnte Lori einer unangenehmen Spannung sich nicht erwehren.

„Sie ist seine wirkliche und leibhaftige Cousine," brach endlich Ada in tollem Jubel aus, Lori umfangend und sie zu einer lustigen Galoppade den Balkon entlang zwingend. „Seine wirkliche Cousine ist sie," plauderte Ada dann atemlos weiter, „und dabei vollkommen außer Tragweite, da sie schon Grafens-Gattin ist, wie man das hier graziös bezeichnet. Sie ist die Schwiegertochter der älteren Dame, welche eine Tante deines Barons ist. Die junge Frau soll mehrere Wochen hier im Gebirge zubringen und hat die Villa auf zwei Monate genommen. Es sind noch gar viele Fremde aus der Residenz hier, lauter Namen der ersten Gesellschaft. Dein Baron muß übrigens nicht wegen einer Luftkur hier sein, da er nur wenige Tage zu bleiben beabsichtigt. Wenn er nur nicht am Ende doch pour les beaux yeux seiner Cousine hier weilt!" setzte sie mit einem gewissen tragischen Ausdruck hinzu.

„Nicht wahr, Miß Godwin?“ wandte sich Ada an die ernste Engländerin, die schweigsam an der Tee-Urne ihres Amtes waltete, „nicht wahr, es kommt oft in der großen Welt vor, daß schöne Frauen junge Männer derart zu bestricken wissen, daß dieselben sich nie aus diesen Banden zu lösen vermögen, daß sie Jahre und Jahre ihnen zu Füßen liegen, ohne für eine andere Neigung Raum zu haben, und einsam ihr Leben . . .“

Miß Godwins mißbilligende Blicke hatten vergeblich versucht, den unerschöpflichen Redestrom der jungen Dame zum Einhalten zu bringen, und ein noch strafenderes Kopfschütteln hatte ebensowenig Erfolg. „Die junge Frau sah wohl aus wie solch schöne Sirene,“ fuhr Ada unermüdlich fort. „Eigentlich dürften wir Loris unschuldigen Sinn noch gar nicht mit so schrecklichen Geschichten trüben, da sie volle vierzehn Monate jünger ist als ich. Aber, Miß Godwin, einige Gefahren und Klippen . . .“

Miß Godwin unterbrach das lose Geplauder aber jetzt in ihrem schärfsten Tone, indem sie meinte, Prinzeß Ada könne fürwahr diese Sonntag-Morgenstunde besser benutzen, als zu solch unnützem Gerede. Die strenge Mahnung vermochte aber nicht Adas gute Laune zu unterdrücken. Lachend sprang sie auf und umarmte die ernste Mahnerin, indem sie dabei behauptete, sie halte nie ihren Morgen für gut angewandt, wenn sie mindestens einmal vor dem Morgenimbiß ihre allerliebste Miß Godwin ein wenig geärgert habe; das sei die einzige Rache, die sie sich gönne für alle Barbareien, die sie während ihrer Kinderzeit von Miß Godwin habe erdulden müssen. Die böse Anschuldigung stand freilich mit der innigen Umarmung, die sie der guten Dame jetzt nochmals angedeihen ließ, nicht recht in Einklang.

Die von Miß Godwin vorgebrachte Erinnerung an

den Sonntag setzte jedoch allem ferneren Geplauder ein Ziel, indem die Kirchzeit nahe war. Die beiden Mädchen bekamen Gelegenheit, in der kleinen Kirche eine Uebersicht über die zu Aussee weilenden Gäste zu gewinnen. Dieselben bildeten ein ganz stattliches Kontingent, sehr zur Zerstreuung der jüngsten und jüngeren Kirchenbesucher, welche stets verstohlen nach den Fremden blickten.

Lori hatte sich gegen etwaige Zerstreuungen durch den festen Vorsatz gerüstet, nach niemand umzuschauen; sie heftete ihre Blicke mit ernster Gewissenhaftigkeit auf ihr Gebetbuch. Dadurch entging sie der nächsten Gefahr, die bewundernden Blicke aufzufangen, die ihr galten. Gräfin Vehr, die ältere, glaubte nie Anmutigeres gesehen zu haben, als dies reizende, in Andacht versunkene Gesichtchen; selbst am heiligen Orte konnte sie es sich nicht versagen, ihren Neffen aufmerksam darauf zu machen. Gräfin Rosa zuckte zwar etwas herabsetzend die Achseln über dies enthusiastische Lob; doch mußte sie sehen, wie selbst die Blicke ihres ausgesprochenen Verehrers, des kleinen Vicomte, beharrlicher sich jener Richtung zuwandten, als mit der Andacht verträglich war. Auch Prinz Sipolsky fand sicherlich die heilige Handlung weniger lang, nachdem seine dunklen Augen diesen Merkpunkt gewonnen. Ada hatte durchaus keinen Vorsatz gegen etwaige Zerstreuungen gefaßt. Ihre Bemerkung: „Dein Baron ist ja sehr fromm; er hat sich nicht ein einziges Mal nach dir umgeschaut,“ ließ darauf schließen, daß sie selbst sich zur Beobachtung einige Zeit gegönnt hatte. Jedenfalls rechtfertigte er Loris spitze Antwort über das zueignende Fürwort: „Du denkst selbst viel mehr an ihn als ich, und redest auch mehr von ihm.“

Neben dem Baron hatte Ada die anderen ebenfalls nicht übersehen; denn sie entwarf ihrer Tante, der alten

Prinzeß Raesdorf, bald darauf eine muntere Schilderung der betreffenden Persönlichkeiten. Es geschah wohl aus Rücksicht für Loris Gefühle, daß sie dabei unterließ, den Baron ihrer Kritik zu unterziehen; um so mehr bespöttelte sie den beweglichen Vicomte, den schwarzen, ewig den Schnurrbart streichenden Herrn, und wußte Gräfin Rosa nicht ohne Ironie zu schildern. Nur der Gräfin Behr erkannte sie zu, daß dieselbe eine ungemein vornehme Erscheinung sei, die ihr sehr gefalle.

Noch während dieser Plauderei überbrachte ein Diener ein Billett und zwei Visitenkarten. Ein Lächeln umspielte Adas Lippen, als sie die erste Karte anschaute und dieselbe Lori hinreichte. Bei der zweiten malte sich einiges Erstaunen in ihren Zügen, und ungeduldig warf sie dieselbe zur Seite. Es sei überflüssig, daß Prinz Sipolsky sich hierher bemüht habe, meinte sie; die Fürstin Welsenheim sei unausstehlich mit ihren Plänen, murmelte sie für sich. Hoch erglühend las Lori indessen das Billett der Gräfin Behr, worin dieselbe, auf die Freundschaft mit ihrer Mutter fußend, den Wunsch aussprach, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie habe diesen Weg gewählt, schrieb sie, da sie nicht wisse, ob die Prinzessin Raesdorf geneigt sei, Besuche zu empfangen; in diesem Falle werde sie nicht verfehlen, ihre Aufwartung zu machen, da sie schon früher die Ehre der Bekanntschaft der Prinzessin Augusta Raesdorf gehabt. Lori gab das Briefchen Ada zum Lesen.

Das Billett war formell gehalten, ein wenig älteren Stils als die jetzt übliche leichtere Art brieflichen Verkehrs. Es entzückte Ada gerade so, wie es Lori beängstigte. Natürlich, meinte Ada, sei nur e i n e Form der Antwort möglich, nämlich die, daß sie gleich heute zusammen der älteren Dame einen Besuch machten; Lori müsse in ihrer

Eigenschaft als Tochter der Freundin, und sie selbst in Erwiderung auf diese rücksichtsvolle Anfrage die Antwort persönlich überbringen.

Prinzessin Augusta Raesdorf war bald gleicher Meinung, wie sie es meist war, wenn ihre Nichte in ihrer raschen, entschiedenen Weise eine Ansicht vortrug. Die beiden standen darum nicht schlechter zusammen. Die klare, bestimmte Art der jüngeren Dame überhob die ältere vielen Schwankungen und Erwägungen, die sonst sie bedrückt haben würden. Sie hatte bisher auch nie gefunden, daß Ada die Grenzen ihres Bestimmungsrechtes überschritt. So fand auch deren weitere Auseinandersetzung bei ihr ein sehr geneigtes Ohr. Ada gedachte die Gräfin Behr zu bitten, Lori wie sie selbst unter ihre Flügel zu nehmen, um sie in den größeren Gesellschaftskreis einzuführen. Unter Miß Godwins Schutz allein konnten sie nicht wohl daran teilnehmen; und sie fühlte sich doch verpflichtet, Lori an diesen Zerstreuungen teilnehmen zu lassen. Lori selbst war über diese Anschauung maßlos erstaunt und widersetzte sich lebhaft. Ada habe ja noch gestern geäußert, wie unlieb ihr die Anwesenheit so vieler Fremden in Aussee sei; wie könne sie nur daran denken, dem ganzen Kreise sich anzuschließen?

Ada lachte. „Die schlechtesten Regenten sind die, welche unabänderliche Prinzipien aufstellen,“ meinte sie, — bei ihrem gut legitimistischen Blute eine völlige Ketzerei. Lori, erklärte sie, solle nur nicht so entsetzlich langweilig sein, sich stets zu erinnern, was sie gestern oder vorgestern gesagt habe; Lori habe jetzt nur darüber nachzudenken, wie sie sich wunderbar reizend zu dem Besuch bei Gräfin Behr herrichten könne. „Apropos, Herzchen, hast du mir nicht einmal erzählt, als Kind hättest du während einer heiligen Messe nicht beten können, weil du immer einen

Anwesenden mit St. Hubertus hättest vergleichen müssen?" fuhr Ada fort. „Gestehe nur ein, daß der Baron Rothkirch es gewesen ist! Mir ist das heute morgen klar geworden, als ich ihn kniend sah. Nur ein klein wenig demütiger soll St. Hubertus ausgesehen haben; aber etwas Stolz ist für einen gewöhnlichen Sterblichen kein Fehler."

Diesmal fand Lori ihrerseits der Freundin Gedächtnis unausstehlich; sie bereute sehr, ihr die kleine Geschichte erzählt zu haben.





3

Es tauscht der Mensch den Vorteil der Gesellschaft
Nur für die Freiheit seines Herzens aus.

Raupach.

Die Zeit des Aufenthaltes in Aussee dünkte dem Baron Rothkirch schon lang, obschon erst der dritte Tag sich seinem Ende näherte. Die Ansprüche an seine Freiheit waren indessen gering gewesen; die neuen Bekanntschaften hatten sich leicht und ungezwungen angeknüpft, und er hatte manche Beziehung gefunden. Dennoch sympathisierte er mit Graf Sparenberg, der die Bekanntschaft mit der Frage eröffnete, ob er ebenfalls von der hirnverbrannten Idee angesteckt sei, hier die Landluft zu suchen, wo er doch gewiß auch ein schönes Gut daheim habe. Er wolle nichts gegen das Gebirge sagen, meinte der Graf; zum Anschauen sei es recht schön; aber verstehen würde er nimmer, warum er sich hier in dem Nest unbequem einengen solle, während sein Schloß leer stehe, und die Luft dort allen Generationen bislang gut genug gedünkt; was das Vergnügen und die Geselligkeit beträfe, so habe er im Winter wahrlich zur Genüge davon gehabt. Graf Sparenbergs lebenslustiges Weiblein aber

war durchaus nicht derselben Meinung; sie fand den Aufenthalt reizend, die Luft für ihre Nerven besonders heilsam. Auf dem langweiligen Gut gab es keine Gesellschaft, oder nur solche, die Ansprüche an die Hausfrau machte; in Aussee war es daher unendlich bequemer. Immer eifriger steckte sie mit den anderen jungen Frauen zusammen, um stets Neues aufzubringen, was den „séjour“ noch amüsanter machen sollte.

Die vielen Pläne, die in der Luft schwirrten, besonders das Picknick, nahmen immer unheimlichere Gestalt an. Die Gegenpartei, in der Graf Sparenberg das lauteste Wort führte, während die Gräfin Behr ihn unterstützte, bestand nur noch aus einigen Herren, denen der Gedanke, eine Maskerade aufzuführen, doch allzu abenteuerlich erschien. Aber Gräfin Rosa wollte etwas Besonderes, noch nie Dagewesenes leisten, von dem sie eine gewisse Unsterblichkeit in den Annalen der Geselligkeit erhoffte. Die Damen waren zum größten Teil auf ihrer Seite. Rothkirch verhielt sich passiv; er hegte den festen Vorsatz, sich dem Unternehmen fern zu halten, wenn es wirklich zur Ausführung kommen sollte. Lori Hochberg hatte er noch nicht begrüßen können, da er nicht anwesend war, als die Damen seiner Tante ihren Besuch machten. Nur einmal war er noch Prinzeß Ada begegnet; er fand sie auf einsamer Kahnfahrt begriffen. Um diesen Genuß hatte er sie fast beneidet, da er inmitten der großen Gesellschaft sich befand, deren nichtiges Geplauder zu der ernsten, stillen Umgebung wenig zu passen schien. Einen Augenblick lang hatte ihn der Gedanke beherrscht, die großen blauen Augen hätten ihn gestreift, als die Kähne aneinander vorüberflogen; ihr ruhiger, stolzer Blick hatte ihm den Vergleich mit einer Königin von neuem nahegelegt.

Am Nachmittag sollte er nun die Bekanntschaft der Damen machen. Die Gesellschaft, die für diesen Tag nichts „aufgestellt“ hatte, versammelte sich in der Anlage am See, und dort wollte Gräfin Behr ihre neuen Schutzbefohlenen in die Gesellschaft einführen. Sie war darin dem Wunsche der Prinzessin äußerst bereitwillig nachgekommen und wurde nicht müde, zu erzählen, mit welcher Liebenswürdigkeit Ada diesen Wunsch vorgetragen.

Herbert Rothkirch mochte sich kaum eingestehen, daß er mit einiger Spannung diesem Augenblick entgensah, obschon es natürlich war, daß er des Wiedersehens mit seiner jungen Landsmännin sich ungemein freute. Die gegenseitige Begrüßung war demnach besonders herzlich. Der Ausdruck einer schüchternen und doch intensiven Freude, die ihm entgegenstrahlte, war wohl dazu angetan, ihm das Herz ein wenig zu erwärmen. Es durfte ihm schon schmeicheln, wie genau Komtesse Hochberg sich des Tages des letzten Zusammenseins mit ihm entsann und naiverweise seine unklaren Erinnerungen darüber auf das genaueste berichtigte. In Wahrheit war alles darauf Bezügliche ihm aus dem Gedächtnis entschwunden. Er mußte sich eingestehen, daß sie wirklich auf das reizendste sich entwickelt hatte, und fing an, die überschwengliche Begeisterung seiner Tante zu begreifen.

Lori fühlte sich angeheimelt, daß sie unter all den fremden Gestalten jemand hatte, mit dem sich von ihrem Heim und von all ihren Lieben plaudern ließ. Ihre anfängliche Befangenheit verlor sich bald, und sie bemühte sich um so mehr, Unbefangenheit zu zeigen, weil sie ahnte, daß ein paar stahlblaue Augen sie beobachteten.

Rothkirch war auch Ada vorgestellt worden. Ihre Begrüßung war einfach und weniger zurückhaltend als

den anderen gegenüber. Sie habe schon gehört, sagte sie, daß er ein Freund und Landsmann der Komtesse Hochberg sei; Lori sei ganz glücklich, jemand aus der Heimat hier angetroffen zu haben; sie hoffe nur, Baron Rothkirch werde ihre Heimatsgefühle nicht allzu sehr steigern; denn schon oft genug träten diese zutage. Komtesse Hochberg habe ihr die große Freude bereitet, sie hierher zu begleiten, und Gräfin Hochberg sei ein Engel an Güte, daß sie es erlaubt habe. Sie zittere nur, daß diese Erlaubnis allzu früh zurück genommen werden möchte.

Adas Rede klang ganz wie durch den Moment eingegeben; aber Rothkirch verstand ihre Absicht alsbald und wußte ihr Dank dafür. Die Bemerkung der Gräfin Rosa über Loris Stellung hatte bei ihm ein gereiztes Gefühl zurückgelassen, so entschieden auch seine Antwort gewesen war. Er hätte freilich keinen anderen Grund dafür angeben können, als daß er die Tochter seiner Freunde ungern in einer gewissermaßen abhängigen Stellung sehe.

Der Takt, womit die Prinzessin jeder verkehrten Auffassung vorzubeugen wußte, sagte ihm sehr zu. Ada zeigte im Kreise fremder Personen nichts von der neckischen, übermütigen Mädchenlaune, die daheim so oft übersprudelte. Sie wahrte mit großer Sicherheit ihre Stellung und nahm die ihr dargebrachten Huldigungen als etwas Natürliches an, ohne die ihrer Jugend gebührende Bescheidenheit zu verletzen. Den älteren Mitgliedern der Gesellschaft gegenüber beobachtete sie große Rücksicht; bei der Gräfin Vehr nahm diese etwas kindlich Ehrfurchtsvolles an, was ihr ungemein wohl kleidete.

Rothkirch hatte seinen Platz neben Lori behalten. Er sagte sich, daß als Freund ihrer Eltern er gewissermaßen

die Pflicht habe, ihr in diesem fremden Kreise seinen Schutz zu leihen, besonders da allmählich auch die anderen Herren sich um sie sammelten. Graf Charmilly suchte angelegentlich Loris Aufmerksamkeit zu gewinnen; aber Rothkirch liebte seinen leichten Ton durchaus nicht. Auch Prinz Sipolsky, der anfangs versucht hatte, sich der Prinzessin Ada zu nähern, von ihr aber eine ziemlich kühle Behandlung erfahren hatte, war jetzt zu Lori getreten. Wenn seine Zunge auch stumm blieb, sprachen seine Augen um so deutlicher. Aber trotz der Anstrengung ihrer übrigen Verehrer wandte Lori sich stets mit einem hübschen kindlichen Vertrauen wieder Rothkirch zu, als sei nur sein Wort ihr maßgebend. So geschmeichelt er sich dadurch fühlen konnte, war dennoch seine Aufmerksamkeit geteilt. Adas kleine Gestalt ihm gegenüber gab ihm unwillkürlich zu denken, ohne daß er zu begründen vermochte, was ihm an ihrer Erscheinung auffalle. Sie stand an Schönheit und Anmut mancher ihrer anwesenden Mitschwestern nach, und selbst was Eleganz betraf, schien sie auf den ersten Augenblick von fast allen überstrahlt.

Nichtsdestoweniger glaubte Rothkirch, daß es eben dies Aeußere sei, was jetzt seine Blicke fessele und sie vor den anderen auszeichne; es lag eine gewisse Ruhe und Harmonie darin, die ihn besonders ansprach. Das elfenbeinfarbige Kleid, das sie trug, umfloß weich ihre anmutigen Formen und stimmte besonders dadurch zu ihrer zierlichen Gestalt, daß weder Auspuß noch Muster dabei wirkte. Der Eindruck war kühl und schlicht; doch war Rothkirch Kenner genug, um zu beurteilen, welch ein feines indisches Gewebe es war; auch hatte er eine dunkele Ahnung von dem Werte der Spitzen, die den schlanken Hals umschlossen und leicht geschlungen herabfielen. Die Nadel, welche dieselben hielt, barg sich be-

scheiden in dem zarten Gewebe, zog aber dennoch aller Augen auf sich, da wohl nur wenige des Besitzes einer solchen Perle sich rühmen durften. Das kleine Barett auf dem dunkeln Haar schien fast ganz aus einer Feder in derselben Elfenbeinfarbe hergestellt; leicht ruhte es auf den schweren Haarmassen, die in ihrer Fülle Loris blonden Flechten wenig nachgaben.

Die Damen mäkelten leise an dieser Toilette; Gräfin Rosa bezeichnete dieselbe als entschiedenen Mißgriff, da das matte Weiß derselben dem bräunlichen Teint der Prinzessin wenig zusage. Aber Rothkirch hatte die Empfindung, das Ganze stehe mit ihrem Wesen vollkommen im Einklang, und das gewann ihm Interesse ab. Die Kopfbedeckung ließ das Gesicht frei, und er mußte zugeben, daß Stolz der Hauptausdruck desselben war, mochte er aus dem großen, freien Blick, aus den hochgeschwungenen Brauen oder aus der kühlen Haltung des Hauptes am klarsten sprechen. Stolz aber war in Rothkirchs Augen kein Fehler. Außerdem sprachen Geist und Leben aus diesem Antlitz. Das klare Auge verriet die Fähigkeit, rasch jeden Gedanken zu verstehen; der Mund schien zu reden, selbst wenn er schwieg.

Diese Betrachtungen beschäftigten Rothkirch genügend, um ihn eine Debatte überhören zu lassen, die ziemlich allgemein geworden war. Graf Charmilly benutzte die Gelegenheit, Lori für das beabsichtigte Picknick zu gewinnen, und hatte eine begeisterte Schilderung des Planes entworfen. Ein kostümiertes Picknick, eine Art Künstlerfest, dem irgend ein poesievoller Gedanke zu Grunde gelegt werden müßte, sollte es sein. Die Damen würden schon etwas Deliziöses ersinnen, meinte er: etwa Auszug in die Berge mit Musik, später Tanz, eine italienische Nacht, ein Märchen aus Tausendundeine Nacht. Mit

rühmlicher Bemühung, die Schwierigkeiten der deutschen Sprache zu überwinden, strengte er sich an, dies auseinanderzusetzen.

Schon eines der genannten Dinge hätte genügt, ein Paar siebzehnjähriger Augen vor Staunen und Erwartung strahlen zu lassen. Lori hatte noch nichts Derartiges erlebt. Ihr bangte ordentlich, daß der schöne Plan verworfen werden könne, und sie begriff nicht, warum man von so vielen Seiten Widerspruch dagegen erhob. Selbst Ada sah bei dem Vorschlage so überrascht und sarkastisch aus, daß Lori ahnte, sie werde sich dagegen erklären.

Graf Sparenberg hatte indessen schon zehnmal den Redefluß des Vicomte in ziemlich ungenierter Weise unterbrochen. Er erklärte im Namen der übrigen, sie wären keine Künstler und wollten es nicht sein; es sei ein kindischer Einfall, maskiert in die Berge hinein zu laufen. Welche Kostüme die Damen etwa anlegen wollten? fragte er; sie möchten mit dem Unsinn warten, bis ihnen wieder vernünftige Salons zu Gebote ständen. Loris Gesichtchen zeigte einen ganz enttäuschten und ernüchterten Ausdruck. Voll Zutrauen und Erwartung wandte sie sich Rothkirch zu, als hoffe sie Hülfe von ihm.

Rothkirch war der Debatte kaum gefolgt und würde eine Viertelstunde früher noch bedeutend entschiedener als alle übrigen den Plan verworfen haben. Ob nun das traurige Gesichtchen seiner hübschen Nachbarin und der Ausdruck des Vertrauens, mit dem sie sich an ihn wandte, ihn rührte, oder ob er sich plötzlich so gesellschaftlich angeregt fühlte, genug, Herbert nahm das Wort für den Plan. Er erklärte, die schönsten Feste seien stets die, welche nicht in Salons, sondern draußen im Freien bei hellem Sonnenschein gefeiert würden; die fröhlichen maskierten Feste hätten ja überhaupt im Lande des Sonnen-

scheins ihren Ursprung. Warum, sagte er, wolle man nicht leichtlebig sein wie Künstler und Kinder — die beiden Menschenklassen, welche allzeit das beste Rezept zum Frohsinn besessen hätten? Es sei gut, fuhr er fort, die nüchterne Wirklichkeit einmal untergehen zu lassen in toller Lebenslust; der einheitliche Gedanke des Festes würde der Mittelpunkt für die Geselligkeit werden, und alle Schwierigkeiten und Hindernisse würden nur die allgemeine Fröhlichkeit erhöhen. Rothkirch sprach, als sei er selbst zum Kinde oder zum Künstler geworden.

Gräfin Rosa und Gräfin Behr sahen überrascht auf; sie hatten von ihm am wenigsten eine Unterstützung des Planes erwartet. Auch Ada blickte erstaunt zu ihm hinüber, als sei es ihr schwer, diese Rede mit seiner Persönlichkeit in Einklang zu bringen. Beider Blicke kreuzten sich, als sendeten sie sich Frage und Antwort. Aber in Adas Blick blitzte jetzt der Schalk auf, und ein feines Lächeln umspielte ihre Lippen, als habe sie erraten, um was es sich handele. In den lauten Beifall, mit dem die jüngere Partei Rothkirchs Rede lohnte, mischte sich auch Loris Stimme; ihr Gesichtchen strahlte vor Wonne, als sie Rothkirch für seinen prächtigen Beistand dankte.

Aber trotz dieses Beifallssturmes war Herbert nicht ganz befriedigt von seinem Erfolge. Das feine Lächeln Adas, das er bemerkt hatte, gab ihm das unbehagliche Bewußtsein, er habe einen falschen Eindruck hervorgerufen. Seine kleine Rede schien indessen alle Gegner des Planes umgewandelt zu haben. Die Gräfin Behr meinte, wenn solch tolle Idee gerechtfertigt erscheine, so wolle auch sie nicht mehr dagegen ankämpfen; natürlich müsse dann aber auch jeder dafür einstehen, und keiner dürfe schließlich fahnenflüchtig werden; dabei drohte sie bedeutsam

ihrem Neffen. Auch müsse man jetzt gleich beschließen, fügte sie bei, in welcher Weise der Plan zur Ausführung kommen sollte, da viel Zeit zur Vorbereitung notwendig sei.

Ein Chaos von Vorschlägen folgte dem vernünftigen Worte. Der Phantasie der Frau von Lilienbach schwebte etwas von Schäferspielen vor. Graf Sparenberg gab den Rat, in der hiesigen Landestracht zu erscheinen, was ihm die bequemste und einfachste Lösung des tollen Gedankens dünkte. Rothkirch bekämpfte aber den Plan auf das entschiedenste; er hielt es nicht für angemessen, die Tracht des Landvolkes zur Maskerade zu benutzen. Ada war sichtlich geneigt gewesen, Graf Sparenberg zu unterstützen; aber Rothkirchs Einwurf schien Eindruck auf sie zu machen, so ernst stimmte sie ihm bei. Dann trat sie selbst mit einem Vorschlage hervor. Wäre ein Zigeunerzug nicht das beste Bild ungebundener Freiheit und ungezwungener Lust? Er lasse der Phantasie so viel freien Spielraum und eigne sich zur Darstellung eines Lagers in den Bergen. Um die Mühen des Auszuges zu erleichtern, könnte derselbe zu Kahn geschehen; am jenseitigen Ufer dürfte man leicht einen Platz entdecken, der sich zur Zusammenkunft eignete. Gräfin Rosa sei als schöne Zigeunerkönigin, Baron Rothkirch als Häuptling — und Lori, wie sie lächelnd beifügte, mit ihrem blonden Haar entschieden nur als das gestohlene Kind, als Preziosa zu verwenden. Gräfin Behr müsse so aufopfernd sein, als Lady patroness des Ganzen zu fungieren. Ada zeigte sichtlich etwas von dem Regententalente, das sie so gern sich zusprach; sie hatte mit vielem Geschick die Situation erfaßt.

Als Graf Charmilly so das große Rätsel gelöst sah, sank er Ada wie begeistert zu Füßen, einen Kranz aus grünen Zweigen als Preis für solch entzückende Gedanken ihr darreichend.

Aber Ada hatte eine Art, auf des kleinen Vicomte Begeisterung herabzusehen, daß ihm ein wenig kühl dabei zumute wurde und er hastig aufsprang.

Nichtsdestoweniger hatte Ada mit ihrem Vorschlage das Rechte getroffen. Gräfin Rosa fühlte sich geschmeichelt, daß Ada ihr die Rolle der Zigeunerkönigin zuerkannt. Gräfin Behr nahm es freundlich auf, als die Leiterin des Ganzen gelten zu sollen. Ihre Villa mit der geräumigen Veranda bot den besten Platz zur Beratung, und sie lud sogleich die Gesellschaft zu allmorgendlichen Zusammenkünften dort ein, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Sie erbat Lori sich als Adlatus, da es voraussichtlich viel zu organisieren geben würde und ihr Alter einer frischen Jugendkraft zur Unterstützung bedürfe. Lori fühlte sich sehr geehrt durch das Vertrauen der Gräfin und nahm strahlenden Blickes ihr Amt an. Ada erbot sich, den geeigneten Platz für das Picknick auszusuchen. Sie kannte die Gegend schon von früher her, und viel Bewegung im Freien war ihr zur Pflicht gemacht. Ob Graf Sparenberg so liebenswürdig sein würde, fragte sie, seinen Groll gegen das Fest zu unterdrücken und ihr auf diesen Forschungsreisen als Begleiter zu dienen? Jedem müsse doch ein Amt zufallen. Graf Sparenberg fand das sehr richtig, wenn man nur mit allem weiteren ihn verschonen wolle. Ueberdies erkannte er an, daß es von der Prinzessin recht liebenswürdig war, von ihm, dem Aeltesten der Gesellschaft, in dieser Weise Notiz zu nehmen.

„Da jedoch drei zu einem Kollegium gehören, um die notwendige Abstimmung vornehmen zu können,“ fuhr Ada mit gewandter Redewendung fort, „so wird vielleicht Herr Baron Rothkirch die Güte haben, der dritte im Bunde zu sein und die Verantwortlichkeit für die wichtige

Wahl mit zu übernehmen. Seine Rede hat die Entscheidung für den Vorschlag gebracht; so darf er sich auch den Mühen der Ausführung nicht entziehen."

Ada hatte sich so entschieden an Graf Sparenberg und Rothkirch gewandt, daß es schien, als wolle sie damit anderen Vorschlägen zuvorkommen. Sie hatte das Rechte getroffen; denn Prinz Sipolsky war eben im Begriff, seine Begleitung anzubieten, als Adas Vorschlag und Rothkirchs Zusage ihn der Mühe überhob. Gräfin Behr staunte abermals über ihren Neffen, als sie ihn auch in diesem Punkte so willfährig sah. Adas Frage hatte Rothkirch zum erstenmal an ihre Seite gerufen; bisher hatte er in Loris Nähe geweilt. Man war schon im Aufbruch begriffen, da der Eifer der Debatte die Gesellschaft länger zusammengehalten hatte.

„Sie haben der Freundschaft heroisch ein Opfer gebracht," sagte Ada zu ihm. „Ihre eigenste Meinung war es doch nicht, diesen Sturm auf uns herabzubeschwören? Aber Sie hatten recht; es wäre allzu hart gewesen, so viele freudebegierige Leute zu enttäuschen. Ich durfte Ihnen da an Großmut nicht nachstehen. Lori wird überglücklich sein. Sie dürfen übrigens jetzt keine Reaktion eintreten lassen," plauderte sie weiter, ihn scharf anblickend, als errate sie seinen Gedankengang.

Sie hatte auch nicht unrecht: eine Reaktion machte sich bei Rothkirch geltend; er bereute einigermaßen den Erfolg, den er erzielt.

„Würden Durchlaucht eine andere Wendung vorgezogen haben?" fragte er. „Huldigen Sie nicht der Ansicht, daß Vergnügen und Freude identisch seien? Nach meiner Anschauung sind sie fast Gegensätze. Ich hätte nur nicht gewagt, diesen ernsten Grundsatz Durchlaucht zuzutrauen."

„Ist der Grundsatz ernst?“ gab sie heiter zurück. „Ich fürchte, er beruht häufig auf einer Neigung, so wenig wie möglich um seinen lieben Nächsten sich zu genieren und mit ihm zusammen zu wirken. Jedes Vergnügen erheischt das mehr oder weniger, während die Freude, als exquisiteres Gericht, allein genossen werden kann. Das ist meist der wahre Grund, warum man sich so gern über das Vergnügen erhaben dünkt. Wenigstens bei mir ist es der Fall,“ setzte sie hinzu, ihn offen anschauend. In den großen Augen stand deutlich zu lesen, daß sie bei ihm den gleichen Fall für wahrscheinlich halte. „Uebrigens haben Sie allzu gut gegen Ihre eigene Ueberzeugung plädiert,“ fuhr sie fort. „Kinder und Künstler haben recht. Fröhlich wird der Mensch in der Masse.“

„Auch glücklich?“ fragte Rothkirch, angeregt durch ihre lebhafte Art und seine Auseinandersetzung.

„Schon des Gegensatzes wegen müßte ich sagen: glücklich nur durch einen Menschen,“ lautete ihre rasche Antwort. „Aber vielleicht wollten Sie gern die stolzere Antwort hören, daß das Glück nur in uns selbst beruht und am tiefsten empfunden wird, wenn wir allein sind. Es klingt stolz, doch ganz richtig ist es nicht. Wer ziemlich allein im Leben steht, weiß das,“ setzte sie mit einem ernsten Anfluge hinzu.

Rothkirch sah in diesem Augenblick, welch wehmütigen Ausdruck ihr freier, frischer Blick annehmen konnte. Er wagte ihre Anspielung nicht zu beantworten, da er bei den Forschungen über ihre Familienverhältnisse, die er in diesen Tagen angestellt, erfahren hatte, wie früh sie vollständig verwaist war.

„Sie sollen aber sehen, wir werden hier sehr fröhlich sein,“ hob Ada nach einer kleineren Pause von neuem an, als habe sie sein Schweigen zu würdigen gewußt.

„Wenn in der Geselligkeit nur ein Mensch ist, der uns Interesse einflößt und Verständnis für uns hat, kann sie uns schon viel sein. Ein Mensch ist uns doch meist der Mittelpunkt des Ganzen . . . Haben Sie in Ihrer Heimat viele so liebliche Erscheinungen wie Komtesse Hochberg?" nahm sie nach abermaliger kurzer Unterbrechung die Unterhaltung wieder auf. „Ist sie nicht ein gar liebes, sonniges Gemüt und ein herrlicher Charakter?"

„Komtesse Hochberg kann stolz darauf sein, so warme Freundschaft eingeflößt zu haben," erwiderte Rothkirch. Er verriet wenig Neigung, über Loris Lieblichkeit sich weiter auszusprechen.

Lori, welche ihren Namen vernommen, wandte sich zu ihnen. „Was soll Komtesse Hochberg?" fragte sie und benutzte die Gelegenheit, Sipolskys Gesellschaft zu verlassen und sich der Freundin zu nähern.

„Sie soll sehr artig sein, damit Baron Rothkirch gute Berichte nach Hochberg senden kann," gab Ada scherzend zurück, die mit Vorliebe Lori gegenüber einen mütterlichen Ton annahm. „Außerdem soll sie unseren Gedanken nachhelfen, wie wir eine möglichst reizende Preziosa aus ihr schaffen, die wert scheint, gestohlen zu werden."

„Du solltest an deine eigene Rolle denken," warf Lori ein. „Du wirst, wie immer, mit anderen so beschäftigt sein, daß du dich selbst vergißt."

Ada bemerkte im selben Augenblick, wie Rothkirchs Blicke ihren Anzug streiften und ein leises, fast ironisches Lächeln auf seinem Antlitz sich zeigte. Sie lachte. „Wir dürfen uns wirklich nicht gleich am ersten Tage so vollkommen erkennen, Baron Rothkirch," sagte sie. „Da gebe ich Ihnen nur eine zarte Andeutung, daß ich Sie

für rasend stolz halte, und Sie beweisen mir, daß Sie meine Selbstlosigkeit stark anzweifeln und meine Eitelkeit erkannt haben. Halten Sie Gedanken über die Toilette für Eitelkeit?"

„Wenigstens für die beste Sorte derselben," gab er ebensogut gelaunt zurück; „besonders wenn der Erfolg gelungen. So vollkommene Harmonie erfordert Nachdenken."

Die Gesellschaft war indes an der Stelle angelangt, wo man sich trennen mußte. Ada bot dem Baron freundschaftlich und freimütig die Hand, wie zur Besiegelung der guten Bekanntschaft, in welche sie getreten. Einen auffallend zärtlichen Abschied nahm Gräfin Behr von Lori; sie schloß das Mädchen so warm in ihre Arme, als habe sie schon ein näheres Anrecht auf sie erworben. Sie vermochte auch ihre Gedanken darüber nicht zu unterdrücken. Sobald sie mit ihrer Schwiegertochter allein war, machte sie dieselbe aufmerksam darauf, welche Veränderung mit Herbert vorgegangen sei, und welchem Einfluß sie das zuschreibe. Hatte er nicht den ganzen Nachmittag an des jungen Mädchens Seite zugebracht? Es sei aber auch eine scharmante Partie für ihn, meinte sie, und sie glaubte fest, daß er um Loris willen nach Aussee gekommen sei. Sie sei wirklich ihrer Schwiegertochter jetzt dankbar für das Vergnügungsprogramm, das den Verkehr um so vieles erleichtere und so unbefangen mache. Was an ihr liege, werde sie tun, um die Sache mit der kleinen Hochberg zu fördern. Ob Rosa nicht bemerkt hätte, fragte sie schließlich, daß auch Sipolsky sich sehr um Lori bemühe und ein bedenklicher Nebenbuhler werden könne.

Gräfin Rosa war aber meist zu sehr mit ihren eigenen Verehrern beschäftigt, um die anderer Damen zu be-

obachten. Sie versicherte in etwas schläfrigem Ton, auf ihrer Chaiselongue sich dehnend, sie habe nichts bemerkt; die Lori sei ganz nett, aber doch nichts weiter noch als ein hübscher Backfisch. Wenn der Herbert sich ein bißchen verliebte, würd's ihm gewiß recht gut stehen; er würde dann nicht mehr ein so arger Philister sein, wie bisher; sie glaube aber kaum, daß er so geschwind darauf hereinfallen werde.

Herbert selbst dachte an dem Abend am wenigsten darüber nach, was ihn veranlaßt hatte, von seinen eigentlichen Ansichten und Absichten abzugehen. Er hatte ein gewisses befriedigendes Gefühl von dem Nachmittag, wenn auch Loris Liebreiz eine geringere Rolle dabei spielte, als seine Tante glaubte. Obschon er während der drei bis vier Stunden, welche die Gesellschaft in Anspruch genommen, nur eine kurze Frist mit Prinzeß Ada sich unterhalten hatte, blieben seine Gedanken doch am längsten bei der Erinnerung daran haften. Ihr Freimut hatte ihm gefallen, ihr rasches Verständnis ihn überrascht. In dem sicheren Gefühl ihrer Sonderstellung gab sie sich ungezwungener als andere Mädchen ihres Alters. Des Menschen Eitelkeit ist subtil! — die Art, wie sie sein Verständnis herausgefordert, klang angenehm nach in seiner Erinnerung. Trotz aller Vorliebe für Einsamkeit dachte er nicht ungern daran, daß in nächster Zeit oft die Gelegenheit sich bieten werde, die Unterhaltung mit ihr fortzusetzen.





4

> Wandelt Freundschaft sich in Liebe,
> Gute Nacht dann Seelenfrieden.
> (Aus dem Altspanischen.)

Von dem Tage jener Beratung an war die Veranda der Villa Rosa die Vormittage hindurch gar belebt, ein heiterer Kreis stets dort versammelt. Wie vorausgesehen, gab es viele Vorkehrungen zu treffen, was in dem entlegenen Flecken mit Schwierigkeiten verknüpft war. Die Feststellung und Anfertigung der Kostüme erforderte viel Zeit und fand manche Hindernisse; all die Ueberlegungen und Vorbereitungen waren die Quelle von viel Scherz und Heiterkeit. Alle anderen Unternehmungen traten vor dem großen Plane in den Hintergrund. Lori erwies sich sehr eifrig und tätig; sie nahm ihr Amt gar ernst. Ihre fleißige Hand, ihr praktischer Kopf waren für Gräfin Behr die beste Stütze, indes Gräfin Rosa mit ihrem eigenen Kostüme so sehr beschäftigt war, daß sie zu nichts weiterem Zeit fand. Lori war gewohnt, in einem großen Kreise sich den Ansprüchen vieler zu fügen, und sie fand es natürlich, bei ihrer Jugend stets gegen andere zurückzutreten. Ihr kindliches Gemüt, das an allem so überaus große Freude hatte, ihr Fleiß, dem nichts zu viel und nichts zu schwer dünkte, eiferte alle übrigen an. Ihr

argloses Wesen machte sie geeignet, als Vermittlerin zwischen den verschiedenen Meinungen und gegen die kleinen Eifersüchteleien, die auch hier auftauchten, aufzutreten. So wurde Lori bald der Liebling aller. Selbst Gräfin Rosa war ihr gewogen, trotzdem sie in ihr den neu aufgehenden Stern sah. Lori widmete der schönen jungen Frau so aufrichtige Bewunderung, daß dieselbe ganz dadurch gewonnen war, wenn sie auch patronisierend sie stets nur als „die Kleine“ bezeichnete. Die Herrenwelt huldigte insgesamt der „reizenden Komtesse“, wie man sie vorzugsweise nannte. Vom Grafen Sparenberg angefangen bis zu dessen Buben herab, welche sie, die Jüngste des Kreises, als ihr spezielles Eigentum ansahen, durfte sie in jedem einzelnen einen Verehrer sehen.

Die Herrenwelt erwies sich bei diesen Vorbereitungen indes weniger tätig, als man hätte erwarten dürfen. Graf Charmilly allein konnte das Verdienst beanspruchen, nützlich mitzuwirken. Die Damen hatten an ihm den tätigsten und einsichtsvollsten Berater, und die Pariser Modebilder, die er verschrieben, erwiesen sich als unschätzbar. Er war unermüdlich, die Aufträge auszuführen, welche von all den hübschen Köpfchen ersonnen wurden; und wenn er auch seiner Flamme, der schönen Gräfin Rosa, unweigerlich treu blieb, wußte er doch auch der „belle Blonde“ sehr geschickt seine Verehrung zu beweisen. Undankbarerweise benutzte diese ihn hauptsächlich dazu, die schwierigsten Aufträge zu erledigen; manch heißer Weg nach dem entfernt liegenden Telegraphenamt war damit verbunden.

Auch Prinz Sipolsky fehlte selten in dem heiteren Kreise der Veranda, wenn er auch meist stummer und untätiger Beisitzer war. Ihm schien seine Gegenwart eine genügende Förderung der Sache. Seine Unter-

haltung ergänzte er den Damen gegenüber durch die Blumensprache, wie Graf Charmilly angesichts der gewaltigen Blumenspenden, mit denen der Prinz zu überraschen liebte, spöttisch bemerkte. Er ließ dabei kaum eine Bevorzugung erkennen. Die weißen Azalien-Buketts, die er Ada weihte, waren als Kunstgebilde nicht schöner wie die duftenden Blütenmassen, welche er bald der Gräfin Behr als Seniorin, bald der einen, bald der anderen der Damen zu Füßen legte. Nur für Lori machte er eine Ausnahme, indem sie alltäglich auf ihrem Platze eine einzige dunkle Rose fand, wie es schien, um ihr die Glut seiner Gefühle auszudrücken. Lori nahm die Rose wie alle Huldigungen mit heiterer Unbefangenheit entgegen und fand daran die kindliche Freude, welche eine erste Auszeichnung bereitet. Die dunkle Rose fand oft ihren Platz in den blonden Flechten oder wurde zierlich am Kleide geborgen; aber eben so oft geschah es, daß sie vergessen liegen blieb oder achtlos verloren am Boden verdorrte.

In einer Beziehung sah Gräfin Behr sich etwas enttäuscht. Nachdem ihr Neffe Herbert so eifrig für den Plan des Waldausflugs gestritten, wobei sie zu wissen glaubte, warum, hatte sie auf rege Beteiligung seinerseits gerechnet. Nicht leicht konnte ein besseres Mittel zu gegenseitiger Annäherung sich bieten, als diese zwanglosen Zusammenkünfte. Dennoch zählte Herbert stets nur zu den flüchtigsten Besuchern. Wenn er erschien, widmete er sich freilich Lori fast ausschließlich und schien es für selbstverständlich zu halten, daß er den Platz neben seiner jungen Landsmännin behauptete. Mit einem gewissen Stolz vernahm er seinerseits alles Lob, was seine Tante Loris praktischen Anlagen und ihrem liebenswürdigen Fleiß zollte, und versprach scherzend, die aller-

besten Zeugnisse über sie in die Heimat zu senden. Mit vielem Interesse horchte er auch auf alle Nachrichten von dort, welche sie ihm mitteilte.

Aufmerksame Beobachter würden bemerkt haben, welch besonderer Glanz Loris sonniges Gesichtchen verklärte, wenn Rothkirch in ihrer Nähe weilte. Aber lange weilte er selten. Es mochte sein, daß die vielen Ansprüche, welche man von allen Seiten an sie erhob, ihn ungeduldig machten, daß das Geplauder ihm nicht zusagte und Graf Charmillys Kostümbilder ihn in die Flucht trieben. Meistens wußte er als Grund seiner baldigen Entfernung die Ausflüge mit Prinzeß Ada geltend zu machen, zu denen er sich verpflichtet hatte, um den geeigneten Platz für das Picknick aufzufinden. Beide schienen es sehr ernst damit zu nehmen und sehr wählerisch zu sein; denn diese Ausflüge wiederholten sich, ohne einen entscheidenden Erfolg aufzuweisen. Man hatte von vornherein stillschweigend angenommen, daß Ada sich wenig oder gar nicht an den Morgenversammlungen beteiligen würde. Loris Kostüm hatte Ada sich als eigene Aufgabe ausgebeten und war bei den Hauptberatungen nur ein- oder zweimal erschienen. Außerdem verwendete sie die Morgenstunden zu den besagten Wanderungen, die sie scherzhaft Komitee-Wanderungen getauft hatte.

Anfangs war es für Lori angenehm gewesen, zu bemerken, wie sehr ihr Freund auch ihrer Freundin zusagte. Redensarten, wie: „Dein Baron ist recht liebenswürdig," oder: „Dein Baron ist sehr gescheit," mit denen Ada bei jeder Gelegenheit so freigebig war, hatten sie entzückt, als eine Art von Bestätigung für die geheime Bewunderung, welche sie selbst ihm zollte. Aber kein irdisches Entzücken vermag sich dauernd auf der

Höhe zu halten. Lori wußte selbst nicht recht, warum schon nach einigen Tagen ein seltsames Gefühl der Ungeduld sie anwandelte, wenn sie von der Veranda aus die kleine Karawane zu ihren Forschungen ausziehen sah. Und doch schien nichts zu solcher Ungeduld Anlaß zu bieten. Ada mit ihrer treuen Begleiterin Miß Godwin, Graf Sparenberg meist an der Seite Adas, und Rothkirch, welcher sich bemühte, Miß Godwins starre Zurückhaltung zu mildern. Letztere ließ sich jedoch nie bewegen, von ihrer englischen Auffassung der Rolle einer Gesellschafterin auch nur um Haaresbreite abzuweichen.

Auf der Heimkehr waren freilich meist die Rollen anders verteilt. Graf Sparenberg, dessen Unterhaltungskräfte sich leicht erschöpften, schien Miß Godwins gemessenen Schritt und ihre stumme Begleitung vorzuziehen, indes Rothkirch den Platz an Adas Seite eingenommen hatte. Trotz der beträchtlichen Dauer der Spaziergänge war der Faden der Unterhaltung indessen nie vollkommen abgewickelt. Zumeist folgte noch ein längeres Auf- und Niederschreiten unter eifrigem Gespräch vor der Villa oder am Strande, nicht immer zur Freude der stummen Begleiter. Für Lori kamen dann die Augenblicke, wo sie in der fröhlichsten Stimmung, bei der eifrigsten Arbeit oder selbst umgeben von ihren Verehrern, jenes Gefühl der Ungeduld nicht zu unterdrücken vermochte. Ihre Blicke wurden immer wieder hinausgezogen. Was mochten denn nur Rothkirch und Ada sich stets zu sagen haben? Warum verlängerten sich die Gespräche so, daß Rothkirch nur noch einen flüchtigen Moment zur Begrüßung auf der Veranda fand? Hat aber erst Ungeduld in uns Wurzel gefaßt, so findet sie stets neue Nahrung. Lori fing an, scharf zu beobachten. Sie ersehnte die Beendigung jener Gespräche, und doch

reizte es sie im Sinne ihres Freundes, wenn Ada von dem Vorrecht ihrer hohen Stellung Gebrauch machte und durch ein anmutiges Neigen des Kopfes Rothkirch das Zeichen gab, daß die Unterhaltung beendet sei.

Ueber die Unterhaltungen selbst hätte sie gern Näheres erfahren; aber die Betreffenden waren nicht mitteilsam. Graf Sparenberg behauptete, die kleine Prinzeß liefe wie eine Eidechse; sie müsse sich einer guten Lunge erfreuen, daß dabei ihr Zünglein stets beweglich bleibe; sie und der Rothkirch plauderten von Gott weiß was und kämen nie zu Ende. Nach dem Platz könne übrigens noch lange gesucht werden, meinte er, da soviel Ansprüche daran gemacht würden. Besonders seien seiner Ansicht nach die weiten Promenaden sehr überflüssig, da doch nur einer der nächstgelegenen Plätze in Betracht kommen könne. Graf Sparenbergs Einwendungen wurden indes wenig gewürdigt, da er noch immer für einen der „Unzufriedenen“ galt. Bei den vielfach geteilten Meinungen war große Vorsicht in der Wahl des Platzes jedenfalls gerechtfertigt. Aber auch an jenen Tagen, wo solche Ausflüge nicht unternommen wurden, brachte ein eigenes Geschick Prinzeß Ada und Baron Rothkirch stets am Seeufer zusammen. Es war freilich dann nur für kurze Augenblicke; aber wenn Ada den Morgen sich für ihre Kahnfahrten frei hielt — der hübsche Sepperl mußte als ihr Ruderer stets zu Gebote stehen —, Rothkirch schien sich zur Gewohnheit gemacht zu haben, ihr beim Einsteigen zu helfen. Er mußte auch eine große Vorliebe für den Anblick haben, einen Kahn auf den Wellen sich wiegen zu sehen, daß er von dem Seeufer alsdann sich nicht trennen konnte und allein den Spaziergang fortsetzte.

Die Vorbereitungen zum Waldfeste waren indes weit

genug fortgeschritten, und es wurde Zeit, über den geeigneten Platz endlich Beschluß zu fassen. Rothkirch hatte sich verpflichtet, an einem bestimmten Tage der Versammlung auf der Veranda darüber Bericht zu erstatten. Aber schon lange hatte Lori die Wanderer heimkehren sehen, und noch immer erschien Herbert nicht. Und nun schlug er sogar den Weg zum See ein, als habe er seines Versprechens ganz vergessen. Die alte Gräfin fand zum erstenmal, daß auch Loris sonnige Laune einer Mißstimmung weichen könne.

Als Lori heimkam, fand sie Ada zu ihrem Staunen noch in ihrem Wanderkostüm auf dem Balkon in träumerischer Anschauung des Sees versenkt. Loris Nahen bemerkte sie nicht. Nachdem die Freundin sie begrüßt, erzählte Ada sogleich von ihren Erlebnissen. Sie seien lange gewandert, der Platz aber jetzt bestimmt; er passe trefflich und sei zu Fuß wie zu Kahn leicht erreichbar. Auf Loris Einwurf, daß Gräfin Behr den Baron Rothkirch umsonst erwartet habe, meinte sie, derselbe scheine noch eine Kahnfahrt unternommen zu haben. „A propos von Kahnfahrt," fragte sie, ob Lori wisse, was den armen Sepperl so bedrücke. Er habe ihr dieser Tage beichten müssen, da sie an dem netten Burschen wirklich Interesse nehme. Das hübscheste Mädchen aus dem Orte hier sei sein Schatz; aber sie sei eines Hofbesitzers Tochter, und die Eltern wollten sie ihm nicht geben, da er nur eines Holzhauers Sohn aus dem Gebirge drüben sei. Sepperl hoffe, da er jetzt den Sommer hindurch so guten Verdienst habe, soviel zurückzulegen, um eine Wirtschaft im Orte anzufangen und dadurch der Eltern Stolz zu besiegen. Sie kränkten ihn trotzdem so sehr, habe er erzählt, daß er längst die ganze Geschichte daran gegeben hätte, wenn er das Mädel nicht gar so gern habe, und

sie ihm so treu sei. „Ist es nicht eigen,“ fragte Ada, „wie der Stolz überall eine Rolle spielt? Der arme Sepperl ist doch wirklich zu bedauern!“ Sie schien ganz von der Geschichte erfüllt zu sein.

An jedem anderen Tage würde dieselbe auch Loris Teilnahme wachgerufen haben. Aber heute dünkte ihr die Erzählung wie zur Ablenkung herbeigezogen; es schien ihr, als wolle Ada ihren Fragen ausweichen. Vielleicht war es nicht bloß Sepperls Geschichte, die sie beschäftigt hatte, als sie eben so träumend dastand.

Eine andere Frage brannte auf Loris Lippen, die sie all die Tage zurückgedrängt: wie Baron Rothkirch nach dem längeren Verkehr mit Ada ihr gefalle, was sie von ihm denke, nun sie ihn so viel gesehen? Lori betonte das unwillkürlich, und ihre Frage schloß so wenig logisch an Adas Erzählung an, daß Ada überrascht aufblickte.

Einige Augenblicke lang ruhte ihr Blick scharf auf der Freundin; ihre Erwiderung aber war ruhig, fast gleichgültig: „Ob Rothkirch mir gefällt? Er ist ein vornehmer Mann vom Scheitel bis zur Zehe, nicht allein äußerlich, sondern auch innerlich. Er ist begabt und liebenswürdig; ich halte ihn für einen edlen Charakter. Dein Vater hat recht, wenn er ihn hochstellt.“ Ada zählte die lobenswerten Eigenschaften so kalt auf, wie nur ein Kritiker es hätte tun können. „Vielleicht ist er ein wenig zu stolz, etwas zu viel Aristokrat,“ setzte sie nach einigem Nachdenken hinzu. „Wie kommt es,“ fuhr sie dann fort, „daß die Rothkirchs nur Barone sind, während sie doch zu den vornehmsten Familien eures Landes zählen?“

Lori wurde heute empfindlich. Das Wörtchen „nur“ in Adas Rede verletzte sie; sie fühlte, als würde ihr

Freund dadurch herabgesetzt. „Man legt in unserem Lande wenig Wert auf Titel," antwortete sie; „im Grunde steht dort alle Aristokratie auf gleichem Fuße. Die Rothkirchs zählen unbestritten zu den ersten Familien, und die Landesherren haben ihnen mehrfach eine Standeserhöhung angeboten. Sie haben dieselbe jedoch jederzeit ausgeschlagen in dem Bewußtsein, daß ein höherer Titel nichts zum Alter oder zur Vornehmheit ihrer Familie beitragen könne. Die höheren Titel sind oft nur eine Zutat späterer Zeit; selbst Fürstentitel sind häufig von geringerem Wert." Lori sprach lebhaft und betonte, gleichfalls aggressiv, ihre letzte Bemerkung.

Ada schien sich jedoch durch die Spitze in Loris Worten nicht anfechten zu lassen. Wie an jenem Morgen, als sie ihr die ersten Nachrichten über Rothkirch mitgeteilt, umtanzte sie plötzlich Lori und erklärte lachend: Lori sei ja fürchterlich hochmütig auf ihren Landesadel; sie werde Graf Charmilly und Prinz Sipolsky warnen müssen, daß die Armen auf ihre schönen Titel nicht umsonst kühne Hoffnungen bauten; Vicomte Charmilly sei übrigens in seinem Vaterlande nicht minder hochstehend als die Barone daheim bei Lori, und auch Prinz Sipolskys Fürstenkrone zähle nicht zu denen von neuerem Datum.

Diese Neckerei vermochte Lori nicht recht zu begreifen. Was sollte ihr der Vicomte oder der Prinz? Aber Ada ließ ihr weder Zeit zum Nachdenken noch zum Antworten. „Weißt du, Lorilein, von wem wir heute am meisten geredet haben? Dein Freund ist schrecklich belesen und setzt dies auch bei anderen Menschenkindern voraus. Ich sank tief in seiner Achtung, weil ich seinen geliebten Parzival nicht gründlich kenne. Ich ließ mir das Buch dieser Tage hierhersenden, um meiner Unwissenheit abzuhelfen. Am besten hat mir darin gefallen, daß die

eine holde Jungfrau, welcher die Hut des heiligen Gral anvertraut ist, »Répanse de joie« genannt wird. Répanse de joie hieß — von der der Gral sich tragen ließ," deklamierte Ada mit einigem Pathos und fuhr fort:

„»Der Gral war von solcher Art:
Die hat das Herz sich rein bewahrt,
Der man gönnt, des Grals zu pflegen,
Die durfte keine Falschheit hegen.«

Weißt du, an wen wir dabei gleich dachten? Baron Rothkirch und ich kamen seltsam überein, welche holde Jungfrau in der Jetztzeit den Namen der Freudenspenderin führen dürfte: sonnengoldenes Haar, blaue Augen usw. . . . Uebrigens wirst du so liebenswürdig sein, mir zuzugeben, daß auch Rothkirch eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Gralsritter hat . . ."

Ada hatte eine Art zu plaudern, als kümmerten die Zuhörer sie kaum. Sie schien den Eindruck, den ihre Worte hervorbringen konnten, gar nicht zu beachten. Vielleicht wirkten sie dadurch um so mehr.

Eine jähe Röte hatte Loris Antlitz übergossen. Also von ihr hatten sie geredet? Sie hätte nicht zu sagen vermocht, warum ihr plötzlich wieder so leicht und froh ums Herz wurde, warum ihr die Landschaft auf einmal wieder so entzückend dünkte wie in jener Stunde, als sie zum erstenmal hier gestanden.

„Ich denke übrigens," nahm Ada von neuem das Wort, „daß wir heute abend den Gralsritter nebst den Damen und dem schwarzen Prinzen zum Tee bei uns sehen. Wir wollen die gute Sitte einführen, von Zeit zu Zeit einige aus der Gesellschaft des Abends zu uns zu bitten. Für Tante Raesdorf wird das etwas Zerstreuung sein. Mit Baron Rothkirch werde ich mich beeilen müssen, da er die Absicht hat, vor dem Fest für

ein paar Tage Aussee zu verlassen, — Geschäfte halber, wie er sagte. Er wird aber wiederkommen," fügte sie hinzu, als sei sie in seine Pläne vollkommen eingeweiht. „Du bist doch naiv in deinem Vertrauen, Lori, daß du nicht einmal nach deinem Kostüm fragst. Willst du es mir ganz überlassen?"

„Ich habe vollkommenes Vertrauen zu dir," gab Lori zurück. „Du bist so gut, o, so gut, Ada," setzte sie hinzu, plötzlich weich werdend und sich an die Freundin schmiegend. Sie hatte im geheimen das Gefühl, daß sie ihr etwas abzubitten hätte.

Aber Ada wich zurück. „Ich habe dir ja schon hundertmal gesagt, daß du mir nicht zu danken brauchst und daß es ein Unsinn ist, so vertrauensselig zu sein," bemerkte sie mit einiger Schärfe. „Wenn ich dich nun hintergehe und mich allein in herrlichem Glanz zeige, um dir alle deine Verehrer abspenstig zu machen?"

Lori schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nun, allein um Gräfin Rosa etwas zu ärgern, werde ich die reizendste Preziosa aus dir schaffen, die noch jemals dagewesen. Sie sollen sich sämtlich in dich verlieben. Denke dir, wenn Sipolsky sich um deinetwillen totschießt, der Vicomte ins Wasser springt und Graf Sparenberg sich scheiden läßt!" lachte Ada.

Ihr übermütiges Wesen brachte auch Lori zum Lächeln, obschon sie nicht recht wußte, warum Adas Benehmen am heutigen Tage ihr bald so wohl und bald so weh tat.

Am Abend wiederholte sich dies, obschon äußerlich alles Loris Wünschen entgegenzukommen schien. Gräfin Behr, ihre Schwiegermutter, Rothkirch und Prinz Sipolsky bildeten mit den Damen des Hauses einen gemütlichen

Kreis, der groß, aber doch klein genug war, um jeden zur Geltung kommen zu lassen.

Aber es schien dennoch, als ob ein gewisser Zwang auf der Gesellschaft ruhe. Ada widmete sich fast ausschließlich der Unterhaltung der Damen, indessen Rothkirch, die alte Prinzeß Raesdorf und Lori eine fast ebenso abgesonderte Gruppe bildeten. Loris Verweilen an der Seite der alten Prinzessin war gerechtfertigt durch die Hülfeleistung, die der gelähmte Zustand der alten Dame erheischte. Sie nahm diese Dienste stets mit besonderem Wohlgefallen von Lori entgegen, die ihr entschiedener Liebling geworden war. Es war ein hübsches Bild, Loris anmutige Jugend im Gegensatz zu dem hohen Alter und der Hülflosigkeit der Prinzessin. Gräfin Behr fand darin Grund genug, daß ihr Neffe eben diese Gruppe so besonders bevorzugte. Die alte Prinzessin selbst schien es auch so aufzufassen; der Baron gefiel ihr, und er paßte so wohl zu der jungen Dame: weder für den Baron noch für Lori konnte man Besseres wünschen. Nach Art alter Leute machte Prinzeß Raesdorf aus ihren Gedanken auch durchaus kein Hehl. Sie wußte manch freundliches und preisendes Wort über Lori zu sagen, selbst in Loris Gegenwart, so daß diese hoch erglühte. Sobald dieselbe aber für einen Augenblick außer Gehörweite war, wurden ihre Anspielungen und Ratschläge noch deutlicher. Trotzdem schien Herbert nichts zu verstehen; indem er so beharrlich sich der alten Dame widmete, schien es fast, als suche er einer anderen Unterhaltung auszuweichen. Seine Blicke vermieden entschieden die Richtung auf die andere Gruppe.

Es war ungerechtfertigt; denn Ada sah nie vorteilhafter aus, als bei Abendbeleuchtung. Dabei war ihre Unterhaltung lebhaft und übersprudelnd. Doch hätte

ein aufmerksamer Beobachter einen gewissen Zwang bei ihr bemerken müssen; auch sie vermied, ihre Unterhaltung dorthin zu richten, wo der Baron sich befand.

Wäre Lori nicht so beschäftigt gewesen, so hätte es ihr sonderbar dünken können, daß heute gerade so wenig freundschaftlicher Verkehr zwischen Ada und Rothkirch zutage trat; die Freundschaft der beiden hatte sie doch heute morgen so seltsam beunruhigt. Aber Lori gab sich nur dem Genusse des Augenblickes hin. Dennoch horchte sie erstaunt auf, als Ada die Geschichte des Fährmannes abermals erzählte. Weshalb mochte sie sich damit so lebhaft beschäftigen? Der Anlaß hatte sich allerdings ganz natürlich ergeben; Gräfin Behr hatte gefragt, wie viel Kähne und Ruderer man zu der Festfahrt nehmen solle, worauf Ada den Sepperl mit seinem Kahn als ihren Bekannten für sich beansprucht hatte. Anknüpfend daran erzählte sie dann von seinem Liebesleid.

Ada erzählte gut. Sie wußte jede feine Schattierung hervorzuheben, und sie empfand sichtlich Interesse für Sepperl, indem sie von dem Stolz des Schiffers sprach, der gegen die Liebe kämpfe. Die kleine Geschichte rief, wie alles, was gut erzählt wird, Teilnahme wach, und das einigte zum erstenmal am heutigen Abend die Gesellschaft zu allgemeiner Unterhaltung.

Prinz Sipolsky erklärte zwar rauh, der dumme Bursche solle nicht sentimental tun; er werde sich bei der Prinzessin wohl nur so aufgespielt haben. Gräfin Rosa wollte durchaus wissen, wie das Mädchen ausschaue, und konnte nicht begreifen, wo der Unterschied zwischen einem Hofbauer und einem Holzhauer liege. Diesen Unterschied wußte aber Lori auf das lebhafteste hervorzuheben. Auch bei ihnen zu Lande, erzählte sie, habe jeder Bauer seinen berechtigten Stolz — genau so,

wie alle anderen Stände; kein ordentlicher Bauer würde seine Tochter einem Holzhauer geben. Lori war für ihre Jugend sehr realistisch. Rothkirch nahm unter allen die Sache am ernstesten. Für den Burschen sei die Sachlage am schwersten, erklärte er scharf; sein Stolz habe am meisten zu leiden, und er tue am besten daran, das Band gleich zu zerreißen; in den meisten Fällen ließe ein solches Verhältnis sich nimmer vergessen, und des Mannes ganzer Eigenart liege es näher, es sei ihm erträglicher, das Weib zu sich heraufzuziehen, als das Opfer anzunehmen, daß sie zu ihm herabsteige. Das unruhige Urteil der Gräfin Behr ging darauf hinaus, daß die Auffassung in jedem Falle individuell sei; es sei nicht gut möglich, darüber einen allgemeinen Grundsatz festzustellen. Solche Konflikte, meinte sie, träten in allen Ständen hervor; jede Liebe und jeder Stolz müßten zu ermessen wissen, was für Opfer sie zu bringen vermöchten.

Ada hatte in die lebhafte Debatte, die sie wachgerufen, sich gar nicht eingemischt. Sie schien beschäftigt, die Flamme der Teemaschine zu wecken, welche dem Erlöschen nahe war. Aber ihre Stimme hatte einen seltsam weichen Klang, als sie, an den Ausspruch der Gräfin anknüpfend, die Worte hinzufügte: „Die Liebe kann alles, sie vermag alles, sie weiß von keinem Opfer.“ Die wenigen Worte gingen fast feierlich über ihre Lippen.

Die Flamme aber, mit der sie gespielt, schlug plötzlich so hoch empor, als habe ihre Hand unsicher die Schraube gehandhabt. Alle fuhren erschreckt auf; Ada hatte indessen im nächsten Augenblick das Feuer schon gedämpft. Die Röte auf ihrem sonst bleichen Antlitz mochte vom Schrecken herrühren. Aber sie blickte so ruhig über den Tisch, als sei gar nichts geschehen.

Wenn in dem Augenblick Herbert Rothkirch in einem poetischen Anfall ihre großen blauen Augen mit dem Seespiegel verglich, der auch so offen vor uns liegt und doch so schwer zu ergründen ist, so war es ihm zu verzeihen. Er hätte seinen Blick in deren Tiefen versenken mögen, um sie vollständig zu enträtseln. Aber leider ist es nicht Sitte, in guter Gesellschaft die Lösung solcher Rätsel durch das unvermeidliche Anstarren zu suchen; je mehr der Mensch auf den Höhen des Lebens steht, desto strenger weiß er sich diesen Geboten zu fügen.

Die kleine Gesellschaft nahm demgemäß den gewohnten Verlauf, als ob des braven Sepperl Lieb und Leid gar nicht erwähnt worden, als ob sie in keinem Herzen einen Sturm hervorgerufen. Freilich fand die alte Prinzeß Raesdorf nach jenem Intermezzo Rothkirch etwas weniger unterhaltend als vorher. Innerlich wunderte sich Lori, daß Ada, welche sonst den Stolz so hoch stellte, in diesem Falle so wenig davon wissen wollte, und Gräfin Behr dachte bei sich, was wohl Rothkirch noch immer zurückhalten könne, Lori gegenüber das entscheidende Wort zu sprechen. Aber jeder behielt seine Gedanken für sich und suchte sie sorgfältig unter allerhand anderen Unterhaltungsthemata zu verbergen. Als man sich verabschiedete, fiel nichts Bemerkenswertes vor, als daß, anstatt des kameradschaftlichen Händedruckes, den Ada und Rothkirch bisher auszutauschen pflegten, er die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte, an die Lippen zog, und daß Ada nach der Entfernung ihrer Gäste jener träumerischen Stimmung verfiel, die sie schon am Morgen gezeigt. Aber Lori hatte keine Zeit zum Nachdenken; denn der Diener überreichte ihr eine Adresse, welche die Ankunft einer Kiste verriet. Ueber den Inhalt war sie keinen Augenblick im Zweifel.

Auch Ada gewann bei dieser Nachricht ihre ganze Regsamkeit wieder. So sehr die beiden Mädchen auch heute von erregenden Empfindungen heimgesucht worden: für die nächste Stunde ging jeder andere Gedanke unter in den Wolken von Sammet und Seide, die aus der Kiste hervorquollen. Lori stand da in atemloser Bewunderung; ihre kühnsten Erwartungen waren übertroffen. Ada konnte fürwahr behaupten, sie habe Loris Vertrauen gerechtfertigt.

Ob Ada andere Behauptungen mit eben solcher Zuversicht hätte aufstellen können, war fraglich. Auch ohne zu genaue Gewissenserforschung stellten sich bei ihr einige Fragen ein, die sich nicht leicht gewissenhaft beantworten ließen. Besonders trat ihr dies vor Augen bei dem stürmischen Danke, mit dem Lori sie überhäufte. Erriet sie, weshalb bei Loris sonst so gleichmäßiger Natur dieser Dank so lebhaft war? War Ada ganz wahr gewesen, als sie am heutigen Morgen Lori von jener Unterredung erzählt hatte, wodurch sie die Freundin so sichtlich erfreute? Nicht er, sondern sie selbst hatte in Wirklichkeit Lori als „répanse de joie“ bezeichnet. Ihm hatte ein anderes Frauenideal vorgeschwebt; source de bonheur hatte er es genannt. Warum hatte Ada nicht auch dies der Freundin mitgeteilt? Vergessen hatte sie es nicht; auch jetzt schwebte ihr das Wort vor und schien ihr so süßen Klang zu haben, daß sie es leise für sich wiederholte. Und warum hatte Rothkirch so hastig abgebrochen, so schroff sich abgewendet? Warum hatte sie die Geschichte vom Fährmann heute abend wiederholt erzählt? Aber ihr trotziger Kopf fragte nicht gern, warum; sie rief sich lieber in das Gedächtnis zurück, daß Lori in der Tat die reizendste Preziosa werden würde, daß sie allen Herren die Köpfe verdrehen solle. Allen? . . . Ein seltenes Lächeln lag auf Adas Lippen, als sie einschlief.

5

Ich kannte, süße Magd, bisher
Minne, nur aus Mären.
In Gedanken wohnt die Minne —
Das kann ich mit mir selber nun bewähren.
Wolfr. von Eschenbach.

Auch in Rothkirchs Gedanken hatten an jenem Abende einige Worte einen Nachhall hinterlassen, der einen Sturm widerstrebender Gefühle erweckte. Auch er legte sich einige Gewissensfragen vor, deren „warum" ihn einigermaßen aus dem Gleichgewichte brachte, da es nicht leicht zu beantworten war. Warum weilte er noch hier, trotzdem ihn zu Anfang die Sachlage so wenig angemutet hatte? Warum hatten Adas Worte ihn heute morgen so erregt? Warum klangen einige andere Worte mit solcher Macht in ihm an?

Herbert Rothkirch war nicht der Mann, der vor einem „warum?" zurückwich, und dennoch: anstatt aller Antwort sah er ein Antlitz vor sich, das ihn bald so ernst und bald so übermütig anschaute, als könne es allein die Antwort auf diese Fragen geben. Aber in dies Mädchenantlitz hatte er ja seit Wochen geschaut und, wie er glaubte, in all der Ruhe, die dem erwägenden Manne eine gebotene Schranke gibt. Er besaß selbst zuviel echten

Stolz, um nicht jeder berechtigten Stellung ihre Ansprüche zuzugestehen und auch jede kleinliche Auflehnung dagegen zu verachten. Wohl hatte ihre klare Stimme es ausgesprochen, daß ein einziger Mensch meist den Inhalt des größeren Kreises für uns bildet; er hatte es als wahr empfunden und sich gern dem Zauber hingegeben, den ein vollkommenes Verständnis bietet. Gedanken an Liebe und Heirat waren ihm überhaupt fremd, und wenn in jenen Tagen bei den Gesprächen und Andeutungen seiner Tante eine solche Vorstellung ihm flüchtig aufgestiegen war, knüpfte sie nur an Lori Hochberg an, deren Liebreiz nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben und deren Verhältnisse den seinigen so wohl entsprachen. Seinem Stolze lag nichts ferner, als seine Blicke auf eine Frau zu richten, deren Ansprüche das, was er zu bieten hatte, gering erscheinen ließen. Von früher Jugend an war ihm die Ueberzeugung nahegelegt worden, daß in bezug auf eine Heirat wenig oder gar keine Hindernisse ihm entgegentreten könnten. Aber Theorie und Praxis sind verschieden.

Auch Ada hatte keinen Augenblick ihre Stellung verleugnet; auch sie hatte die zwischen ihr und ihm bestehende Schranke als so selbstverständlich aufgefaßt, daß Herbert dieselbe unmöglich hatte vergessen können. Wenn ihr Stolz ihn reizte, hatte er ihr das Vollgefühl des echten Aristokraten entgegengesetzt. Das stolze Wort: roi ne puis, prince ne daigne — fand in ihm einen warmen Vertreter. Dennoch hatte Stolz zu Stolz sich die Brücke gebaut; das innerlich Gleichartige der Lebensstellung beider hatte dies vermittelt. Ueberdies war Herbert Rothkirch noch jung; und im zwanglosen Verkehr inmitten einer großartigen Natur, droben der blaue, klare Himmel, zur Seite das Rauschen des Gießbachs, der auch dahinschießt

über alle Hindernisse, unbekümmert um alle Schwierigkeiten, — da vergißt sich manches. Er war keinen Augenblick mit Ada allein gewesen: doch Miß Godwin und Graf Sparenberg waren keine störenden Elemente, wenn sie gemächlich hintendrein schritten, froh, der Mühe der Unterhaltung überhoben zu sein.

Anfangs hatte es Herbert eben so leicht gedünkt, Adas sprudelnden Geist zu leiten, wie es ihm natürlich vorkam, ihr an schwierigen Stellen des Weges die Hand zur Stütze zu bieten. Ohne sich dessen bewußt zu sein, entdeckte er immer häufiger solche schwierige Stellen, und Adas kleine Hand ruhte immer öfter in der seinen und länger vielleicht, als die Notwendigkeit es erheischte. Auch ihr war es unbewußt, daß sie seine Interessen sich so zu eigen machte. Sie wollte ihn ja um Loris willen ausforschen, und dann — konnten die so ruhigen Augen wohl jemals einen anderen Ausdruck annehmen?

Der heutige Morgen hatte Herbert zuerst aus diesem Gefühl der Sicherheit aufgestört. Ada hatte plötzlich ein unbezwingliches Bedürfnis empfunden, mit ihm von Lori zu reden, zu ermitteln, wie er über sie denke. Warum hatte es ihn gereizt, daß sie ihm auf einmal ihre Freundin so hartnäckig vorführte, seine Bewunderung für sie herausforderte? Sein Stolz war hoch aufgelodert; denn er glaubte, sie wolle ihm ein Zeichen, eine Mahnung geben. Er hatte in jenem Moment schroff abgebrochen und nicht auf das Zeichen gewartet, mit welchem sie sich zu verabschieden pflegte. Jede Fiber in ihm hatte sich gewehrt gegen die Möglichkeit, welche plötzlich vor ihm auftauchte. Er hatte den ganzen Tag damit zugebracht, alles, was dagegen zu sagen war, mit ernster Entschiedenheit sich vorzuführen. Der Gedanke, so bald als möglich Aussee zu verlassen, war in ihm aufgestiegen, und nur

das Gefühl, daß man einen Beweis von Schwäche darin finden könnte, hatte ihn abgehalten, dies sofort auszuführen. Aber nun hatten ein paar Worte von Ada eine solche Wandlung hervorgebracht, daß er, kaum wenige Stunden später, mit fast wonniger Empfindung sich eingestand, was er am Morgen noch so vollkommen geleugnet hatte.

Hoch aufatmend, sagte sich Herbert Rothkirch, daß er Ada liebe. Er fühlte sich gefesselt von dem kleinen geflügelten Jägersmann, der so gut seine Schlingen zu legen weiß, wo seine Pfeile gegen trotzige Herzen nichts auszurichten vermögen.

Gefangen, gefesselt! — Trotz allem war das ihm kein angenehmer Gedanke; denn der Mensch sagt sich nicht leicht los von festgewurzelten Ansichten. Noch einmal trat der Gedanke an Flucht ihm nahe; aber das dünkte ihm Feigheit. Hatte des Lebens glattes Dahinfließen ihn so verwöhnt, daß er jedem Sturm sich entziehen wollte, daß er selbst für sein höchstes Glück nicht einige Schwierigkeiten sollte besiegen können? Was vermochte sie zu trennen, wenn ein mächtiges Gefühl sie zwang, über die Kluft des Standesunterschiedes fortzuschauen?

Herbert Rothkirch faßte die Verhältnisse ernst, klar und wahr ins Auge. Er wußte, daß Ada durch seinen Namen nur um ein Geringes auf der Skala des sozialen Ranges herabgleiten würde. Er sagte sich mit Stolz, daß er sie mit aller Behaglichkeit des Lebens umgeben, daß er all ihren Ansprüchen gerecht werden konnte. Noch stolzer machte ihn die Ueberzeugung, daß er auch seine Persönlichkeit in die Wagschale legen durfte. Mit Wehmut und zugleich mit Befriedigung gedachte er Adas vereinsamter Stellung, wie niemand sie durch Gehorsam bilden oder durch Pflichtgefühl beeinflussen könne. Ihre

eigene, freie Wahl durfte entscheiden. Etwas Rührendes lag in dem Gedanken, dies junge Wesen, das so schutzlos dastand, unter seine Obhut zu nehmen. Hatte er sich in der letzten Zeit nicht oft als ihr Freund gedacht, der ihr leitend zur Seite stehen durfte und dem sie willig sich anvertraute?

Aber würde sie mehr als den Freund in ihm sehen? Sein Herz klopfte mächtig bei der Frage, und doch schien es ihm fast unmöglich, einen Zweifel zu hegen. Hundert Erinnerungen tauchten in ihm auf, die ihm süße Gewißheit zu geben schienen. Hatte sie umsonst jene Geschichte erzählt, umsonst jene Worte gesprochen, deren Tragweite ihr klarer Geist, ihr rasches Verständnis doch genau ermessen mußte? Aber wie dem auch sein mochte, sie gaben ihm ein Recht, zu prüfen, ob ihre Liebe groß genug sei, in der Hingabe an ihn kein Opfer zu sehen. Ihre Worte hatten ihm genug gesagt, ihm das Recht gegeben, um ihre Liebe zu werben.

Die nächsten Tage konnten ihm die günstige Gelegenheit bieten, sie seine Gedanken erraten zu lassen. Herbert wollte nichts überstürzen; auch sie sollte sich vollkommen klar werden. Aber von dieser Klarheit fürchtete er nichts. Mit einer gewissen Inbrunst sah er hinüber zu dem Lichtlein, welches aus der nächsten Villa zu ihm herüber leuchtete und ihm jetzt ein Stern der Hoffnung dünkte. Auch sie wachte vielleicht noch, mit ähnlichen Gedanken beschäftigt.

Während er so von Ada träumte, verirrte sich kein Gedanke zu seiner jungen Landsmännin, die ihn hier zuerst so freudig begrüßt und in welcher alle Welt die eigentliche Fessel für ihn gesehen hatte. Es bewies vielleicht am besten, wie sehr Geist und Herz bei ihm in Anspruch genommen waren, daß er nicht einmal die

schüchterne Liebe bemerkt hatte, die ihm aus Loris sonnigen Augen entgegenstrahlte. Und es war gut so; denn diese Beobachtung würde ihn mit Ungeduld erfüllt haben, wie die Anspielungen seiner Tante ihn schon unangenehm berührt hatten.

Und doch träumte Loris junges Herz eben von ihm seinen schönsten Traum; der heutige Abend hatte ihr, allen Zweifeln zum Trotz, von neuem das höchste Glück vorgespiegelt.

Einige Tage später hatte Lori Hochberg wohl eine richtigere Ahnung bekommen. Ein trüber Schatten lag auf ihren Zügen, obschon es gerade der Tag war, auf den sie seit langer Zeit so kindlich sich gefreut hatte. Der Tag zeigte solch hellen Glanz, wie man ihn nicht schöner für das Fest sich hätte wünschen können. Die Sonne, die, wie alle große Herren, durch Abwesenheit wie durch Anwesenheit niederdrückend zu wirken vermag, hatte das richtige Mittelmaß gewählt; sie strahlte nur gerade so viel, um alles in die beste Beleuchtung zu setzen.

Das kleine Aussee war ganz in Aufregung; denn viele Gäste waren noch herübergekommen, zum Teil auf Einladung der Gräfin Rosa, um den Festkreis zu vergrößern. Das Publikum aus den umliegenden Orten war herbeigeströmt, den Aufzug sich anzuschauen, von dessen Vorbereitungen so viel die Rede gewesen. Allerhand seltsam geputzte Gestalten huschten hier und da durch die Gassen, zum großen Vergnügen der Neugierigen; aber der größere Teil der Zuschauer wandte sich zum See, wo geschäftige Hände mit der Ausschmückung der Kähne beschäftigt waren.

Durch das ungewohnte Leben, das in dem Flecken herrschte, wurde Lori nicht einmal aus dem trüben Sinnen geweckt, dem sie verfallen war. Und doch konnte kein

Moment ungeeigneter dazu sein; denn Lori saß vor einem großen Stehspiegel, welcher ihr festlich geschmücktes Abbild zurückwarf. Sie war soeben aus den Händen der Zofe hervorgegangen, die ihrer Kunst auf das sorgfältigste gewaltet hatte und jetzt hinübergeeilt war, Prinzeß Ada herbeizurufen, die das Werk bewundern sollte.

Die Bewunderung war auch gerechtfertigt, und es mußte Staunen erregen, daß siebzehnjährige Augen so trübe bleiben konnten bei dem Anblick. In weichen Falten floß der matt rosenfarbige Atlas des Rockes bis zum Knöchel herab, von einem Purpursaum begrenzt; schwarze Spitzen fielen leicht darüber hin, mit dunklen Rosen gerafft; die purpurfarbene Sammetjacke mit fast überreicher Stickerei an Gold und Perlen umschloß die schlanke Gestalt; Perlenschnüre und Goldmünzen fielen in Ueberfülle nieder. Ein eigentümlich geformtes Sammetmützchen lag auf dem blonden Scheitel, mit dicken Perlenschnüren umwunden, gleichwie die langen blonden Zöpfe, die in ihrer ganzen Pracht niederfielen. Diese Toilette brauchte fürwahr die Tagesbeleuchtung nicht zu scheuen; bis zu den mit Gold bestickten und befranzten Stiefelchen war alles vom kostbarsten Stoffe und von unangetasteter Frische. Loris jugendliche, doch etwas matte Schönheit wurde dadurch auf die kräftigste Weise gehoben.

Aber in diesem Augenblick vermochte all die Pracht nicht die Wolken zu verscheuchen, die Loris Stimmung verdüsterten. So lange die Zofe anwesend war, hatte Lori sich bemüht, ihrer Anerkennung für Adas reiches Geschenk angemessenen Ausdruck zu geben. Sobald jedoch das Mädchen sich entfernt hatte, brach des Herzens Weh, das seit einigen Tagen sie bedrängte, übermächtig durch.

Sie hatte in den letzten Tagen Rothkirch öfter gesehen, war mehr in dessen Gesellschaft gewesen

als vorher. Ada hatte gemeint — Lori wußte sich kaum Rechenschaft zu geben, aus welchem Grunde —, Lori habe der Gräfin Vehr genug Hülfe geleistet, und hatte die Freundin jetzt für sich beansprucht. Sie gab an, noch allerhand Vorkehrungen treffen zu müssen und Lori nicht entbehren zu können. Der letztere Teil dieser Behauptung erschien indes fraglich, da Ada fast ausschließlich mit dem Baron Rothkirch verkehrte. Herbert ging auf alle Einzelheiten mit einem Eifer ein, den Lori in bezug auf so nichtige Dinge ihm niemals zugetraut hätte. Aber sie fühlte sich von Tag zu Tag mehr als überflüssig, da sie sah, wie die beiden sich vollkommen zu genügen schienen. Sie konnte nicht blind dagegen sein, daß Herberts Aufmerksamkeit nur Ada gewidmet war und daß Ada, wenn sie dieselbe auch nicht herausforderte, sie doch nicht zurückwies. Wenn Rothkirch Lori gegenüber auch niemals einer Vernachlässigung sich schuldig machte, so hielt er doch stets den Ton des herzlich väterlichen Freundes fest, der ihr jetzt unerträglich dünkte. Ada erschien ihr in einer seltsamen Stimmung. Sie war weicher und zärtlicher gegen Lori als jemals, und ließ dieselbe kaum von ihrer Seite. Dabei war sie in steter Unruhe, welche sie bald dies, bald jenes bestimmen, bald hier, bald dort verweilen ließ. Ihre losen Neckereien hatten ganz aufgehört. Lori würde viel darum gegeben haben, hätte Ada ein einziges Mal wieder die Bezeichnung „dein Baron“ gebraucht, was sie doch früher so gereizt hatte. Freilich hätte jetzt nichts weniger Sinn gehabt, als diese Bezeichnung.

Wie sollte nun Lori sich dies alles zusammenreimen? Wohin sollte es führen? Sie mußte demütig vor sich selbst bekennen, daß sie mit Ada nicht in die Schranken zu treten vermöge. Aber dachte Ada an Rothkirch? Sie

wagte den Gedanken nicht auszudenken, der ihr plötzlich aufstieg, so unmöglich es ihr schien — ein stechender Schmerz durchdrang ihr Herz, und eine heiße Träne trat ihr ins Auge.

In demselben Augenblick wurden leichte, rasche Schritte auf dem Gange laut. Jäh hob Loris Köpfchen sich empor. Nein, diesen Schmerz durfte niemand ahnen; am wenigsten sollte Ada ihn sehen.

Ada trat ein, beladen mit einer Anzahl von Buketts, die sie auf den nächsten Tisch niederlegte. „Von Baron Rothkirch, von Baron Lilienbach, von Prinz Sipolsky," zählte sie lachend auf. Sie schien sehr heiterer Laune zu sein. „Die waren alle für dich im Vorsaal deponiert; ich konnte die holden Blüten doch nicht länger schmachten lassen. Wer weiß, wie viele noch kommen. Du wirst sehen müssen, wer am richtigsten deine Toilette zu erraten wußte . . . Aber, Lori, du bist entzückend!" sagte sie jetzt, in aufrichtiger Bewunderung zu der Freundin emporblickend. „Du übersteigst alle meine Erwartungen; ich wollte, ich könnte dich so deiner Mama zeigen." Dies Wort trieb Lori unaufhaltsam die Tränen wieder ins Auge. „Prinz Sipolsky hat recht," fuhr Ada fort, „Purpurfarbe steht dir prächtig."

Mit kritischem Blick musterte Ada den Anzug; bald hier, bald dort ordnete sie mit geschickter Hand noch eine Falte oder nahm sonst eine kleine Aenderung vor. „Emilie hat ihr Werk im ganzen gut gemacht. Du wirst viele Verantwortung haben, Lorilein, und uns übrigen alle um viele Pferdelängen schlagen, wie der Sportsmann sagt," plauderte sie neckend weiter, etwas erstaunt, bei Lori so wenig Anklang zu finden.

„Ich passe nur so sehr schlecht zu einer Zigeunerin

mit meinen blonden Flechten," sagte Lori in einem Tone, der ihre Mißstimmung durchklingen ließ.

Ada sah befremdet auf: es war Lori so gar nicht ähnlich, nicht völlig befriedigt zu sein, nicht mit ganzem Herzen der frohen Feststimmung sich hinzugeben. Einen Augenblick hatte Ada die Absicht, eine eingehendere Frage zu stellen; aber sie glitt darüber fort mit der Bemerkung: „Du darfst ja auch gar nicht den Eindruck machen — du bist ja nur ein gestohlenes Kind. Der einzige Unterschied zwischen dir und der echten Preziosa wird sein, daß man, anstatt dich deinen Eltern wiederzugeben, dich erst recht fortholen wird. Uebrigens hat der schwarze Prinz mit seltenem Ahnungsvermögen deine Toilette erraten; sein Bukett paßt wie gemacht dazu." Dabei verglich sie dasselbe mit den Rosen an Loris Kostüm.

Aber diese Wendung schien Lori noch weniger zu behagen; sie entgegnete scharf: die dunkelroten Rosen seien ihr schon unangenehm gewesen, und Sipolsky könne gar denken . . . Sie vollendete den Satz nicht, da ihre Stimme bedenklich zu zittern anfing.

Ada schien nichts zu bemerken. Sie bedauerte, daß die Rosen auf Lori einen peinlichen Eindruck machten; es sei eine Idee der Schneiderin gewesen, versicherte sie; ihrerseits habe sie Granatblüten bestellt; wenn Lori noch eine Aenderung wünsche, ließe sich eine solche wohl noch möglich machen.

Ada blieb so gleichmütig, daß Lori ihrer Gereiztheit sich schämte. War das der Dank für all die Güte Adas, für die Freuden, die sie der Freundin bereitet? Ach, hätte Lori nur klarer sehen können, hätten nur nicht die Zweifel in ihr gestritten! Am liebsten hätte sie sich Ada um den Hals geworfen, ihren Kummer ausgeweint und aufrichtig gefragt, was sie von all dem denken solle. Viel-

leicht war ja alles nur ein Spiel ihrer Phantasie, eine Einbildung ihres eifersüchtigen Herzens. Aber sah sie nicht eben wieder in Adas Gürtel ein Sträußlein jener stets wiederkehrenden Veilchen, von denen sie wußte, wer der Geber war, und neben denen das Bukett, welches Rothkirch ihr geschickt, nur den Eindruck einer banalen Höflichkeit machte. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, dasselbe zu nehmen; deshalb erklärte sie, ganz ohne Blumen gehen zu wollen.

Zu weiteren Erörterungen blieb keine Zeit, da eben drei helle Trompetenstöße heraufklangen, die als Signal dienten, daß die Gesellschaft sich am Seeufer versammeln solle.

„Und du, Ada, bist du denn bereit?“ fragte Lori, die bisher so in dem eigenen Gefühle befangen gewesen, daß sie keinen Blick für die Freundin gehabt hatte. Erst jetzt hatte sie zu ihrer Ueberraschung bemerkt, daß die Prinzeß nur in schlichte schwarze Seide gekleidet war.

Ada lachte über ihr Staunen und behauptete, sie werde sogleich bereit sein. Sie klingelte der Zofe, die mit einem Burnus und einem Schmuck erschien. „Du sollst sehen, wie ich mich zur Orientalin eigne,“ meinte sie heiter, einen eigentümlichen alten Schmuck von Perlen und Rubinen um das Haupt schlingend, so daß die roten Steine das dunkle Haar von der Stirn trennten. Mit vielem Geschick wußte sie dann den Burnus, ein feines orientalisches Gewebe, so umzunehmen, daß nicht bloß der Kopf, sondern die ganze Gestalt dadurch verborgen war und nur das scharf gezeichnete Antlitz aus der weichen Umhüllung hervorsah. Keine Orientalin hätte das Kostüm malerischer zu tragen vermocht. Ein Reichtum von Spangen und Schmuck an den Armen erhöhte noch den fremdartigen Eindruck.

„Als ob nicht auch ein altes Zigeunerweibchen da-

zwischen sein müßte!“ erwiderte sie auf die lebhaften Protestationen Loris, welche durchaus nicht begreifen wollte, daß diese einfache Drapierung genüge.

Trotz aller Einwendungen mußte Lori bei näherer Betrachtung eingestehen, daß die gewählte Tracht Ada eigentümlich wohl kleidete.

„Baron Rothkirch wird uns abholen,“ bemerkte Ada, als zum zweitenmal das Signal ertönte. Indem sie das Zimmer verließen, setzte sie hinzu: „Er hat sich dennoch einen Platz in unserem Kahn erobert, da er behauptet, der Häuptling gehörte in Preziosas Nähe. Seine schöne Cousine scheint darauf eingegangen zu sein, da sie in ihrem Kahn Platz für einige ihrer Verehrer aus der Residenz wünschte. Dieselben werden sie wohl für Monseigneur le prince entschädigen, der ihr ganz untreu geworden. Sie war neulich so schlechter Laune über seine Desertion, daß sie es nicht verbergen konnte. Schrecklich, wenn eine solche Enttäuschung auf der Stirn zu lesen ist, wenn man jeden flüchtigen Eindruck vor aller Welt zur Schau trägt. Wir müssen uns aber noch bei Tante Raesdorf zeigen,“ schloß sie, den Weg zu deren Zimmer einschlagend, indem sie Lori mit komischem Zeremoniell den Vortritt ließ.

„Ihre Herrlichkeit, die gar zauberhafte Dame Preziosa,“ kündete sie heiter an. „Seit der großen Retirade sah't ihr solche Schönheit nie,“ deklamierte sie dann, die Tür weit öffnend, um Preziosa eintreten zu lassen.

Daß Preziosa hoch erhobenen Hauptes und lächelnden Mundes eintrat, war aber nicht allein die Folge dieser lustigen Einführung: ein anderes Wort Adas hatte tiefer getroffen. Lori hatte sich vorgenommen, niemand solle auf ihrer Stirn eine Enttäuschung lesen — was sie auch empfinden möge.



6

In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen.
. . . .
Hör' ich Rauschen? Hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?

Goethe.

Eine Stunde später war Gräfin Rosas Plan in voller Ausführung begriffen. Das Publikum drängte nicht umsonst so eifrig dem Gestade zu und suchte einen Blick zu erhaschen: es bot sich fürwahr ein reizendes Schauspiel. Aus dem ersten Kahne schallten schmetternde Töne weit über die sonst so stille Wasserfläche; das Echo der Berge warf sie gleichsam jubelnd zurück. Die Musikanten, aus der Residenz verschrieben, hatten sich möglichst der Situation angepaßt; in der Entfernung konnten sie für leiblich regelrechte Zigeuner gelten. Die Umwandlung der urgermanisch blondhaarigen Kahnführer in wilde Pußtakinder war schwieriger gewesen. Graf Charmilly und Lori Hochberg hatten deshalb viel Kopfzerbrechen gehabt; doch jetzt konnten sie stolz auf die Lösung sein, da selbst der brave Sepperl ganz ausgetauscht schien. Beim zweiten Kahn, welcher die schöne Zigeunerkönigin trug, war nichts gespart worden, um ihn der Gelegenheit

würdig herzustellen. Mittels eines großen Aufwandes von Decken und Drapierungen war er zur hübschen Gondel umgeschaffen. Einen in bunten Farben leuchtender Baldachin gab Schutz und Schirm und ließ doch den Blick nach allen Richtungen unbehindert. Bunte Federbüsche in den Behrschen Wappenfarben prangten an allen Seiten. Auf einer Erhöhung in der Mitte des Schiffleins hatte die Zigeunerkönigin ihren Platz. Das leuchtende Gelb, welches sie trug, paßte gut zu den intensiv schwarzen Flechten, mit denen sie ihrer Zigeunerrolle gerecht geworden. Gräfin Rosas sonst so lichte Erscheinung wäre schwer wiederzuerkennen gewesen in dieser neuen Fassung. Zu ihren Füßen, höchst elegant, höchst zierlich und möglichst wenig zigeunerhaft aussehend, hatte Graf Charmilly Platz genommen. Ein Kreis reizender Frauen und Männer, alle in phantastischen Anzügen, bildeten eine überaus heitere, farbenreiche Gruppe. Dennoch trug der folgende Kahn den Preis davon. Ada hatte bei der Anordnung desselben ihrer Phantasie freien Lauf gelassen. Laubgewinde, in Fülle verwendet, wandelten ihn um in eine schwimmende Laube. Blumengewinde hingen so tief herab, daß sie in den Fluten nachschleppten, wie die Draperien venetianischer Gondeln. Ein wahrer Blütenthron war der Sitz der schönen Preziosa; zwei allerliebste Zigeunerknaben lagerten vor ihr und streuten aus einem vollen Korbe Rosen in die Flut, oder bombardierten neckend die anderen Kähne damit. Die hohe Gestalt, welche hinter Preziosa hervorragte, konnte in dem schlichten Rock und dem breitkrempigen Hut kaum als Maske gelten; indessen erkannte man alsbald in ihr den Häuptling, der es verschmäht zu haben schien, seinem buntgeputzten Völkchen es gleichzutun. Ein mächtiger weißer Bart gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen;

er paßte zu den charaktervollen Zügen. Die Augen aber blitzten gar jugendlich, dem weißen Barte zum Trotz; sie schienen ihr Ziel gefunden zu haben, da sie eine bestimmte Richtung kaum verließen. Preziosa gegenüber auf einem orientalischen Teppich saß eine kleine Gestalt im Burnus; auf der bräunlichen Stirn glänzten die Juwelen, und trotz der Schlichtheit ihrer Gewandung im Vergleich zu der Farbenpracht der anderen stach sie eigentümlich hervor. Den fremdländischen Typus brachte sie am besten zum Ausdruck.

„Eine arabische Fürstin," hatte Baron Lilienbach scherzend gesagt, und Rothkirch fand, daß dies fürstliche Element ihr ganz eigen sei, mehr vielleicht, als es für seine Wünsche gut war. Dennoch sah er sie gern vor allen anderen ausgezeichnet. In ihrer träumerischen Ruhe, die langen dunkeln Lider tief über die blitzenden Sterne gesenkt, schien sie mit dem fremden Kostüm auch einen fremden Charakter angenommen zu haben. Denn dieser weiche, träumerische Ausdruck war Ada sonst nicht eigen. Es war fast, als sei sie der Umgebung entrückt; denn weder das bunte Schauspiel um sie her, noch die Unterhaltung in ihrer nächsten Nähe wurde von ihr beachtet.

Graf Sparenberg und Gräfin Behr hatten auch ihren Platz in diesem Kahne. Sie hatten versucht, in drolligem Aufputz es der jungen Gesellschaft gleichzutun, und sie nutzten die Zeit mit ebenso drolligem Wortkrieg aus. Graf Sparenberg machte nach wie vor seine Meinung über die Verrücktheit des ganzen Unternehmens geltend, während Gräfin Behr in launiger Weise das Fest verteidigte und Gegenangriffe auf den Grafen nicht sparte. Die Verteidigung war leicht in diesem Augenblicke, wo in dem heiteren Treiben die nüchterne Wirklichkeit unterzugehen schien.

Die drei Hauptkähne wurden umkreist von einer Anzahl kleiner Gondeln, von einzelnen der Gesellschaft ausgestattet, in denen die tollsten Einfälle zur Geltung kamen. Alle Kunstgewerbe der Zigeunerzunft, vom Kesselflicker bis zum Bärenführer, waren dabei vertreten.

Scherz und Lachen mischte sich in den Schall der Musik; hinüber und herüber von Kahn zu Kahn flogen Witzworte und Huldigungen. Von den letzteren erntete die schöne Preziosa unbestritten den größten Teil. Aller Augen waren auf sie gerichtet, aller Mund erkannte ihr den Preis der Schönheit zu. Die Schatten, welche kurz vorher noch ihre Züge verdüsterten, waren geschwunden. Sie hatte die Rolle mit Ada ausgetauscht: für heute war sie die Lebhafte, die Angeregte, die sich ganz dem Zauber des Augenblicks hinzugeben schien. Prinz Sipolsky hatte Lori noch nie so geneigt gefunden, seine Huldigungen entgegenzunehmen; er glaubte, ein Recht zu haben, die roten Rosen als gutes Wahrzeichen zu betrachten, nicht ahnend, wie gern Lori sie vertauscht haben würde. Sein Entschluß, das Fürstendiadem der Sipolsky auf diese schöne Stirn zu legen, wurde durch den allgemeinen Beifall, den Lori fand, nur befestigt. Dann und wann zuckte ein eifersüchtiger Groll gegen Rothkirch in ihm auf, wenn dieser ein freundlicheres Wort an die schöne Preziosa richtete, einen Scherz mit ihr austauschte.

Herbert scherzte heute; er schien seit jenem Abend ebenfalls in eine neue Phase eingetreten. Auch in ihm wogten mancherlei Gedanken. Verschiedene Gefühle stritten um die Herrschaft — bald frohe Zuversicht, bald banges Zagen, ob er jene Sterne recht zu deuten wisse, die sich eben jetzt ihm wieder verschleierten. Würde Ada ihm heute noch irgend einen Aufschluß geben? Was auch in ihm vorging, er war zu stolz, es anderen Blicken zu ver-

raten. So nahm auch er die äußere Heiterkeit als deckenden Schild für die innere Stimmung, einen Schild, der gar leicht sich handhaben läßt, so lange noch die Hoffnung im Rückhalt ist.

So war dennoch dem fröhlichen Getriebe sein guter Teil irdischer Unruhe beigemischt. Auch Gräfin Rosa fand es nicht behaglich, durch den neu aufgegangenen Stern sich so überstrahlt zu sehen.

Wie still Ada sich zeigte: in ihrem Herzen herrschte das wonnigste Gefühl, aus dem sie nicht erweckt sein wollte. Diese Tage hatten ihr vieles gebracht, was jetzt ihr Herz erfüllte. War es ihr neu oder überraschend gewesen? Sie wollte nicht darüber forschen und grübeln. Sie wußte, wer inmitten dieses Menschengewühls für sie der Mittelpunkt war. Im geheimen gestand sie sich, daß Herbert es schon lange gewesen, daß er für sie den Inhalt der ganzen langen Zeit gebildet. Sie fühlte magnetisch, welche Augen heute stets auf sie gerichtet blieben, wenn sie auch vermied, denselben zu begegnen. Sie hörte aus dem Chaos von Tönen nur eine einzige Stimme, selbst wenn dieselbe nicht zu ihr sprach. War das Glück, war das Liebe? Stieg nicht für einen Augenblick der Gedanke in ihr auf, daß Herbert Baron Rothkirch doch allzu Kühnes wage, indem er seine Augen auf sie richte? Wollte sie sich die Kluft nicht zum Bewußtsein kommen lassen, die zwischen ihnen lag, und war es ihr genügend, zu denken, wie stolz, wie frei und unabhängig er sei, den Besten und Höchsten ebenbürtig? Sein hoher Sinn hatte sie gefangen genommen. Es dünkte ihr ein stolzer Gedanke, daß eben sie den stolzen Mann zu fesseln vermochte. Doch Loris zerstörter Gesichtsausdruck, wie sie ihn an diesem Morgen gesehen, glitt einmal durch diesen Traum. Aber war es denn ihre Schuld, wenn Lori

kindischen Träumen nachhing? Hatte sie nicht heute noch alles getan, ihre Wünsche zu fördern? Loris Lachen klang ja schon wieder heiter . . .

Ein leichter Stoß weckte Ada aus ihren Träumen; die Rundfahrt um den See war beendet, und die Kähne stießen an das Ufer nahe der Stelle, von wo aus man den Festplatz erreichen sollte. Es war eine Szene heiteren Lebens, bis all die Damen glücklich ausgeschifft waren. Prinz Sipolsky nahm es als sein Recht in Anspruch, Preziosa aus dem Kahne zu geleiten, obgleich auch der Häuptling ihr die Hand dazu bot. Lori hatte wohl gehofft, der letztere werde ernstlicher darauf bestehen, die schöne Preziosa unter seine Obhut zu nehmen, wie alle Zigeunertraditionen es forderten. Aber der Häuptling überließ scheinbar ohne Groll dem schmucken Prinzen diese Pflicht. Gräfin Behr und Graf Sparenberg waren etwas langsam in ihren Bewegungen, bis sie wieder festen Boden gewannen.

Auch die kleine Araberin schien der Unterstützung zu bedürfen und stand harrend auf dem schwankenden Brett. Herberts Blicke hafteten wie fragend auf ihr. Sie sagten viel; mehr aber noch las er aus ihren glänzenden Sternen, aus denen der Traum zu leuchten schien, der sie eben bewegt.

Herbert streckte den Arm aus, sie zu stützen; aber unwillkürlich reichte sie mit rascher Bewegung die beiden Hände ihm entgegen. Im selben Augenblick hatte er sie umfaßt — eine Sekunde lang hielt er die leichte Gestalt in seinen Armen, bevor er sie niedersetzte . . .

Von jenem Augenblick an begann für Rothkirch erst das Fest, wenngleich die Araberin scheu entschlüpft war und an Gräfin Behrs Seite zu bleiben trachtete. Des Häuptlings Platz war an der Spitze des Zuges, während

die muntere Bande bald die schöne Zigeunerkönigin, bald die holde Preziosa umschwärmte. Jauchzend stieg man den schmalen Saumpfad hinan, der sorgfältig vorbereitet war, daß er nicht zu viele Schwierigkeiten bot und gar bald zu dem ausgewählten Platze führte. Lautes Lob und lauter Jubel lohnte denen, die ihn gewählt, wie denen, die ihn geschmückt.

Hoch von Felsen umgrenzt, zeigte der Platz doch eine weite Aussicht auf den See wie in das Gebirge. Ein Zelt war dort aufgeschlagen, um bei etwaiger Ungunst der Witterung als Zuflucht zu dienen. Aber der Himmel war licht, die Sonne war mild, und nach echter Zigeunerart zog man den Aufenthalt im Freien vor. Kleine Feuerstellen waren ringsherum angebracht, wo bald die Flammen loderten, indes man auf Kissen und Teppichen sich lagerte. An jeder Feuerstelle übernahm eine schöne Zigeunerin die Bewirtung. Die Zubereitung des Mokkas rief viel Scherz hervor, indem sie die Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit der vornehmen Köchinnen ans Licht stellte.

Die Ruderer hatten mit dem übrigen Proviant einige Eselein bepackt, die allmählich heraufkamen. Die Reichhaltigkeit der Ladung wie die Feinheit der Auswahl sicherten dem eleganten Nomadenvölklein einen guten Tag. Die Feststimmung wurde noch erhöht, als die beiden kleinen Sparenbergs als Zigeunerbuben plötzlich aus einem Felsenversteck zwei Fäßchen mit feurigem Naß hervorrollten, die sie ihrer Rolle gemäß als gute Beute und Ergebnis ihrer Findigkeit erklärten. Der köstliche Trank war den Kennern als ausschließliches Privateigentum eines fürstlichen Kellers bekannt; nur eine der anwesenden Personen hatte dem Picknick diese seltene Auslese zuführen können — eine fürstliche Gabe, wie sie nicht zarter gespendet werden konnte.

Manches Glas des alten Weines wurde der Spenderin gewidmet, die aber scheu dem Danke sich entzogen hatte.

Ada hatte ihre ruhige Sicherheit in etwa eingebüßt; sie hielt sich überhaupt von der lauten Fröhlichkeit so fern, als es eben anging. Aber Zigeunerfreiheit war die Losung des Tages. Keine Gruppe schloß sich fest ab; man schwärmte von der einen zur anderen, wie Frohsinn und Neigung es fügte. Bald hier, bald dort wurde jauchzend das Wohl einer Schönen ausgebracht, oder irgend eine humoristische Produktion lockte die fingierte Wanderbande.

Die am meisten belebte und umschwärmte Gruppe war diejenige, wo Lori der Bewirtung vorstand. Ob die Heiterkeit, mit der sie alles belebte, eine völlig unbefangene war, wäre schwer zu entscheiden gewesen; aber desto mehr war sie für andere berechnet. Man hätte bemerken können, daß sie von Ada etwas fern sich hielt; doch war ein jeder mit seinen eigenen Interessen zu sehr beschäftigt, um eine solche Entdeckung zu machen. Bei Loris Gruppe löste sich auch zuerst das Lager auf, um frischweg auf der grünen Matte zu den Klängen der Musik den Reigen zu beginnen. Prinz Sipolsky ließ es sich nicht nehmen, Preziosa, von deren Seite er kaum gewichen, zum Tanze zu führen. Es war ein anmutiges Paar, da Sipolskys Tanzkunst unbestritten und in den vornehmen Salons fast aller Großstädte anerkannt war. Manche Schöne ersten Ranges würde Lori um ihren Tänzer beneidet haben. Dennoch unterdrückte Lori nur mit Mühe den Seufzer, der aufsteigen wollte: Rothkirch hatte bis dahin an ihrer Seite geweilt und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

Der Baron war heute durchaus zugänglich; eine innere Freudigkeit erfüllte ihn, die in warmer Herzlichkeit

gegen alle ausströmte. Selbst Gräfin Rosa mußte zugeben, daß er nichts vom Philister oder Einsiedler mehr zeige. So hatte er auch Lori oft aufgesucht, war liebenswürdig und aufmerksam gewesen und hatte im Scherz wie im Ernst erklärt, er sei stolz auf ihre Erfolge. Sie hatte schon die Hoffnung gehegt, er werde sie um den nächsten Tanz bitten; doch da hatte er Sipolsky den Platz überlassen. Er schien sich der Beschützerrolle, zu der er sich zu Anfang verpflichtet geglaubt, nicht mehr zu erinnern; sonst würde er bemerkt haben, wie feurig Sipolskys Blicke sich auf Lori richteten. Sipolsky war nicht mehr jung; aber er war genug Kind seiner Heimat, um noch glühend empfinden zu können, und Lori war wohl dazu angetan, eines Mannes Leidenschaft zu wecken.

Aber Rothkirch achtete nicht darauf. Seine Blicke suchten und fanden bald jene kleine Gestalt, deren schmales, charaktervolles Gesichtchen ihm schon von fern aus der eigentümlichen Umhüllung entgegen zu leuchten schien. Sie war die Zeit hindurch kaum von Gräfin Behrs Seite gewichen und hatte sichtlich keine Gelegenheit geben wollen, wo Rothkirch ihr nahen konnte. Herbert hatte sie verstanden und ihr Gefühl geteilt. Nicht hier, in solchem Trubel, mochte er ihr eine ernste Frage vorlegen; eine Entweihung hätte es ihm gedünkt, besonders jetzt, wo er jeden Zweifel gelöst glaubte. Sein Herz zog ihn aber stets in ihre Nähe, und so sah er auch, wie sie ein stilleres Plätzchen aufsuchte, das einen Ausblick auf See und Landschaft bot.

Sie sah eigentümlich einsam aus, wie sie da stand, und zum erstenmal empfing Herbert den Eindruck ihres überaus zarten Wesens, den ihre elastische, lebensvolle Art sonst nicht aufkommen ließ. Er nahte ihr schweigend und verharrte auch eine Weile schweigend an ihrer Seite.

Sie wich ihm nicht aus, sie wandte sich nicht ab; ihr Mantel streifte ihn, und er wähnte das Pochen des Herzens zu hören. Trotz seiner Nähe wandte sie ihm den Blick nicht zu, und nur am Profil erkannte er, welch eigentümlichen Ausdruck ihre Züge trugen: sinnend und strahlend zugleich. Selbst ihre sonst farblosen Wangen waren von einem rosigen Hauch überdeckt. Waren es die scheidenden Sonnenstrahlen, die den Himmel eben in Purpur tauchten, welche diese Glut auch über sie ausstrahlten, oder war es ihr Gefühl, das mit diesem warmen Schein sie übergoß? Rothkirch fürchtete fast, sie zu stören, und doch trieb Glück und Verlangen ihn dazu, ihre Stimmung zu ergründen.

„Sie haben recht behalten, die Freude des Menschen ist der Mensch," sagte er leise . . . „Freude und Glück sind nicht identisch," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, da sie ihm nicht antwortete; „aber es gibt Tage, wo sie sich einen."

„Wie die Schönheit von Himmel und Erde," gab sie zurück, und der Ton ihrer Stimme vibrierte, indes ihr Blick auf der Landschaft ruhen blieb. Die Sonnenscheibe, die eben purpurn glühend im See zu versinken schien, war eine hübsche Illustration ihrer Worte. „Glück aber flieht vielleicht vor der Freude, und Freude erlischt im Glück," fuhr sie träumerisch fort. „Ich beneide Lori," setzte sie mit rascher Gedankenwendung hinzu, „daß sie so ganz von der Freude kann hingenommen sein. Wo sie ist, verbreitet sie Freude. Der Dichter hat recht, répanse de joie den Gral tragen zu lassen: »Irdischen Segens vollster Strahl«, wie er sagt."

„Répanse de joie," wiederholte Rothkirch. „Die Freude gehört vielen; aber der Mensch sehnt sich nach Ausschließlicherem. Source de bonheur sagt mehr.

Wissen Sie, wie jene Stelle von der Freude des Menschen weiter heißt?“ fuhr er erregt fort. „Was dem Menschen während dieses kurzen Lebens wichtig ist, ist, daß er liebe und geliebt werde, daß er einem Menschen über alles teuer sei. Glauben Sie nicht, daß man sein Leben daran setzen möchte, diese Quelle des Glückes zu erringen, daß sie das Höchste in sich schließt, was der Mensch ersehnen kann?“

Rothkirch erschrak fast selbst vor dem leidenschaftlichen Worte, das sich ihm auf die Lippen drängte. Hatte er für ihr rasches Verständnis schon zu viel gesagt, die Grenze überschritten, die er bisher noch streng gewahrt? Würden die stolzen Augen ihn kalt und abweisend fühlen lassen, daß er zu viel gewagt?

Aber sie regte sich nicht; die Augen blieben gesenkt. „Source de bonheur,“ sagte sie leise. „Nein, der Mensch darf dem Menschen nicht die Hauptquelle des Glückes werden . . . Lori würde Ihnen sagen, daß die Quelle unseres Glückes einzig von oben stammen darf . . . Lori ist unendlich viel weiser und besser als ich,“ setzte sie hinzu, und die stahlblauen Augen blickten jetzt zu Rothkirch auf; sie hatten etwas von der alten Schalkhaftigkeit, als wollte sie seine Meinung herausfordern. Aber Tränen bebten an den langen Wimpern, und um den Mund zuckte es weich. Nein, es war kein Spiel der Phantasie, daß ihm der Blick immer inniger zu werden dünkte . . . Aber im selben Augenblicke wandte sie sich hastig um, da ein leises Geräusch das Herantreten eines Dritten anzeigte. Es war Lori, die schüchtern nahte und Ada einen Schal reichte.

„Ich habe Miß Godwin fest versprechen müssen, daran zu denken, sobald die Sonne sinkt, und es ist schon so kühl geworden,“ sagte sie, wie entschuldigend.

Man sah, wie peinlich es ihr war, daß sie stören mußte; sie wandte sich auch sogleich wieder ab, als eile sie, sich zurückzuziehen.

Aber Ada hielt sie fest, obschon sie den Schal zurückwies. „Sagte ich Ihnen nicht, daß Lori so viel weiser und besser sei als ich?“ wiederholte sie. „Wir waren nicht so edel und selbstvergessen, an andere zu denken,“ plauderte sie weiter, als wolle sie die eigene Erregung verbergen. Die Art aber, wie sie sich direkt an Rothkirch wandte, zeigte deutlich, daß sie ihn nicht zu entfernen wünschte. Vielleicht hatte sie nur in natürlicher Mädchenzaghaftigkeit den entscheidenden Moment etwas verzögern wollen.

Sie schritt an Loris Arm der Gesellschaft wieder zu; aber sie sah es sichtlich gern, daß er an ihrer Seite blieb.

In Loris Lob einzustimmen, war Rothkirch augenblicklich nicht gewillt. Die Störung hatte ihn empfindlich berührt — außerdem war er in der Stimmung, wo die Besten und Allerbesten auf Erden und alle Heiligen im Himmel obendrein uns nichts dünken neben dem einen törichten Menschenherzen, das uns der Inbegriff alles Guten und Schönen geworden. Dabei hatte er aus Adas Rede überhaupt nur das eine Wörtchen „wir“ herausgehört, das mit zauberischem Klang an sein Herz schlug.

Komtesse Loris Vorsicht fast ironisch anerkennend, meinte er, ein besseres Präservativ gegen die kühle Luft zu wissen. Auf dem freien Platze wirbelten eben wieder die rauschenden Töne der Musik empor, und obschon die älteren Mitglieder zur Abfahrt mahnten, schienen alle Herzen noch einmal vom tollen Freudenrausch erfaßt. Sipolsky kam eilfertig den Nahenden entgegen mit der Versicherung, er habe die Komtesse überall gesucht.

Auch Rothkirch und Ada waren gleich darauf im

Reigen; wie im schweigenden Einverständnis schienen sie jetzt daran teilnehmen zu müssen. Wieder fühlte Ada sich von seinem Arm umfaßt; sie hatten beide das Gefühl, als ob ein Rausch des Glücks sie forttrage.

Wohin? Welcher Sterbliche möchte in solchem Augenblick sich um die Antwort mühen? „Ueber alle Erwägungen fort!“ würde vielleicht die einzig richtige sein.

Als man endlich die Kähne wieder bestieg, sollte die alte Ordnung eingehalten werden. Aber einzelne Aenderungen traten ein. Rothkirch war auf die Bitte seiner Tante, die seine Hülfe beanspruchte, in Gräfin Rosas Kahn gestiegen. Sie hatte mit Rothkirch zu sprechen, da sie einer dringenden Geschäftsangelegenheit wegen am anderen Morgen zur Residenz zurück mußte. Des Festes wegen hatte sie die Reise verschoben und durfte nun nicht länger zögern. Da sie sich müde und angegriffen fühlte, bat sie ihren Neffen dringend um seine Begleitung nach der Residenz. „Wenn es dir nicht ein zu großes Opfer dünkt, Aussee auf ein paar Tage zu verlassen?“ meinte sie. Der alten Dame scharfe Augen richteten sich dabei forschend auf ihn. Abgesehen davon, daß sie wirklich seines Rates und Beistandes zu bedürfen glaubte, hoffte sie, ihn unterwegs zu einer vertraulichen Aussprache zu bringen. Sie konnte nicht recht klug werden aus seinem Benehmen. Warum kam er zu keinem Abschluß, warum ließ er dem Sipolsky und allen anderen solchen Vorsprung? Wie die meisten alten Leute, blieb Gräfin Behr fest bei ihrer Anschauung stehen, daß es nur Lori sein könne, auf die Herbert sein Augenmerk gerichtet. Wäre er nicht gefesselt, so würde er Aussee längst verlassen haben, argumentierte sie. Sie habe von Lori Hochberg gehört, daß die Prinzessinnen Raesdorf noch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt hier beabsichtigten, erwähnte sie noch wie beiläufig.

Freilich erschien die Reise Herbert im ersten Augenblick als ein Opfer; aber sein zweiter Gedanke war, daß immerhin die folgenden Tage zu einem definitiven Schritte nicht geeignet sein würden. Ueber den innezuhaltenden Weg wollte er sich erst klar werden; auch Ada mußte ja Zeit haben, sich zu sammeln. Wenige Tage fielen dabei kaum ins Gewicht; vielleicht konnte er seine weltgewandte Tante zu Rate ziehen, in welcher Weise jetzt am richtigsten weiterzugehen sei. So sagte er zu, indes sein Blick hinüber irrte nach dem anderen Kahne, freilich nicht um die zu suchen, welche seine Tante meinte.

Die Gesellschaft war stiller geworden. Der laute Jubel war verhallt, und nur hier und da fiel ein Wort oder klang ein Lied, das sich in das Plätschern der Ruder mischte, indes die Fackeln, die auf allen Kähnen entzündet waren, ihr rotglühendes Licht in den Wellen spiegelten.

Ada saß am Bug des Schiffchens, in welchem der vielgenannte Sepperl das Steuer führte und ebenfalls sehr befriedigt schien von dem Tage, besonders von diesem Abend. Denn Ada, die heute ein seltsames Mitgefühl für alle Liebende empfand, hatte unversehens ihr ziemlich gefülltes Portemonnaie in des Burschen Hand geschoben, der wie erstarrt auf die Geberin sah, die ihm Stille gebot. Wahrlich, eine solche Beisteuer konnte seine Pläne fördern.

Am stillsten von allen war wohl Lori geworden. Sie hatte auch einen passenden Vorwand dazu: ihr jüngster Verehrer, der kleinste der Sparenbergs, war auf ihrem Schoße eingeschlafen, und sein älterer Bruder lehnte in sehr traumhaftem Zustande an ihrem Knie. So konnte nicht leicht jemand ihr nahen, und keiner sah, wie Träne

um Träne langsam über ihre Wangen schlich, trotz all der Triumphe, die sie gefeiert hatte.

Ehe die Kähne ans Land stießen, stiegen am Ufer zahlreiche Raketen und Leuchtkugeln auf, ein Feuerregen ergoß sich reichlich in die Flut. Es war ein prächtiger Schluß des so glänzend verlaufenen Tages, eine letzte Ueberraschung für die Aussteigenden.

Ada war überzeugt, daß diese Veranstaltung von Rothkirch herrührte, der sich erinnert hatte, daß sie einmal ihre Freude an dem leuchtenden Spielwerk geäußert. Gräfin Vehr trat eben zu ihr, sich von ihr zu verabschieden; sie teilte ihr mit, daß sie Aussee zu verlassen beabsichtige, und daß Rothkirch zugesagt habe, sie nach München zu begleiten. Gräfin Vehr war zu ermüdet, um den Ausdruck des Staunens und der Betroffenheit zu beachten, der bei ihren Worten sich auf Adas Zügen zeigte. Aber auch Rothkirch stand jetzt neben ihr. Trotz der Rücksicht auf seine Tante drückte er sein Mißfallen an dieser erzwungenen Reise deutlich aus. Er betonte, daß sie ihn nur wenige Tage fern halten werde, da er die Rückkehr herbeisehne.

Ada lächelte schon wieder: „On ne dit pas adieu, on dit au revoir“, sagte sie, die Hand ihm lassend, die er etwas stürmischer, als er bisher noch getan, an die Lippen führte. Noch eine Sekunde standen sie sich gegenüber; sein Blick suchte den ihren. Die dunkle Röte, die auf Adas Wangen dabei aufstieg, rührte aber nicht von der bengalischen Flamme her, die eben noch einmal aufloderte und sie beide wie mit magischem Schein übergoß. „On ne dit pas adieu,“ klang es in Rothkirchs Herzen an mit hellem Jubelton.

Als er sich darauf auch von Lori verabschiedete, dünkte ihm, als sei er ihr eine kleine Andeutung schuldig.

„Wollen Sie etwas für mich beten diese Tage, Komtesse?" fragte er innig.

Wollte sie? Er bemerkte nicht, wie kalt diesmal ihre Hand in der seinen lag, wie stumm sie zu seiner Bitte nickte.

Kalt und stumm war auch der Abschied zwischen Ada und Lori an diesem Abend. Aber jedermann hatte das Recht, Uebermüdung vorzuschützen; der unruhige Tag hatte sich so lange hinausgesponnen. Er war vorüber, wie eine jener glänzenden Funkengarben, die aufgezischt und so schnell erloschen waren. Aber diese trübe Anschauung hatte nur Lori, als sie die Ruhe aufsuchte.

Ada fand sich von anderen Gedanken, von anderen Vorstellungen umgaukelt. Sie fühlte sich gleichsam in eine neue Aera versetzt; sie suchte sich klar zu machen, was sie als unklare Wonne empfunden. Sie wollte versuchen, das neue Glück, welches sie sich nicht mehr verhehlen konnte, in festen Umrissen zu gestalten. Würden Hindernisse ihr entgegentreten? War die Hingabe an Herbert ein Opfer für sie? Auf die erste Frage hob sie das Haupt trotzig empor — wer hatte das Recht, sich ihr entgegenzustellen? Und ein Opfer? Seine edle Persönlichkeit trat ihr vor die Augen, und sie entsann sich des stolzen Bildes, das er selbst von dem schlichten Aristokraten entworfen. Und was war denn der Titel, den sie ihm zu opfern gedachte? Der Titel als Prinzessin eines kleinen mediatisierten Hauses, der nicht schwer wog in der Wagschale der Welt. Wer würde staunen, wer es beachten, wenn sie ihn vertauschte gegen einen Namen, dessen Alter und Vornehmheit nicht bestritten werden konnten, wenn sie einem Mann angehören wollte, dessen Liebe sie nur ehren und erheben konnte?

Ada hatte soviel zu denken, war so versunken in ihre Empfindungen, daß sie nichts um sich her beachtete. Sonst hätte ihr der Brief nicht entgehen können, den die Zofe ihr auf den Tisch gelegt und der sehr elegant und sehr deutlich ausgeprägt die Fürstenkrone trug, deren Wert eben Ada so gering anzuschlagen sich bemühte.





7

Trag' du in der Jugendzeit
Immer getrost dein junges Leid.
Meinst du, daß dir das Herze bricht?
Kurze Leiden, die töten nicht.
Roquette.

Als Lori am anderen Morgen erwachte, wurde sie sich zuerst eines tiefen Heimwehs bewußt. Ach, warum hatte sie so hinaus verlangt in die Welt? Warum war sie noch hier? Es dünkte ihr plötzlich, sie sei endlos lange von den Ihrigen getrennt, und wie die Prinzessin im Märchen, hätte sie sich am liebsten mit einem Zauberschlage wieder in ihr Heim versetzt. Dennoch entsprang das Gefühl wohl weniger der Sehnsucht nach den Ihrigen, als einer lebhaften Abneigung, jetzt ihrer Freundin entgegenzutreten. Der Gedanke, Ada heute in gewohnter Weise zu begrüßen, war ihr wahrhaft unerträglich. Wie sollte sie es möglich machen, ihr die Hand zu reichen und vielleicht gar die Ereignisse des vergangenen Tages in gleichgültiger Art zu besprechen? Oder, was ihr noch entsetzlicher dünkte, Ada konnte möglicherweise sie in ihr Vertrauen ziehen und ihr eine Kunde mitteilen, die Loris Herz schon jetzt mit Schmerz erfüllte. Sie nannte das selbst undankbar und häßlich; sie hatte Ada ja nichts vorzuwerfen: Adas Schuld war es nicht, wenn Lori

töricht gewesen. Aber trotz dieser Einsicht konnte sie sich eines Grauens nicht erwehren. Noch nie hatte sie so gezögert, ihre Toilette zu beenden, ihr Zimmer zu verlassen, wie an diesem Morgen. Von Minute zu Minute hätte sie den gefürchteten Augenblick hinausschieben mögen. Sogar der Gedanke tauchte in ihr auf, eine Erkältung oder Uebermüdung vorzuschützen und auf ihrem Zimmer zu bleiben. Diesen Ausweg verwarf jedoch ihre Wahrheitsliebe. So tiefes Weh sie im Herzen fühlte, so kreiste doch das Blut frisch in ihren Adern, und nicht einmal ein verräterischer Schatten unter den Augen zeigte an, daß sie gestern wirklich gelitten.

Als Lori endlich, mit allen möglichen Vorsätzen gerüstet, im Frühstücksgemach erschien, erwies ihre Furcht sich als grundlos. Adas Platz war leer, und Miß Godwin erklärte, Ada habe vorgezogen, auf ihrem Zimmer zu bleiben, da sie sich der Ruhe bedürftig fühle. Das war bei Ada ein ungewöhnliches Vorgehen. Miß Godwin fügte zwar in ihrem Auftrage hinzu, man möge sich nicht beunruhigen, meinte aber, die Prinzessin lege zu wenig Wert auf ihre Gesundheit und würde eine geringe Abspannung nicht einmal beachtet haben. Sie wollte damit die Besorgnis rechtfertigen, welche Adas Entschluß ihr einflößte. Etwas von Bedeutung mußte es sein, was Ada zu dieser Vorsichtsmaßregel zwang. Die Prinzessin war, obgleich sie jetzt so gesund aussah — Miß Godwin schrieb dies nicht mit Unrecht der sorgfältigen Pflege zu, die sie ihr hatte angedeihen lassen — eine ungemein zarte Natur. Nicht zum erstenmal erzählte Miß Godwin, wie seit ihrem fünften Jahr Ada ihrer Obhut übergeben sei, und wieviel Veranlassung zu Besorgnissen ihre Kindheit gegeben. In Adas Abstammung allein liege schon der Grund dazu: ihre beiden Eltern seien in jungen

Jahren einem Lungenübel erlegen; ihre einzige ältere Schwester habe ebenfalls von Kindheit an den Keim des Uebels in sich getragen und sei ihm früh zum Opfer gefallen. Gestern abend sei es nun plötzlich sehr kühl und feucht geworden, Ada könne sich erkältet haben .... Miß Godwin, die im allgemeinen nicht mit reger Phantasie begabt war, übertrieb hier geflissentlich, da das Fest ihr überhaupt als arge Torheit erschienen war, gegen die zu sprechen sie gleich anfangs nicht unterlassen hatte.

Lori hatte die Erzählung von Adas Kindheit schon oft gehört; doch war sie dankbar dafür, da Miß Godwin dadurch von anderen naheliegenden Gegenständen des Gesprächs abgelenkt wurde und ihr selbst gestattet war, schweigende Zuhörerin zu bleiben. Sie bezweifelte nicht, daß das Unsichtbarbleiben der Prinzessin eine ganz andere Ursache habe, und ihr Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken, wie bald das vielleicht Tatsache sein würde, was ihr jetzt noch so unglaublich dünkte. Sie dachte daran, eine unbestimmte Vermutung in dieser Richtung hinzuwerfen, um Miß Godwins Ansicht zu hören; aber es war ihr nicht möglich, den Namen über die Lippen zu bringen. Miß Godwin würde auch kaum auf die Anspielung eingegangen sein, da nach ihrer Denkungsart für Ada ein Baron Rothkirch außer aller Frage stand. Auch darin, daß der Baron vor seiner Abreise der Prinzessin einen Strauß gesandt, sah Miß Godwin nur einen Akt gesellschaftlicher Höflichkeit, den sie Lori gegenüber nicht einmal erwähnenswert fand. Es paßte durchaus nicht in Miß Godwins pädagogisches System, junge Mädchen mit dem Tun und Lassen junger Herren zu unterhalten.

Obschon der Morgen für Lori spät begonnen, erschien er ihr endlos; selbst das Wetter trug zu ihrer bedrückten

Stimmung bei. Der Glanz, der noch gestern auf See und Gebirge gelegen, war wie mit einem Schlage gewichen: der Himmel war grau, die Nebel hingen schwer herab. Lori war von einer tatlosen Unruhe ergriffen, die das Weilen im Hause im Angesichte des heute so öden Sees ihr peinlich machte. Ihre kräftige Natur verlangte um so mehr nach Luft und Bewegung, je verstimmter sie sich fühlte. Ein altes Vorhaben fiel ihr ein, welches ihr einen Anlaß bot, das Freie aufzusuchen. Von einem der nächstliegenden Aussichtspunkte hatte man einen hübschen Blick auf das Dörfchen mit seiner Kirche; sie hatte bisher stets verschoben, dieses Bild aufzunehmen. Warum sollte sie es nicht heute tun, da sie überdies ahnte, daß ihre Abreise sich beschleunigen werde? Ada würde sie nicht vermissen, sagte sie sich mit einiger Bitterkeit.

Lori nahm ihr Skizzenheft und besann sich, wer ihr das Geleit geben könne. Aber die Zofe mußte in Adas Nähe bleiben, Miß Godwin würde der alten Prinzeß Gesellschaft zu leisten haben. Wenn noch etwas nötig gewesen wäre, um Lori in ihrem Entschluß zu bestärken, so war es die Wahrscheinlichkeit, daß Prinzeß Augusta ihre Gesellschaft und einen Bericht des gestrigen Tages verlangen würde. Seit jenem ersten Morgen war nun Lori nicht mehr ohne Begleitung ausgegangen; sie empfand einige Gewissensunruhe über die Selbständigkeit ihres Beginnens. Aber sie dachte, heute würde niemand sich hinauswagen, heute würde sie keine Begegnung zu fürchten haben. Der einzige, den Lori gefürchtet hätte, war ja abgereist.

All ihrer Herzenspein ungeachtet fühlte sie sich sofort erleichtert, als sie dahinschritt und die Luft weich ihr über Stirn und Wangen strich, als wolle sie das traurige

Kind begütigen, das so bittern Schmerz zu empfinden vermeinte. Lori schritt an der Kirche vorüber, die einladend offen stand. Ihr fielen jene Worte Rothkirchs ein: „Beten Sie für mich.“

Aber sie fühlte sich nicht in der Stimmung, zu beten — am wenigsten gerade für ihn. Der Groll gegen ihn machte sich noch zu fühlbar. Und um was sollte sie für ihn beten? . . . Daß er Ada gewinne! Würde Ada jemals sich entschließen, ihm ihre Hand zu reichen? Würde jemals der Stolz ihr das gestatten — ihr, die gefragt hatte, warum er nur Baron sei? Und Stolz würde gegen Stolz stehen: wie sollten die beiden sich da lieben können? Wie würde Ada ihn je zu beglücken vermögen? Und wenn sie ihn liebte, warum hatte sie für Lori jene grausamen Neckereien gehabt? Erinnerung an Erinnerung stieg auf; halbe Worte, hingeworfene Phrasen, hier und da ein Blick, den Lori nicht gleich beachtet hatte — so vieles zeigte, daß Adas Gefühle schon länger beteiligt waren. Schon länger! Sollten Freundschaft und Liebe ihr zugleich zerbrochen werden? . . . Wie das bei allen sehr jungen Leuten bei ihrem ersten Schmerz der Fall ist, empfand Lori ein großes Mitleid mit sich selbst, so daß die Tränen ihr heiß über die Wangen perlten. Sie kam sich so verlassen, so hintergangen und dabei so töricht vor.

Sie war an ihrem Ziel, einem zierlichen Borkenhäuschen, angelangt; aber die Lust am Zeichnen war ihr vergangen, und das Skizzenheft blieb unbenutzt vor ihr liegen. Da erhob sich plötzlich ihr Köpfchen in jähem Schrecken: sie vermeinte Schritte zu hören, die sich der Hütte näherten, und gleich darauf verdunkelte eine Gestalt die Eingangstür.

Loris Entsetzen milderte sich nicht, als sie Prinz Sipolsky erkannte, obschon sie sich sagte, daß sie ja all

diese Wochen mit ihm verkehrt habe, ohne Furcht zu empfinden. Ihr vorwiegendes Gefühl war, wie unpassend er es finden würde, sie hier oben allein zu sehen; eine unbehagliche Empfindung machte sich geltend bei dem Gedanken, daß ihre Mutter es sehr tadeln würde. Ueberdies fürchtete sie, daß man die Spuren ihrer Erregung auf ihrem Antlitze sehen könne. Sie nahm sich vor, sehr kalt, sehr gleichgültig sich zu erheben; aber ein strahlendes, siegbewußtes Lächeln, das sie bei Sipolsky bemerkte, die Art, wie er sie anschaute, erfüllten sie mit Besorgnis.

Sipolsky hatte seit dem gestrigen Tage auch sein Teil Erregung empfunden. Der Funken, der bislang heimlich geglüht, war zur hellen Flamme emporgeschlagen. Natürlich war es seine Absicht, jetzt nicht länger zu zögern; aber er war Weltmann genug, um der Dame, der er die Ehre seines Namens und seines Titels zudachte, nur in der schickvollsten Form zu nahen. Er beabsichtigte, sich an Graf Hochberg zu wenden; denn was seine äußeren Verhältnisse betraf, durfte er beruhigt dem anspruchvollsten Vater entgegentreten.

Aber seine Persönlichkeit? Sipolsky schien sich einiger Zweifel nicht erwehren zu können. Immerhin fand er sich nicht schlimmer wie hundert andere, und war sich bewußt, allerhand gute Vorsätze gefaßt zu haben, seitdem er in Loris reine Kinderaugen geblickt. Ueber der jungen Dame eigene Meinung hätte er aber gern etwas mehr Klarheit gehabt, ehe er den Schritt bei Graf Hochberg wagte, wenn auch der gestrige Tag ihn sehr hoffnungsvoll gestimmt hatte. Er würde Gräfin Behr, die ältere, gern ins Vertrauen gezogen und sie gebeten haben, ihm diese Klarheit zu verschaffen. Aber Gräfin Behr war sichtlich von einem anderen Gedanken allzusehr eingenommen,

um für diese Vermittlung geeignet zu erscheinen. Ueberdies hatte sie Aussee für einige Tage verlassen.

Sipolsky fand sich von der Ungeduld angewandelt, die alle Liebenden erfaßt, wenn ihre Gefühle den Höhepunkt erreicht haben. Am heutigen Tage hatte er gar nicht hoffen dürfen, seines Herzens ersehnten Gegenstand zu Gesicht zu bekommen; die Damen würden nach der vorhergegangenen Ermüdung kaum bis in ihre Salons gelangen, dachte er, wenn sie so glücklich waren, solche in Aussee zu besitzen. All die bunten, schillernden Schmetterlinge von gestern saßen gewiß mit zusammengeklappten Flügeln matt und farblos daheim, bis ein junger Freudenstrahl sie von neuem belebte. Schmerzlich vermißte Sipolsky in Aussee die Cafés, Klubs und ähnliche Reunionen, die ihm bisher stets die besten Ableiter unbehaglicher Stimmungen geworden. Als schlechtes Surrogat dafür hatte er einen Spaziergang in den grauen Nebel hinaus unternommen.

Seine graue Stimmung erfuhr aber eine mächtige Aenderung, als er eine junge, schlanke Gestalt vor sich herschreiten sah, der selbst der unförmliche Regenmantel nicht ganz die Anmut nehmen konnte. Sie ging ein wenig langsamer, ein wenig nachdenklicher als sonst; sie suchte entschieden auch die Einsamkeit.

Dem strengen Gesetze guter Sitte zufolge hätte er sie ihrem einsamen Spaziergang überlassen müssen. Warum er ihr so steten Schrittes folgte, war ihm selbst nicht ganz klar. Aber es zählt zu den schlimmsten Streichen des tückischen kleinen Gottes, daß er die Menschen so wenig klar werden läßt über ihr Tun und Lassen, und daß er sie gegen alle bestehenden Gesetze aufhetzt.

So war Sipolsky der jungen Dame bis zu dem ihm bekannten Ruheplatze gefolgt und stand jetzt vor ihr mit

dem triumphierenden Gefühl, das den Besten anwandelt, wenn er das Bewußtsein hat, etwas nicht ganz Korrektes, aber ihm sehr Zusagendes ausgeführt zu haben. Sofort aber schwand das Gefühl, als er die Aufregung der jungen Dame bemerkte. Denn es war Lori nicht gelungen, die nassen Spuren auf ihren Wangen rasch genug zu tilgen, so sehr sie sich auch bemühte, gefaßt auszusehen.

Des Prinzen Mitleid war erregt; er fürchtete, ihr sei irgend ein Kummer zugestoßen. Mit teilnehmendem Wort trat er rascher ihr näher, als er erst beabsichtigt hatte. Aber Lori fand das allzu kühn und wollte ihre Würde wahren. Wie durfte er es wagen, sie hier aufzusuchen? Sie nahm den stolzesten Ausdruck an, raffte sehr ostensibel ihren Zeichenapparat zusammen und machte sich bereit, den Rückweg anzutreten, ohne ihm eine Antwort zu gönnen. Sie mußte indessen den Prinzen notwendig um Freilassung des Weges bemühen.

Aber Sipolsky war nicht gewillt, die gute Gelegenheit vorübergehen zu lassen. Ihre Erregung sowohl wie ihre Kälte konnte er sich zu seinen Gunsten auslegen, und der Stolz, den sie zeigte, reizte seinen Uebermut. Er machte eine Bewegung, als werde er sie nicht freilassen, und ihr Name ging mit bedeutsamer Betonung über seine Lippen.

Aber so stolz Lori sich gezeigt, so wenig wollte ihre Fassung standhalten. Zitternd wich sie bis in den äußersten Winkel zurück; ganz entsetzt schaute sie den Prinzen an.

Sie sah gar lieblich aus in ihrer Verwirrung, und Sipolsky glaubte um so mehr, die Ursache derselben zu erraten. Er hatte sie nur um Verzeihung bitten wollen, sie erschreckt zu haben; er hatte das Knie noch halb im Scherz gebogen, ihr seine Verehrung zu beweisen. Aber

sobald das erste Wort über seine Lippen gegangen, gewann seine leidenschaftliche Natur die Oberhand; er gestand dem zitternden Kinde gegenüber seine Liebe in einer Sprache, die es mit heißer Glut überströmte.

Lori verstand kaum diese Sprache; sie erhöhte aber bei ihr das Gefühl der Bangigkeit. Erst als er von der Liebe sprach, die er von ihr zu erhoffen wage, als er ihre Hand ergriff. als ob er auf diese Liebe schon rechne, gewann sie die Fassung wieder. Ihre Liebe! Das Wort gab ihr die Sprache zurück, und ihre Erregung ließ sie eben nicht wählerisch sein: „Nein — nein! Ich liebe Sie wirklich nicht; es wäre schrecklich, wenn ich etwas getan, Sie in solchen Irrtum zu führen!“ stotterte sie hastig. „Wenn . . . wenn Sie etwa glauben, wegen gestern diesen Schluß ziehen zu dürfen . . . die dummen Rosen sind vielleicht schuld daran,“ meinte sie naiv. „Ich habe dieselben ganz achtlos angelegt . . . Ada hatte ja das Kostüm bestellt. . . . O, verzeihen Sie mir . . . es war gewiß sehr unrecht von mir . . . Ich wollte Sie nicht kränken . . .,“ schloß sie verwirrt, als sie die Verfinsterung seiner Züge bemerkte, welche ihre mehr wahrheitsliebende als höfliche Ablehnung hervorrief.

Nicht gekränkt zu sein, war von dem feurigen Liebhaber viel verlangt. Aber einer jungen Dame gegenüber befindet sich ein Herr in solchen Fällen sehr im Nachteil. Sipolskys Glut hatte eine arge Abkühlung erfahren; indes blieb ihm nichts übrig, als sich hoch aufzurichten, sich zu verbeugen und etwas ironisch um Verzeihung zu bitten, sie mit dem Ausdrucke seiner Gefühle belästigt zu haben. Eine so lebhafte Abwehr sei wohl kaum nötig gewesen, fuhr er fort; aber ihr Benehmen habe ihn nicht ahnen lassen, daß seine Bewerbung ihr Mißfallen in solchem Grade erregen würde; vielleicht sei ein anderer

glücklicher gewesen. — Sipolsky konnte sich diese kleine Rache nicht versagen.

Loris Augen schwammen in Tränen; wie ein bestraftes Kind stand sie da. O, sie wußte, worauf er anspielte! Daß sie ihr zartes Geheimnis so ans Licht gezogen sah, vermehrte ihre Beschämung. Sie hätte gern noch ein begütigendes Wort gesagt, aber sie wußte durchaus nichts Passendes zu finden. Er stand noch immer vor ihr und sah düster auf sie nieder.

„Meine Begleitung," sagte er plötzlich rauh, „darf ich Ihnen jetzt nicht anbieten; aber Sie sollten hier oben nicht so allein weilen. Sie mögen recht haben, daß ich nicht gut genug für Sie war —, ich hätte Sie hier nicht erschrecken dürfen. Seien Sie ruhig, ich gehe," setzte er hinzu. „Weiß Gott, ich hätte mir Mühe gegeben, Sie glücklich zu machen!"

Ehe Lori sich dessen versah, hatte er ihre Hand ergriffen, sie an die Lippen gepreßt und sich dann rasch abgewandt. Lori, die nicht aufzuschauen wagte, fühlte mehr, als daß sie es sah, daß er sie verlassen hatte. Als sie aufblickte, sah sie ihn schon mit mächtigen Schritten den Berg hinunter eilen, indes sie fröstelnd und geängstigt kaum wußte, ob sie ihm folgen solle oder nicht. Ach, was hatte sie da erlebt! Hatte sie denn wirklich nicht geträumt? Wahrlich, sie hatte bisher gewähnt, so etwas lese man nur in Büchern. Sie hatte sich gewiß recht dumm und ungeschickt dabei benommen. Warum hatte sie nicht ein gutes Wort für ihn gehabt? Es kam ihr erst jetzt recht zum Bewußtsein, daß er ihr Herz und Hand angeboten, und es wandelte sie einiges Mitleid an, ihn so heftig zurückgewiesen zu haben. Sie konnte sich auch des Gedankens nicht entschlagen, daß diese Hand die Hand eines der reichsten Magnaten war, wie Ada

ihr gesagt, und daß es ein Fürstendiadem war, welches er bot.

Ein wenig wichtiger kam sie sich vor, und was ihre Eltern wohl dazu gesagt haben würden, fragte sie sich. Eine Vision des komischen Staunens ihrer Brüder zog vorüber und wurde abgelöst durch das Bild eines immensen Schlosses, welches den Sipolskys gehören sollte und dessen Pracht mehrfach erwähnt worden war. Des Prinzen Gefühle schienen warm und innig zu sein — in einem anderen hatte sie sich so grausam getäuscht! Würde es nicht eine Genugtuung sein, wenn sie der Welt beweisen könne, wie gleichgültig der andere ihr sei? Aber ein kalter Schauer, der ihr durch die Glieder lief, und der nicht von dem feuchten Nebel herrührte, bewies ihr, daß diese Rache, diese Genugtuung ihr mehr gekostet haben würde, als sie zu ertragen vermochte. Nein, sie hätte dem Prinzen nicht anders antworten können, soviel Mitleid sie auch mit ihm fühlte. Er hatte um ihre Liebe gefragt, und nimmer hätte sie diese Frage bejahen können. All die glänzenden Bilder, die einen Augenblick sie berückt, schwanden — freilich nur, um finsteren Schreckbildern Platz zu machen. . . . Was sollte sie beginnen, wenn jenes gefürchtete Ereignis vielleicht eintrat? — wenn es Sünde wurde, an ihn zu denken, einer anderen das Glück an seiner Seite zu neiden! Und konnte sie darüber noch im Zweifel sein? Sie hatte gestern genug gesehen — genug um ihren Wunsch, Aussee zu verlassen, bis zur Angst zu steigern. „Nur fort von hier; nur das nicht erleben müssen!“ Der Gedanke an Flucht durchzuckte sie. Die Entscheidung lag vielleicht so nahe — sobald Rothkirch zurückkehrte. Warum mochte er abgereist sein? Ihr Kopf schmerzte von all den erregenden Gedanken.

Plötzlich fiel ihr ein, daß sie noch immer allein hoch im Gebirge sei, daß man sie gewiß vermissen und sich um sie ängstigen werde. Der Nebel war allgemach in einen rechtschaffenen Regen übergegangen, der ihr eine Ausrede bieten konnte. Lori fand es am natürlichsten, von dem, was zwischen ihr und Sipolsky vorgefallen, nicht zu reden. Daheim gedachte sie, ihrer Mama den Vorfall anzuvertrauen. Auch das andere? Nein, das würde selbst der Mama gegenüber nie über ihre Lippen gehen, das mußte für immer begraben und vergessen sein. Trotzdem sie es sich nicht eingestehen wollte, war es nicht allein die Enttäuschung in der Liebe, die sie schmerzte; sie hatte das Gefühl, auch die Freundschaft begraben zu haben.

Als Lori heimkam, fand sie Miß Godwin wirklich in Besorgnis über ihr langes Ausbleiben. Prinzeß Augusta hatte mehrfach nach Komtesse Lori gefragt; man vermutete, daß sie sich in der Kirche länger aufgehalten hätte.

Lori suchte den Regen für ihr Ausbleiben verantwortlich zu machen; aber mit Reue erfüllte sie das Bewußtsein, daß vieles nicht vorgefallen sein würde, wenn sie nicht an der offenen Kirchtür vorübergegangen wäre. Sie fragte, wie es Ada gehe.

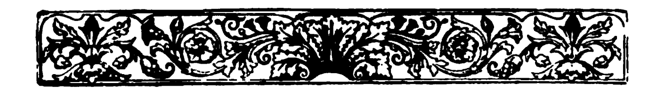
Ada war im Salon bei ihrer Tante erschienen, jedoch nur für kurze Frist; sie ließ Lori gute Nacht wünschen, und hatte gesagt, ein Spaziergang ins Freie sei das Gescheiteste gewesen, was Lori habe unternehmen können, und sie bedauere nur, nicht selbst auf den guten Einfall gekommen zu sein.

Miß Godwin bedauerte dies jedoch durchaus nicht; sie hatte Ada sehr schlecht aussehend gefunden: eine hohe Röte auf den Wangen zeigte ihre fieberhafte Erregung. Sie war überzeugt, daß Ada sich gestern zuviel zugemutet

habe. Alle Prinzessinnen seien darin gleich, daß sie ohne ganz besondere Unternehmungen nicht leben könnten, behauptete Miß Godwin, gestützt auf die Erfahrungen ihres langjährigen Aufenthaltes an den verschiedensten Höfen. Sie fürchte sogar, Ada habe schon wieder neue Pläne gefaßt. Die Zofe hatte ihr erzählt, es sei ein Brief von der Fürstin Welsenheim angekommen; sie ahnte schon, um was es sich jetzt handle: die Fürstin plane eine Reise nach Italien und wolle Ada bereden, sich ihr anzuschließen. Daß Ada von dem Briefe noch nichts erwähnt, war ihr ein sicheres Zeichen, daß irgend etwas in der Luft schwebe.

Lori würde die gute Dame gern beruhigt haben; war sie doch überzeugt, daß Ada nichts ferner liege als solche Reisegedanken. Aber hätte Miß Godwin die wahre Ursache von Adas Erregung erfahren, so würde ihr diese noch schrecklicher gedünkt haben als selbst die italienische Reise. Lori seufzte bei diesem Gedanken nicht minder tief wie Miß Godwin.





8

Unendlich viel kann zwischen
heute und morgen liegen.

Als am Morgen nach dem Feste Ada ziemlich spät die Augen öffnete, schauten die Erlebnisse des vorhergegangenen Tages sie nüchtern an. Sie hatte sogar einige Augenblicke notwendig, sich bewußt zu werden, daß nicht alles nur ein Traum gewesen sei. Ein Bukett von Alpenveilchen, welches man ihr schon frühzeitig gebracht, trug am meisten dazu bei, ihr das Erlebte klar vor die Augen zu führen. Ein Gefühl süßer Befriedigung machte sich geltend, obwohl manches „aber“ und „wenn“ jetzt schärfer hervortrat. Natürlich hegte sie den Wunsch, mit ihren Gedanken allein zu bleiben; in der Ermüdung vom vorigen Tage fand sie einen angenehmen Vorwand, sich abzuschließen. Sie fürchtete weniger die Fragen der Tante Raesdorf und Miß Godwins forschende Blicke, als den stillen, traurigen Ausdruck jener Augen, die sie bisher nur fröhlich und sonnig gekannt. Aber war es ihre Schuld, wenn dieselben sich trübten, fragte sie sich trotzig; war es ihre Schuld, wenn Lori sich einem kindischen Traume hingegeben hatte, der nun unerfüllt blieb? Solche kindische Träume aber würden stets rasch vergessen, meinte Ada ganz altersweise. Vielleicht existierte das Gefürchtete auch nur in Adas Phantasie; Lori hatte sich

nie bestimmt ausgesprochen, und sie war beim Feste so heiter und angeregt gewesen, hatte Sipolskys Annäherung durchaus nicht zurückgewiesen. Der Prinz war doch eine glänzendere Partie als . . . Ada mußte lächeln . . . sie wollte also einige Stufen auf der Skala der Gesellschaft hinabsteigen?

Das dünkte ihr leicht, selbst jetzt, wo sie die Hindernisse ernst ins Auge fassen wollte, die ihrem Willen entgegentreten konnten. Der Chef ihres Hauses war ja ein gutmütiger Mann, selbst im Besitz einer großen Kinderschar; er würde wenig einzuwenden haben, wenn der letzte Zweig der älteren Linie sich nicht streng an die Traditionen des alten Hauses band, da ihm selbst finanzielle Vorteile daraus erwachsen mußten. Ueberdies zählten die Rothkirchs zu den angesehensten Namen der Aristokratie. Tante Raesdorf, als die nächste Verwandte, würde freilich sehr erstaunt sein, und ihr Standesgefühl würde sich einigermaßen auflehnen; aber sie würde sich zufrieden fühlen, der Verantwortung für die kleine Nichte künftig enthoben zu sein. Auf heroische Liebeskämpfe brauchte Ada sich nicht vorzubereiten, und was das Achselzucken der Leute anging — was kümmerte sie das, wenn sie ihres eigenen Glückes sich bewußt war? Wie ein törichtes Kind versuchte sie sogar, wie der künftige Name sich ausnehmen würde: Ada, Baronin Rothkirch, kritzelte sie aufs Papier, und der Name schien ihr ganz wohl zu passen zu dem Nachsatze: geborene Prinzessin Raesdorf. Sie schaute lange auf diesen Schreibversuch hin und wähnte, ein ernstes, stolzes Antlitz sehe ihr dabei zu, wohlgefällig lächelnd über ihr kindisches Gebaren. Dann vertilgte sie das Zeugnis ihres törichten Beginnens, und eine einfache Gedankenverbindung ließ das Alpenveilchenbukett in Berührung mit ihren rosigen Lippen

kommen. Der stolze Mann — sie war überzeugt, daß der Gedanke, ihr nicht das vollkommen gleiche bieten zu können, ihn peinigen würde. Sie mußte ihn überzeugen, wie sein eigner Wert in ihren Augen alles aufbiete. Sie würde ihm zu folgen haben in seinen Anschauungen, sie wußte ja, wie hoch er seine Stellung als Aristokrat auffaßte. Ihr bisheriges Leben kam ihr so kleinlich, so interesselos, so untätig vor. Sie würde Pflichten haben wie Lori — häusliche Pflichten, Pflichten gegen die Untergebenen. Sie suchte sich das Leben auszumalen, wie es ungefähr auf Hochberg sein möchte; er hatte ja oft sein Ideal des aristokratischen Landlebens geschildert. „Source de bonheur" hatte er sie genannt; es mußte süß sein, Quelle seines Glückes zu sein! Sie empfand Sehnsucht nach ihm, Ungeduld, ihn wiederzusehen — drei Tage, hatte er gemeint, würde seine Abwesenheit dauern.

In ein behagliches Morgenkleid gehüllt, lag Ada auf ihrer Chaiselongue, diese Gedanken ausspinnend; sie bedurfte fürwahr niemand bei dieser Unterhaltung. Schon zweimal hatte sie ihre Zofe fortgesandt, die sie mit der Erinnerung belästigte, daß es Zeit zur Toilette sei. Aber Ruhe, wenn auch die süßeste Ruhe, lag nicht in ihrer Natur. Sie sprang auf, den kleinen Raum zu durchmessen; sie zog in Erwägung, ob nicht ein Gang ins Freie ihr wohltuend sein würde. Wenn sie nur nicht hätte fürchten müssen, daß Lori sich ihr anschließe. Als sie sich eben voll Ergebung niederlassen wollte, fiel der Brief ihr in die Augen, welcher schon seit gestern für sie bereit lag. Sie erkannte an der Chiffre, daß der Brief von der Fürstin Welsenheim kam, und glaubte, den Inhalt erraten zu können. Die groß geschwungenen, hastigen Züge verrieten die Stimmung der Schreiberin.

Ada wußte, daß sie bei ihr in Ungnade gefallen sei. da sie der Fürstin fein angelegten Plan bezüglich des Prinzen Sipolsky so gänzlich zurückgewiesen hatte. Ada erbrach den Brief und warf anfangs nur einen gleichgültigen Blick hinein, war indessen sofort überrascht von den ersten Worten. Anstatt des erwarteten Tadels beglückwünschte die Fürstin sie, daß sie auf jenen Plan nicht eingegangen. Sie gestand ein, daß nur ihr Wunsch, Ada bald aus der unbehaglichen Lage erlöst zu sehen, keine Heimat zu haben, sie bewogen habe, des Prinzen Wünsche zu begünstigen; ein Prinz Sipolsky, dessen Rang in der Tat den eines deutschen Grafen kaum übersteige, genüge den Ansprüchen einer Prinzessin Raesdorf nicht. Sie fühle sich beglückt, jetzt die Vermittlerin gerechtfertigter Wünsche zu sein. Der Herzog Anton von D. — Adas Blick ruhte betroffen auf dem Namen eines der ältesten Regentenhäuser Deutschlands – habe vor einiger Zeit Adas Bild bei der Fürstin gesehen und den lebhaftesten Eindruck davon empfangen. Herzog Anton von D., Bruder des regierenden kinderlosen Herzogs, sei dessen nächster Agnat und vermutlich zum Throne berufen; er sei ein Mann noch in den besten Jahren, Witwer und Vater eines Töchterchens; seine Güte und sein liebenswürdiger Charakter seien allgemein bekannt. Man habe längst seine Wiederverheiratung gewünscht, zu der er sich bisher jedoch nicht habe entschließen können, da er seine erste Frau tief betrauerte. Herzog Anton habe den sehnlichsten Wunsch, Adas Bekanntschaft zu machen; doch habe er gebeten, sie von seiner beabsichtigten Bewerbung vorher in Kenntnis zu setzen, da sein Alter und sein Verhältnis als Witwer und Vater bei Prinzeß Adas Jugend vielleicht als Hindernis erscheinen könne Wolle sie ihm eine Zusammenkunft gewähren, so möge

dies geschehen, ohne daß die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gelenkt würde. Die Fürstin, welche an der Zustimmung Adas gar nicht zu zweifeln schien, erging sich dann noch in Lobeserhebungen über des Herzogs Aeußere und seinen Charakter. In betreff der Zusammenkunft hatte sie ihren Plan schon entworfen. Sie stand im Begriff, mit ihren beiden Töchtern eine Reise nach dem Süden anzutreten; der Fürstin Reiseroute führte über die Bahn, von welcher Aussee nur einige Stunden entfernt lag. Da es der Fürstin unmöglich war, Ada in Aussee abzuholen, bat sie diese, zu ihr in die Residenz zu kommen oder, da die Zeit so sehr drängte, an der Station vor Aussee sich ihr anzuschließen. Der Herzog habe die Absicht, fuhr die Fürstin fort, in Florenz oder Venedig zu ihnen zu stoßen, was ohne jegliches Aufsehen geschehen könne. Ada solle nur durch Telegramm nach München die Fürstin benachrichtigen, ob sie sich ihr anschließen werde und wo. Die Fürstin schloß mit der Bemerkung, wie der Herzog in jedem Fürstenhaus ein willkommener Bewerber sein würde, und wie überzeugt sie sei, daß derselbe in jeder Beziehung Ada zusage; wenn das Haus Raesdorf schon manch hoher Verbindung sich rühmen dürfe, so habe doch noch keine Tochter desselben einen Thron bestiegen; Ada sei es wohl vorbehalten, diesen neuen Glanz dem alten Namen beizufügen.

Ada hatte den Brief bis zu Ende gelesen, und ihr Blick starrte noch immer darauf hin. Wie ein Traum schien der Inhalt desselben an ihr vorüberzuziehen, als berühre er sie selbst nicht. Eine Herzogskrone — ein Thron — eines der schönsten Ländchen Deutschlands — eine Prinzeß Raesdorf . . . Ein befriedigtes Lächeln spielte um Adas Lippen, als sonne sie sich im Glanze ihres alten Namens. Aber plötzlich flog der Brief zur

Seite, und wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang sie auf: „Was hat die Fürstin sich ewig um mich zu kümmern, ewig Pläne zu schmieden!“ Adas kleiner Fuß trat fest auf den Boden — der äußerste Ausdruck ihrer Ungeduld. Fürwahr, Ada war am wenigsten gesonnen, ihr Lebensschicksal sich vorschreiben zu lassen. Andere Gedanken, andere Gefühle beschäftigten sie, und ihr Herz hatte ja schon . . . Warum vollendete Ada den Satz nicht? Warum hielt sie wie erschreckt inne und trat an das Fenster, ihre heiße Stirn an die kühle Scheibe zu pressen. „Herbert, Herbert!“ flüsterte sie. Noch nie hatte sie seinen Namen in dieser Weise ausgesprochen, noch nie versucht, den Mann, den sie liebte, selbst allein für sich so traulich zu nennen. Dünkte es ihr jetzt wie eine Beschwörungsformel, vor deren magischer Gewalt alle anderen Gedanken weichen müßten? Ihm allein gehörte ihr Herz; was kümmerte sie die Fürstin Welsenheim mit ihren neuen Plänen! Dennoch kehrten ihre Gedanken stets wieder zu dem Briefe zurück. Sie entsann sich, gehört zu haben, daß die erste Frau des Herzogs Anton die Tochter eines Königshauses gewesen. Auch eine Zeitungsnachricht, wonach der regierende Herzog von D. so kränklich sei, daß er gedenke, zugunsten seines Bruders Anton abzudanken, kam ihr in den Sinn.

Endlich wurde sie ungeduldig; sie verabscheute das längere Alleinsein, klingelte ihrer Zofe und fragte, ob Komtesse Lori noch nicht heimgekommen sei. Die Frage wurde verneint, und Ada entschloß sich, ihre Tante zu besuchen. Sie gab Anweisung zu ihrer Toilette und trat vor den Spiegel, ihr Haar zu lösen. Ohne sich bewußt zu sein, was sie tat, schlang sie spielend die mächtige Flechte gleich einer Krone um ihr Haupt — das Haupt war wohl angetan, eine Krone zu tragen.

Aber sie ließ die Flechte sogleich wieder niederfallen und nestelte sie nur einfach auf, obgleich die Zofe sich in Lobeserhebungen erging, wie trefflich das Durchlaucht kleide, und die Meinung aussprach, Durchlaucht müsse herrlich in einem Diadem aussehen. Hatte sich alles gegen Ada verschworen? Ehe sie zu ihrer Tante hinübergging, hob sie den Brief auf, der zu Boden gefallen war. Sie hatte Lust, ihn den Flammen zu übergeben; er hatte ja weiter keinen Wert für sie: es gab für sie nur eine Antwort darauf. Dennoch konnte sie sich der Vorstellung nicht erwehren, was hätte geschehen können, wenn der Brief einige Tage früher gekommen wäre.

Hatten aber die letzten Tage denn wirklich so viel geändert? War irgend etwas geschehen, was sie in irgend einer Weise band? Sie zerriß den Brief nicht, sondern schloß ihn in ihren Schreibtisch.

Bei dem Besuche, den Ada ihrer Tante abstattete, hatte sie nicht, wie Miß Godwin gemeint, müde ausgesehen, sondern erregt. Sie hätte selbst nicht sagen können, was ihre Pulse so unruhig schlagen machte, was die fieberhafte Glut auf ihre Wangen legte. Die Tante freute sich, sie zu sehen, und erkundigte sich nach den Einzelheiten des Festes, wovon sie noch wenig gehört hatte. Ada sah erstaunt auf. Das Fest? — es dünkte ihr schon so fern, so lange vorüber. Eine Frage brannte ihr auf den Lippen: ob die Tante den Herzog Anton von D. kenne. Aber sie sprach dieselbe nicht aus und fragte nach Lori, die noch immer nicht zurück war. Miß Godwin tadelte diese ihres Ausbleibens wegen; aber Ada gab Lori recht, daß sie einen weiten Spaziergang unternommen hatte. Sie erzählte dann, wie Prinz Sipolsky gestern Lori so eifrig umworben habe. Die Gegenfrage der Tante: ob das vielleicht die Ursache sei, daß Baron

Rothkirch heute morgen so plötzlich abgereist, berührte sie eigen. Sah man mit solcher Sicherheit Rothkirch als Loris Bewerber an? Sie erwiderte zwar mit möglichster Gleichgültigkeit, daß Baron Rothkirch sich nur auf ein paar Tage entfernt habe, um der Gräfin Behr das Geleit zu geben, und bis Ende dieser Woche zurück sein werde. Im stillen staunte sie aber, daß man, trotzdem Rothkirch augenscheinlich sich nur um sie bemüht hatte, dies gar nicht beachtete. Lag eine solche Kluft zwischen ihnen, daß die Vorstellung, er bewerbe sich um sie, allen fern blieb?

Sie nahm diesen Eindruck mit sich, als sie, Müdigkeit vorschützend, sich in ihr Gemach zurückzog. Doch mit der Müdigkeit mußte es nicht weit her sein, da sie stundenlang rastlos auf und nieder schritt.

Kaum vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seit Ada einen Traum der Liebe geträumt, so süß, so innig, daß sie gewähnt, nichts könne jemals dessen Wonne aufwiegen. War sie ganz ausgetauscht seitdem, daß der Traum schon verflogen, daß er nur noch ein Spiel der Phantasie ihr dünkte? Sie wollte ihn zurückrufen; aber verwirrend drängten sich andere Bilder, andere Vorstellungen dazwischen. Sie war dem Schreibtisch ausgewichen, in welchem jener Brief lag, der so gewaltig in ihr Fühlen und Denken eingegriffen. Sie wußte den Inhalt auswendig; jedes Wort hatte sich gleichsam eingebrannt in ihre Seele. Vergeblich bemühte sie sich, die Macht des Eindrucks abzuschwächen.

Dennoch nahm sie das Schreiben abermals hervor, wie sie meinte, bloß um nachzusehen, bis wann eine Antwort zu geben sei. Aber sie las den Brief noch einmal und zweimal, den Brief, der ihr eine Herzogskrone bot, einen Thron in Aussicht stellte.

„Sie würde die erste Tochter ihres Hauses sein, die dem alten Namen solchen Glanz verleihe.“ War es nicht ihre Pflicht, diesem Ruf nachzukommen. Erheischte der alte Name es nicht, daß sie ihm ein Opfer bringe? Ja, sie . . . könnte Herbert lieben. Ohne es zu wollen, wählte sie schon die Bedingungsform für das, was wenige Stunden vorher ihr unerschütterliche Gewißheit gewesen. Sie leugnete seinen Wert nicht, die Macht nicht, die er über sie errungen. Aber gab es für sie nicht Rücksichten, denen gegenüber ihr Herz zu schweigen hatte! Daß es schweigen mußte — niemand würde das besser verstehen, richtiger erkennen, als er, der jeden berechtigten Stolz so zu würdigen wußte. Hatte er nicht selbst die Freundschaft betont? Was darüber hinausgegriffen, war ja nur die Erregung des Augenblicks. Was gesagt worden, war es denn mehr, als was hundertmal im geselligen Verkehr so leicht über die Lippen geht? Bei einigem Nachdenken mußte das Rothkirch selbst so erscheinen. Seinen stolzen Geist hatte es schon verletzt, daß er seine Augen zu jemand erheben sollte, dessen Stellung der seinigen nicht völlig gleichkam; er hatte es das drückendste Gefühl für den Mann genannt . . . Adas Gedanken stockten abermals . . . da war etwas, das ihr das Herz zusammenpressen wollte; sie empfand es wie Schmerz . . . und dennoch schloß sich der Kreis der Gedanken immer enger um den einen: daß sie ein Opfer zu bringen habe.

Ein Trost war es ihr, daß sie die Entscheidung nicht sogleich zu treffen hatte. Am nächsten Tage war es noch Zeit für das Telegramm an die Fürstin. Wiederholt faßte sie zwar den Entschluß, sogleich der Fürstin ihre Gefühle offen darzulegen und mutig für ihre Liebe einzustehen. Was konnte die Fürstin dagegen zu sagen haben? Ada hatte überdies nie viel Gewicht auf deren

Urteil gelegt, ihr nie einen Einfluß über sie erlaubt; dennoch legte der Gedanke an die Antwort, die sie erhalten würde, jetzt ein schweres Gewicht in die Wagschale. Sie wußte, daß die Fürstin ihr nur mit einer alten Prophezeiung antworten würde, die sie gar oft schon getan: daß Ada trotz ihres Stolzes dennoch einst enden würde mit einem sehr törichten Streich — und heimlich, ganz heimlich bezeichnete Ada in dieser Stunde ihre Liebe zu Herbert mit dem gleichen Namen.





9

Die Pflichten, welche der Mensch sich selbst aus irdischen Rücksichten auflegt, sind stets schwerer, als die, welche Gott uns auferlegt.
Unbekannter.

Bei allem Stolz zuletzt enden mit einem törichten Streich!" Dieses Wort verfolgte Ada auch am folgenden Tage mit eigentümlicher Hartnäckigkeit, und dieses beständige Echo ließ sie zu keinem Entschluß kommen. Stunde um Stunde verrann, und immer näher rückte der für die Antwort von der Fürstin ihr gesetzte Termin. Auf was wartet sie, wenn sie sagen wollte, was ihr als bestes Auskunftsmittel eingefallen war, daß sie den Entschluß zur Reise so rasch nicht fassen, die Tante nicht füglich plötzlich verlassen könne? Mit der Idee einer Reise mußte Ada sich indessen schon befreundet haben; denn sie saß in dem Balkonzimmer, umgeben von Fahrplänen und Landkarten, was der guten Miß Godwin keinen gelinden Schrecken einflößte. Ada fragte sich, warum sie nicht einige Tage später der Fürstin sich anschließen solle: war eine Reise nach dem Süden doch seit langer Zeit ihr Wunsch. Miß Godwin konnte bei der Tante bleiben; Lori mochte zu ihren Eltern zurückkehren. Wer konnte wissen, was Lori in der nächsten Zeit bevorstand!

Indessen wurde Ada durch die Nachricht überrascht, daß auch Prinz Sipolsky einen Abschiedsbesuch gemacht hatte. Ob zwischen ihm und Lori etwas vorgefallen war, was ihn zur Abreise veranlaßte? Wenn Lori den Prinzen nicht wollte, hielt sie vielleicht dennoch an der Hoffnung auf Rothkirch fest? Dieser Gedanke, der ein paar Tage früher Ada tief erregt haben würde, berührte sie jetzt so unangenehm nicht. Lori und Rothkirch dünkten ihr wieder so wohl zusammen passend, wie an jenem Tage, als sie die beiden zuerst in Verbindung gebracht.

Ada hatte ihre Freundin am heutigen Tage noch nicht gesehen. Lori hatte freilich am Morgen an ihr Schlafzimmer gepocht und sich erkundigt, wie es ihr gehe. Sie hatte aber nicht gefragt, ob sie eintreten dürfe, und Ada hatte sie nicht dazu aufgefordert. Noch immer lag etwas zwischen ihnen, was eine Aussprache vermeiden ließ. Ada trat auf den Balkon hinaus; aber sie sah nicht viel von der vor ihr ausgebreiteten Landschaft, so sehr nahmen ihre Gedanken sie in Anspruch. Wie kam es, daß sie so viel an eine Pflicht dachte, die niemand ihr auflegte, an ein Opfer, das man nicht von ihr forderte? Hätte sie vielleicht einem Sturme widerstanden? Aber Windstille, flaue Windstille war um sie her — sie allein, sie ganz allein hatte zu entscheiden.

Die Zeit nahte, da das Telegramm abgesandt werden mußte, und doch konnte sie sich nicht entschließen, die wenigen Worte auf das Papier zu werfen. Sie kehrte zu ihrem Schreibtisch zurück und nahm die Feder zur Hand.

Mit wenigen Zügen entschied sie vielleicht ihr Lebensschicksal. . . . Da ließ das Geräusch eines Wagens, der hart an der Villa vorbeifuhr, sie innehalten. Sie lauschte — der Wagen hielt unzweifelhaft an der Villa Rosa.

Ein jähes Gefühl der Freude durchzuckte sie, die Feder flog zur Seite, und klopfenden Herzens sprang sie auf den Balkon. Wenn er es war — wenn er zurückgekehrt! Sie preßte beide Hände fest auf das Herz: alle Zweifel, alle Fragen schienen wie böser Spuk verflogen. Wenn er es war — was konnte mit ihm in die Schranken treten? Die Liebe hatte ihn nicht länger weilen lassen. Die Sehnsucht hatte ihn zurückgetrieben — sie hätte ihm entgegenjauchzen mögen. Alles war vergessen, als sie da stand und nach der Villa Rosa hinüberschaute, wie sie in kindlicher Neugier an jenem ersten Morgen getan. Der Wagen hielt noch dort; sie wußte nicht, ob er jemand gebracht, ob er jemand fortführen solle. Sie meinte, jeden Augenblick müsse sie Herberts hohe Gestalt heraustreten sehen in einfach stolzer Haltung, mit dem ruhigen, elastischen Schritt, von dem sie damals gesagt, daß er den ganzen Menschen kennzeichne. Wenn er kam, wenn er da war, dann war es ein Zeichen des Himmels, welche Entscheidung sie treffen solle. So sagte sich Ada, obgleich sie bei all ihrem Nachdenken seit dem gestrigen Tage vergessen hatte, den Himmel zu Rate zu ziehen.

Ihr Auge hing wie gebannt an der Villa, und sie bog sich tief nieder, um einen Blick in die Veranda zu gewinnen, wo Gräfin Rosas Gestalt sichtbar war. Ein Herr trat zu ihr; aber darin konnte Adas Blick sich keine Sekunde täuschen: es war der Vicomte, welcher auch gleich darauf heraustrat, den Wagen bestieg und weiterfuhr.

War der schöne Traum vorüber, war das Zeichen des Himmels nicht eingetroffen — war der Würfel gefallen?

Unwillkürlich bedeckte Ada ihr Antlitz mit den Händen; an der jauchzenden Freude hatte sie erkannt, wie ganz

ihr Herz ihm gehörte. Kindisch, töricht war es, und doch — noch einmal wollte sie das Schicksal auf die Probe stellen. . . . Wenn sie jetzt die Hände löste und irgend etwas sah, das mit ihm in Verbindung stand, das an ihn erinnerte, dann . . . Aber, als sie aufblickte, sah sie niemand auf dem Wege als Lori, die eben um die Ecke der Villa bog. In Loris Haltung, wie sie daherschritt, sprach etwas Trauriges, etwas Müdes sich aus, das ihrem sonstigen Wesen durchaus fremd war. Sie war allein auf der einsamen Straße und hemmte für einen Augenblick an der Villa Rosa den Schritt. Sie schaute darauf hin wie auf eine Stätte, die ihr unendlich teuer war und von der sie Abschied nehmen müsse — wenigstens deutete Ada sich ihr Benehmen auf diese Weise.

War das die Antwort auf ihre Frage? War das auch eine Fügung, daß sie Lori sah statt seiner? Sie war doch wohl die Ursache, daß Lori so traurig, so verändert schien. Zu Lori würde er zurückkehren, wenn das Band zwischen ihnen zerriß — zu Lori, die in jeder Beziehung besser zu ihm paßte, die ihn glücklicher machen würde, deren Liebe er kein Opfer zu bringen hatte. Die Gedanken des Menschen wechseln rasch. Vor kurzem noch hatte Ada gesagt, sie trage keine Schuld, wenn Lori einen kindischen Traum hege — jetzt fand sie es für nötig, ihre Liebe diesem kindischen Traume unterzuordnen.

Lori ahnte nicht, daß Ada sie beobachtet hatte; sie kam aus der Kirche: heute war sie nicht an der offenen Pforte vorübergegangen. Sie hatte dort ihr Herz ernst in Frage genommen, es geprüft wegen all der Stürme, die es in dieser letzten Zeit durchzogen hatten.

Sie war erschrocken, als sie sich bewußt wurde, welche Empfindungen in ihr die Oberhand gewonnen, und in

heißem Gebete hatte sie gerungen, um das Gefühl zu überwinden, das so bald schon unrecht werden konnte. Sie vermochte sich das Zurückziehen Adas nur dadurch zu erklären, daß dieselbe bis zur Rückkehr Rothkirchs ihr Geheimnis nicht verraten wollte.

Und sie sollte so schlecht sein, der Freundin das Glück zu neiden? Es war ja so natürlich, daß er Ada liebte, und sie hatte sich ihrerseits nur getäuscht. Sie hatte jetzt gebetet für das Glück der beiden, vielleicht ein wenig mehr für ihn als für sie. Aber eines hatte ihr unmöglich gedünkt: die Entscheidung in Aussee mit zu erleben. Sie war fest entschlossen, Ada um ihre Zustimmung zu sofortiger Heimreise zu bitten. Sie hoffte daheim in ihrem gewohnten Pflichtenkreis bald alles zu verschmerzen. Nur hatte sie nicht recht gewußt, wie sie Ada ihre Bitte vortragen solle. Als sie jetzt bei ihr eintrat, wurde sie ihrer Verlegenheit enthoben.

Ada hatte gerade ein Telegramm geschrieben, das sie einem Diener zur Besorgung übergab. „Weißt du, daß allerhand sich zugetragen?“ begann sie, sobald sie Loris ansichtig wurde, ehe dieselbe nur ein Wort hatte äußern können.

Lori erbleichte bei der jähen Anrede; sie glaubte zu ahnen, was sich zugetragen habe.

Aber Ada schien Loris Betroffenheit nicht zu bemerken. „Wo hast du nur so lange geweilt?“ fuhr sie fort, als habe sie Lori sehr vermißt. „Ich habe alles allein entscheiden und beschließen müssen, obschon unser schönes Zusammensein dadurch aufgelöst wird. Ueberdies schickst du ja all deine Verehrer auf Reisen,“ setzte sie hinzu, ihr Prinz Sipolskys Karte reichend. „Hast du den auch in die Flucht geschlagen?“ Ada betonte die Wörtchen „alle“ und „auch“ in so eigentümlicher Art, daß Lori

ganz verwirrt aufschaute. „Der arme Prinz,“ plauderte Ada weiter, und es lag etwas von der alten Neckerei in dem Tone, als sie zusetzte: „Sollte es vielleicht nur eine Probe sein, welcher deiner Verehrer am schnellsten wiederkehrt . . .? Was übrigens den neuen Entschluß angeht,“ — Ada ließ auch jetzt Lori gar nicht die Zeit zum antworten — „so hat die Fürstin Welsenheim mir einmal wieder einen neuen Plan oktroyiert. Freilich ist es eine alte Verabredung, daß ich die Fürstin nach dem Süden begleiten solle; aber ich hatte gedacht, das liege noch in weiter Ferne. Jetzt schreibt die Fürstin plötzlich, daß sie schon in diesen Tagen zu reisen beabsichtigt, und verlangt meine Entschließung augenblicklich. Aber es ist mir unendlich leid, den schönen Aufenthalt hier aufzugeben; erst gestern erhielt ich den Brief und mußte mich fürwahr erst an den Gedanken gewöhnen. Du weißt, ich darf der Tante nur mit fertigen Entschließungen kommen,“ erzählte Ada weiter, sich über den Balkon lehnend und hinausschauend, als wolle sie Loris Blick vermeiden. „Fürstin Welsenheim will schon morgen oder übermorgen die nächste Station von hier passieren und hofft mich dort zu finden. Sie will erst nach Florenz, dann nach Venedig, und wird dort wohl längeren Aufenthalt nehmen. . . . Ich würde dich so gern gebeten haben, uns zu begleiten,“ hob Ada nach einer kleinen Pause wieder an, indes Lori wie erstarrt schwieg. „Ich fürchte aber, es wird diesmal nicht möglich sein, da der Fürstin Gesellschaft schon aus so vielen Personen besteht. Auch Miß Godwin wird mich nicht begleiten. Aber ich wollte dich um etwas anderes bitten, Lorilein!“ und die stahlblauen Augen wandten sich plötzlich in der alten herzlichen Weise nach der Freundin. „Du könntest meiner guten alten Tante noch so lange Gesellschaft

leisten, bis auch sie heimreist. Ihr Aufenthalt hier wird kaum noch länger denn vierzehn Tage dauern. Wärst du so lieb, für die Zeit bei ihr zu bleiben? Du würdest mir einen wahren Dienst erweisen. Oder kannst du es hier nicht mehr aushalten, da Prinz Sipolsky fort ist?"

Lori vermochte für den Augenblick nicht, auf diesen scherzhaften Ton einzugehen; die unerwartete Wendung hatte sie ganz betäubt. Nachdem sie eben den ersten Sturm der Gefühle beschwichtigt und sich gegen ganz andere Kämpfe gewappnet hatte, war der Rückschlag zu mächtig. Alles schien ihr unverständlich, unbegreiflich. Ada wollte fort — sie sprach so heiter und leicht darüber — war dennoch alles Irrtum und Täuschung gewesen? Lori wußte nicht: war es Schmerz. war es Glück, — aber die Tränen stürzten ihr aus den Augen, sie vermochte nicht, die Fassung zu bewahren.

Ada sah erschrocken auf; dann flog ein kleiner Zug von Mißachtung über ihre stolzen Züge: nichts war ihr unverständlicher als Mangel an Selbstbeherrschung. Doch umfaßte sie Lori zärtlich und streichelte fast mütterlich den blonden Scheitel.

„Was erschreckt dich denn so? Die plötzliche Trennung? Auch mir ist es innig leid darum, wenn ich es auch weniger zu zeigen vermag; du weißt ja, daß kein Herz mir so teuer ist, wie das meiner Lori! Aber die Zeit unseres Zusammenseins war doch fast abgelaufen; einen längeren Urlaub hättest du wohl kaum erhalten. Ah, es war eine schöne Zeit!" Auch Adas Stimme schien einen Augenblick zu beben. „Aber die schönsten Zeiten gehen ja unerbittlich zu Ende. Wenn du indes so ungern bleibst, so könnte Miß Godwin dich die Hälfte des Weges

zurückgeleiten, und einer deiner Brüder könnte dir entgegenkommen."

Aber Lori schüttelte heftig den Kopf. Ach, sie kam sich so unwahr war, weil ihre Tränen nicht allein dem Abschied von Ada galten, weil es fast Freude war, was sie empfand. Sie umarmte Ada nur um so zärtlicher, da abermals das Gefühl sie beschlich, ihr unrecht getan zu haben. Freilich drängte sich ihr, sobald sie etwas ruhiger geworden, die Frage wieder auf, was Ada zu so rascher Abreise bewege. Wollte Ada vielleicht doch vor ihm fliehen? Fürchtete sie ihr eigenes Herz, oder war es wirklich nur Freundschaft und das Interesse der Unterhaltung, was sie an Rothkirch gefesselt? Lori verwirrte sich in ein Labyrinth von Vermutungen, und doch scheute sie, durch weitere Fragen den Grund der Sache zu berühren. Sie vermochte nicht, Herberts Namen jetzt vor Ada zu nennen, so natürlich es gewesen wäre, seine Abwesenheit zu erwähnen.

Bei der kurzen Frist, die für Ada vor der Abreise blieb, war beiden nicht viel Zeit zu traulichem Beisammensein gegönnt. Bei Ada bemerkte Lori eine gewisse Erregtheit, die aber erklärlich war durch all das, was sich als noch zu besorgen ihr aufdrängte. Sie hatte mit ihrer Tante zu reden, die, wie immer, zuerst über das Plötzliche des Entschlusses erschrak, sich bald aber beruhigte, da alle Einrichtungen mit fertiger Klarheit ihr vorgelegt wurden.

Prinzeß Augusta hatte eine Ahnung davon, daß die Fürstin Welsenheim mit der Aufforderung zu dieser Reise eine besondere Absicht verbinde. Doch wenn Ada nichts sagte, war es besser, sie mit Vermutungen nicht zu beunruhigen. Wenn die Welsenheim übernahm, für Adas Zukunft zu sorgen, war es ihr schon recht; ihr, der alten,

gebrechlichen Frau, war es nicht möglich, so wünschenswert es sein mochte, Ada bald unter eine sichere Leitung zu stellen. Fürstin Augusta wunderte sich nur, daß Ada den Wünschen der Fürstin gegenüber sich so fügsam zeigte. Miß Godwin war glücklich, daß ihr die Unruhe der Reise erspart blieb. Freilich beunruhigte sie die Sorge, daß Ada sich nicht genügend schonen, nicht genug Vorsicht für ihre Gesundheit zeigen würde; aber alle Einwendungen der treuen Seele wies Ada siegreich zurück durch den Hinweis auf den warmen Sommermonat, in dem man sich noch befand.

So wanderten die beiden Mädchen wieder hinab zum See, wie an jenem ersten Morgen. In Loris Augen erschien die ganze Szenerie in nicht minder bezauberndem Glanze wie damals, als sie zuerst sie gesehen. Sie hatte nicht unrecht dabei; der scheidenden Sonne Glut tauchte alles in rosiges Licht, — in Lori selbst war jene Hoffnung wieder aufgegangen, die alles rosig verklärt. Sie schämte sich fast, daß sie so heiter sich fühlte in einem Augenblick, wo die Trennung von der Freundin so nahe war: „Ich freue mich doch," meinte sie, „nicht ebenfalls gleich scheiden zu müssen; es ist noch so schön hier. Du, Ada, wirst das alles bald vergessen über den imposanten Bildern des Südens, über neuen, mächtigen Eindrücken. Laß mich nur Anteil daran nehmen durch deine Briefe; wir müssen zusammen fortleben, wenn auch getrennt." Lori plauderte, wie ein siebzehnjähriger Mund plaudert: Freude und Schmerz bunt mischend.

Ada blieb schweigsam; sie gedachte jenes ersten Ganges, den sie zum See unternommen, der Begegnung, die sie damals gehabt. „Jeder Zoll eine Königin," hatte er gesagt. Sie entsann sich des Wortes; fast eine Prophezeiung schien es ihr jetzt.

Am Strande hatten mit dem Sonnenschein die Kahnführer sich wieder eingefunden. Ada wollte den Sepperl haben. Aber in seinem Kahne sitzend, die Arme verschränkt, den Kopf gebeugt, schien er nicht zu bemerken, daß man ihn suche. Seine Kameraden mußten ihn anrufen, um ihm begreiflich zu machen, daß die Durchlaucht fahren wolle. Seinem sonst so frischen Wesen entgegen, schob er finster und schweigend seinen Kahn heran. Auch mit ihm mußte eine Wandlung vorgegangen sein seit jenem Festabend, wo er Adas reiche Gabe so freudig empfangen. Sein Aeußeres war vernachlässigt, sein Hut tief in die Stirne gedrückt; er lüftete ihn nur eben zum Gruße. Geschäftsmäßig griff er zu den Rudern, während die Frage, wohin die Durchlaucht wünschte, gepreßt zwischen den Zähnen herauskam.

Ada hatte es kaum bemerkt; ihre Gedanken waren zu beschäftigt. Aber bei Lori wurde Teilnahme rege; des Burschen so gänzlich verändertes Wesen mußte einen Grund haben. Ob ihm etwas fehle, fragte sie, ob er einen Verdruß gehabt. Sie fügte einige freundliche Worte hinzu: wie schön das Fest gewesen, wie schmuck er ausgesehen habe, und meinte, ob die Annerl ihn auch recht bewundert habe an dem Tage.

Der Bursche beantwortete ihre erste Frage mit einem Kopfschütteln, als ob seine Arbeit ihn zu sehr beschäftige, um mehr sagen zu können; aber die letzte Frage schien das Maß überlaufen zu machen.

Das Annerl gehe ihn nichts mehr an; für sein Teil könnten alle Weibsleute auf der Welt gestohlen werden, fuhr er heftig auf. „Es ist doch nichts als Falschheit in ihnen; sie sind nur da, um die Mannsleute zu betrügen,“ grollte er weiter.

Ob Ada hörte, was der Bursche sagte, blieb fraglich, da sie etwas abseits saß und in ihre Gedanken versunken schien. Lori aber mußte bemerken, daß ein tiefer Groll oder ein großer Schmerz ihm die heftigen Worte abpreßte. Seine Züge waren gerötet; er sprach kurz und stoßweise; es schien nicht unmöglich, daß er seinen Verdruß schon zu betäuben versucht hatte. Nachdem die Zunge gelöst war, ließ er seiner Erregung ohne weitere Aufforderung freien Lauf.

„Drei Jahre hab' ich zu Annerl treu gehalten, mir nichts gegönnt und alles erspart; ich wollt es so weit bringen, daß ich sie zur Frau fordern könnte. Ich hab's hingenommen, wenn ihre Eltern mich scheel angesehen und mich schlecht behandelt haben. Ihnen war ich ja nicht gut genug. Aber dem Mädchen bin ich gut gewesen, — und sie hat mir hundertmal gesagt, daß sie keinen anderen will, als mich. Mit dem Bauernsohn drüben im Tal haben sie ihr immer in den Ohren gehangen; sie hat aber nichts von ihm wissen wollen. Nun aber hatt' ich gerade den guten Verdienst und genug für einen ordentlichen Anfang, da schreibt's auf einmal, es tue nicht gut, gegen der Eltern Wille zu freien, und es sei recht, wenn wir's dran gäben. Ich hab's aber 'rausgebracht," fuhr der Bursche immer heftiger fort. „Ich weiß, was es auf sich hat mit all den schönen Worten. Gerad' an dem Tag, wo das Fest gewesen und ich nicht im Weg' war, da haben sie die Annerl dazu gebracht, 'rüber zu geh'n und sich das Anwesen anzuschauen. Da hat's ihr gefallen, Bäuerin zu werden. Da waren die Kästen und Laden alle gefüllt, und wenn's den Weibern nur in die Augen sticht, dann laufen sie danach. Nun denkt's, sie muß den Eltern den Willen tun; aber da sitzt's warm und ist besser, als einen armen Lump zu

nehmen. Ja, so haben die Eltern mich immer geheißen! Erst, da wissen die Mädel die Augen zu drehen und schön zu tun; aber nachher, wenn sie einem das Herz gestohlen haben, dann ist ihnen der doch der liebste, mit dem sie am meisten prahlen können. Soll mich aber Gott strafen, wenn ich jetzt nicht werde, was sie mich geheißen!" Wild stieß er das hervor und rührte die Ruder so heftig, daß der Kahn ins Schwanken geriet.

Lori, die erst voll Anteil zugehört, fuhr erschrocken auf bei den letzten Worten und hielt ihm vor, es sei schlecht und gottvergessen, so zu reden. Als sie jedoch tröstende Worte daran knüpfte und meinte, er müsse mit dem Mädchen noch einmal reden, die Angelegenheit könne sich wieder ordnen, wenn er nur Geduld habe, da fuhr der Bursche auf: „Was, sie noch 'mal bitten! Ne, und wenn sie auf Händen und Füßen zu mir kröche, ich würd' sie noch fortstoßen, und wenn meiner Seel'n . . ." Ein schlimmes Fluchwort schien auf des Burschen Lippen zu schweben; aber er hielt doch inne vor dem entsetzten Blick, mit dem Lori ihn anstarrte. Wie zur Besinnung kommend, nahm er dann den Hut ab und bat um Entschuldigung, daß er so geredet, wie ihm ums Herz sei. „Aber Sie wissen's nicht, wie's einem Manne zumute ist, der auch seinen Stolz hat. Lieber ging ich dreimal zugrund', als mir so etwas gefallen zu lassen. Ich weiß nicht, ob's bei den vornehmen Leuten anders ist — aber die Weibsleute haben's oft auf der Seele, wenn ein braver Bursch' . . ."

Adas Aufforderung, heim zu rudern, unterbrach seine Rede. Die Sonne war untergegangen; die glühende Färbung hatte sich in ein stumpfes Bleigrau verwandelt, und der kühle Abendhauch, den Miß Godwin gefürchtet, zog langsam herauf.

Adas Antlitz war sehr bleich, und Lori bemerkte, daß ein Schauer wie von Kälte ihren Körper durchflog. Aber als Lori versuchte, sie in einen Schal zu hüllen, wies sie denselben zurück. Ganz erfüllt von dem, was sie gehört, wollte Lori ihr leise des armen Seppel Leid mitteilen; sie glaubte, Ada habe ihr Gespräch mit dem Schiffer nicht beachtet.

Aber Ada erwiderte ungeduldig, sie habe alles gehört; es sei doch nichts so Ungewöhnliches, besonders in den unteren Ständen, daß solche Verhältnisse sich wieder lösten. Als sie sah, wie erstaunt Lori über ihre kühle Auffassung war, fügte sie freilich hinzu: sie finde es sehr verächtlich, das einmal gegebene Wort zu brechen; der Bursch aber scheine seinen Aerger schon in einer Weise ertränkt zu haben, daß es besser sein dürfte, sich nicht weiter mit ihm einzulassen. Seltsam herb und kalt klang das im Gegensatz zu dem Anteil, den sie früher für den Sepperl gezeigt.

Beim Aussteigen eilte Ada so sehr, als wolle sie dem Menschen entgehen; ja, sie beachtete nicht einmal den Abschiedsgruß, den er ihr ehrfurchtsvoll widmete. Auch auf dem Heimwege hastete sie so, als fürchte sie eine Erneuerung des Gesprächs selbst von Loris Seite.

Zu Hause angelangt, fanden sie das Antworttelegramm der Fürstin Welsenheim. „O, Ada, wenn du dich nur nicht erkältet hast!“ rief Lori erschreckt, da abermals ein heftiges Zittern Adas Körper durchflog, indem sie das Telegramm öffnete.

„Erwarte dich morgen mittag zu München, oder morgen abend an der Station vor Aussee,“ lautete die Weisung der Fürstin. Ada blickte lange darauf hin und entschied sich dann für das Zusammentreffen in München,

obschon die Abreise in diesem Falle am nächsten Morgen ziemlich früh erfolgen mußte.

Die Würfel waren gefallen, und jeder Aufschub dünkte Ada lästig. Der Entschluß schien ihr sogar eine gewisse Erleichterung zu geben. Mit gewohnter Klarheit und Geistesgegenwart dachte sie an alles, ordnete alles an und fand für alles noch Zeit. So auch schrieb sie einige Abschiedsbillette an die Damen ihrer Bekanntschaft, welche noch zu Aussee weilten. Die verfrühte Reise der Fürstin Welsenheim nach dem Süden war die Erklärung dieses plötzlichen Abschieds. Die Billette an die Baronin Lilienbach und die Gräfin Sparenberg waren rasch erledigt; aber das, welches sie an Gräfin Dosa Behr richtete, kostete einige Briefbogen. Dennoch erhielt es schließlich keinen Zusatz, als die Bitte, auch den abwesenden Freunden ihren Abschiedsgruß freundlichst bestellen zu wollen.

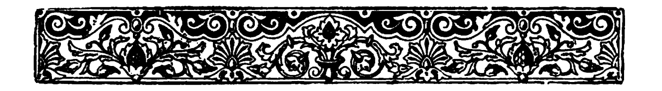
Lori hätte gern erfahren, was dies Billett an Gräfin Rosa enthalte. Sollte Ada mit keinem Worte Rothkirchs mehr gedenken? Hatte sie ganz vergessen, daß er morgen abend wieder eintreffen würde, und er dann von dieser plötzlichen Reise höchst überrascht sein müßte? Aber Lori vermochte nicht, die einfache Frage in Worte zu fassen.

Ada kam ihr zuvor. „Erkläre Freund Rothkirch den Grund meiner Abreise,“ sagte sie plötzlich, anscheinend auf das eifrigste mit dem Schließen der Billette beschäftigt. „Sage, die Fürstin habe ihre Reise nach Venedig nicht aufschieben können und meine Begleitung gewünscht . . . Wir werden uns wohl einige Zeit dort aufhalten,“ setzte sie dann zögernd hinzu.

Die Erklärung war nicht gerade vielsagend; aber Ada hatte noch vieles zu erledigen, so daß sie wohl Lori überlassen mußte, das Nötige zu ergänzen.

So ruhig Ada anscheinend war, ihr Herz zuckte doch schmerzlich, als sie am anderen Morgen Lori zum Abschiede umarmte. Die eine Träne, welche ihr ins Auge stieg, brannte vielleicht heißer als die vielen, die Loris Antlitz überströmten. Aber Ada nannte es Pflicht, daß sie so handelte; sie betrachtete es als ihr Schicksal — wie es mancher Fürstentochter zuteil wird. Sie kam sich sehr stark und heroisch vor in dem Augenblicke, als sie sich in den Wagen zurücklehnte, der sie ihrem neuen Geschick entgegenführte.





10

Herz, du spielst dem armen Menschen
Unablässig Lug und Trug.
W. Müller.

Ada hätte nicht so zu eilen brauchen. Der Tag ging zu Ende, und es war schon wieder Nacht geworden, ehe derjenige zurückkehrte, den sie erst so ersehnt, dann so gefürchtet hatte. Obschon Rothkirch die Stunden gezählt und mit den Minuten gekargt hatte, war es ihm dennoch nicht gelungen, die Rückreise früher zu ermöglichen. Vier Tage waren verflossen, seitdem er sich von Ada verabschiedet; eine solche Pause konnte die Gefühle beruhigen und klären, daran ändern nichts mehr. Die Liebe war ihm langsam aufgegangen, wie der Stern, der allmählich emporsteigt; aber er hatte seinen hellen Glanz gesehen, daran deutelte er nichts mehr. Seine Tante hatte auf ihrer gemeinschaftlichen Reise vergeblich versucht, ihn zu einer Aussprache zu veranlassen; sie hatte ihre Herzenswünsche bezüglich Lori Hochbergs ihm ziemlich unverblümt mitgeteilt und alle Vorteile derselben ihm vorgeführt. Aber alle diese Andeutungen hatten ihn nur noch schweigsamer gemacht. Seinem stolzen, sensitiven Sinne widerstrebte es, das in die Oeffentlichkeit gezogen zu sehen, was seine Gefühle anging. Noch gehörte das Geheimnis nur ihm

und ihr; er wußte, auch an ihren Lippen würde der Stolz strenge Wacht halten, bis alles entschieden. Es verletzte ihn in Loris Sinn, daß sie ihre kindische Neigung, wie er es nannte, nicht besser verborgen; indessen nahm er an, daß der Eifer seiner Tante sie Loris Empfindungen übertrieben darstellen ließ. Er suchte sie mit einem Hinweis auf Prinz Sipolskys Bewerbung abzulenken. Das wollte aber die Gräfin Behr nicht gelten lassen und sah nur Eifersucht seinerseits in dieser Behauptung.

In der Residenz hatte Rothkirch seiner Tante in ihren Angelegenheiten nach Kräften beigestanden, aber auch die Zeit benutzt, um klar zu stellen, welche Schritte er zunächst zu tun habe, um sein Ziel zu erreichen. Er hielt es am geeignetsten, gleich nach seiner Rückkehr der Prinzessin Augusta Raesdorf die Sachlage zu eröffnen und bei ihr, welche Mutterstelle bei Ada vertrat, um deren Hand anzuhalten. Er durfte mit Stolz daran denken, daß die Lebenslage, die er Ada bieten konnte, ihren Lebensgewohnheiten, ihrer ganzen Stellung angemessen war, wenn er auch keine Fürstenkrone zu vergeben hatte. In einem Punkte jedoch machte ihn die Liebe seinen Prinzipien untreu. Er hatte früher Ada gegenüber betont, daß sein Ehrgeiz nichts mehr verlange, als die Stellung, die er eben einnehme, daß der Glanz seines alten Namens nicht durch einen neuen Titel erhöht werden könne. Jetzt aber dachte er an den neuen Titel, an die Standeserhöhung, die seine Familie bisher stets ausgeschlagen. Denn hatte er nicht auch die Pflicht, ihr die Wege zu ebnen, ihr etwas zu bieten, worauf ihre Verwandten Wert legen konnten? So benutzte er seine Anwesenheit in der Residenz, um sich bei dem Gesandten seines Landes, der ihm ein alter Bekannter war, über die zur Erreichung dieses Zieles geeigneten Wege zu orientieren.

Einige Stunden mehr, als er vorausgesehen hatte, verflossen in dieser Weise; doch konnte er noch den Nachtzug benutzen, mit welchem er auch zuerst nach Aussee gelangt war. Trug er ihr Bild so im Sinn, war es ihm so beständig vor Augen, daß er auf dem Bahnhofe der Residenz in einer Gruppe von Damen ihre kleine Gestalt zu sehen, ihren elastischen Gang zu entdecken wähnte? Aber im nächsten Augenblick war das täuschende Bild schon entschwunden, da die Gesellschaft in einem Abteil Platz nahm.

Am nächsten Morgen saß Herbert Rothkirch auf der Veranda seiner Cousine gegenüber, wie an dem ersten Tage seiner Ankunft zu Aussee. Wenn seitdem das Weinlaub an den Säulen sich etwas rot gefärbt hatte, die Kapuzinerkresse wuchernd ins Kraut geschossen war, und die Luft etwas kühler wehte, so lag doch, wie damals, der See blau und glänzend da. Bei der Unterhaltung hatten indessen die Rollen einigermaßen gewechselt. Heute war Herbert Rothkirch entschieden der Angeregtere, wohingegen die Züge seiner Cousine etwas Langweile verrieten. Die Idylle hatte den Reiz für sie verloren, und sie war nach dem Fest in Abspannung verfallen, da viele dem Kreise in Aussee untreu geworden waren. Sie ließ sich die Nachrichten aus der Residenz berichten; aber ihre Fragen kamen wie schmollend über die rosigen Lippen. Ob er schon wisse, fragte sie, daß Sipolsky auch fort sei — nach Paris, wie es heiße —, und hinter dem Fächer her ruhte ihr Blick forschend auf Rothkirch, um zu erkunden, ob die Nachricht von der Abreise seines Nebenbuhlers bei ihm Eindruck mache. Jedenfalls schien er es gleichmütig zu nehmen. Rothkirch scheute sich, die Frage zu stellen, die ihn am meisten interessierte, den er fürchtete, sich zu verraten. Er wartete, ob Gräfin Rosa den Punkt von selbst

berühre. Aber Rosa ließ ihn harren. Charmilly, erzählte sie weiter, habe gestern seinen Abschiedsbesuch gemacht und wolle heute morgen abreisen, er werde zu den Jagden jedoch zu ihnen kommen. Ob Herbert nicht auch kommen wolle, fragte sie; ihr Mann werde es übel vermerken, wenn Herbert in der Nähe sei und nicht zu ihnen auf das Gut käme; sie würden einen scharmanten Kreis von Freunden dann bei sich sehen. Davon nahm sie Anlaß, zu erwähnen, sie habe auch noch einen Abschiedsgruß an ihn auszurichten von seiner schönen Freundin. Prinzeß Raesdorf sei ebenfalls plötzlich abgereist. Damit schlug sie den Fächer rasch zusammen, damit ihr der Eindruck nicht entgehe, den diese Nachricht auf Rothkirch ausüben werde. Sie hatte sich nicht getäuscht: trotz aller Selbstbeherrschung schnellte Herbert empor.

„Die Raesdorfs fort?" Es kostete ihn Anstrengung, die Worte zu formen. Sie seien nicht alle aufgebrochen, berichtete die Gräfin; Prinzeß Augusta und die kleine Hochberg seien noch geblieben. „Nur die Prinzeß Ada ist plötzlich abgerufen worden. Eine Verwandte, eine Fürstin Welsenheim hat sie mit nach Italien genommen. Erst am Abend vorher hat sie durch ein Billett angezeigt, wo sie mit ihr zusammen treffen müsse; da war also keine Zeit mehr zu Abschiedsbesuchen. Gestern morgen schon mußte sie abreisen. Die Leute erzählen, es wäre Telegramm auf Telegramm gekommen, da die Prinzeß sich gar nicht habe entschließen können; den ersten Brief habe sie ganz unbeantwortet gelassen. Die abwesenden Freunde hat sie übrigens auch nicht vergessen," schloß Gräfin Rosa. „Wissen Sie, Vetter, ich habe schon gedacht, Sie hätten der kleinen Durchlaucht gefährlich werden können — man hat gewiß Furcht vor Ihnen gehabt," fuhr sie plötzlich angeregt fort. „Die Prinzessin hat den armen Sipolsky ganz kalt ange=

lassen von Anfang an, obgleich ich glaube, daß man den extra um ihretwillen hergeschickt hatte. Wie es mit dem Sipolsky und der Hochberg gegangen, habe ich auch nicht ausfindig machen können. An dem Tage des Festes sah es doch aus, als ob er ernste Absichten habe.“ So plauderte Gräfin Rosa weiter, achtlos von einem zum anderen flatternd, wie es ihr eben in den Sinn kam.

„Vielleicht hatte sie aber nicht die Absicht,“ entgegnete Herbert trocken, er war froh, sie wieder bei einem anderen Thema zu sehen. Während ihres Geplauders hatte er seine Selbstbeherrschung im Aeußeren wiedergewonnen, obwohl er kaum noch zu fassen vermochte, was er gehört. Ada fort in diesem Augenblicke, wo sie ihn jede Stunde zurückerwarten konnte!

Beschwichtigend klang freilich, was seine Cousine hinzufügte, über den Widerwillen, den Ada vor der Abreise gezeigt, von dem Drängen, dem sie hatte nachgeben müssen, von dem Gruß, den sie ihm gesandt. Selbst die Neckerei, welche Gräfin Rosa daran schloß, übte eine beruhigende Wirkung. Dennoch empfand Rothkirch, daß er nicht lange diesen Zustand ertragen, nicht lange das Gleichgewicht werde bewahren können.

Er mußte allein sein, seine Gedanken zu ordnen; er mußte sich klar machen, was diese Abreise für ihn zu bedeuten habe. Er wagte nicht mehr zu fragen; er hoffte später in der Villa der Prinzessin alles Nähere zu hören. Freilich mußte er sich einige Stunden gedulden, da es noch zu früh war, um dort vorzusprechen.

Er stand auf und trat an die Säule, an welcher er damals gelehnt, als zuerst seine Blicke bewundernd auf dieser Landschaft geruht; er versuchte sogar mit anscheinender Gleichgültigkeit seine Zigarre zu entzünden. Aber die Hand zitterte, die das Streichhölzchen führen sollte, und

ungeduldig schleuderte er dasselbe fort. Er verfiel glücklicherweise auf einen Vorwand, seine Cousine zu verlassen, indem er vorgab, Graf Charmilly aufsuchen zu müssen, ehe derselbe abreise.

Aber kaum sah Herbert sich allein, so machte die niedergehaltene Unruhe seines Herzens sich um so heftiger geltend. Hatte er denn geträumt? Er hatte doch ihre Bitte gehört, daß er nicht so lange fern bleiben möge. Hatte er auch geträumt, als er mit ihr dort oben gestanden, und ihre Blicke ihm so viel gesagt? Es durchrieselte ihn kalt, und sein Stolz bäumte sich hoch auf; aber im selben Augenblicke warf er sich seinen Zweifel vor und fand sich im Unrechte ihrer Liebe gegenüber. Hatte er nicht eben gehört, wie sie zu dieser Abreise gedrängt worden? War dies vielleicht der Anfang von den Kämpfen, die er vorausgeahnt? Er konnte doch nicht erwarten, den köstlichen Preis ohne Hindernisse zu erringen. Die Fürstin Welsenheim, von deren energischem Vorgehen Ada oft geredet, hatte möglicherweise irgend eine Nachricht erhalten, auf Grund deren sie Ada zu sich beschieden, um der Neigung zu ihm sogleich Einhalt zu tun. Wahrscheinlich war es sogar, daß Prinzeß Augusta Raesdorf etwas bemerkt, daß man ihr nach dem Feste irgendeine Bemerkung zugetragen, und daß sie dann versucht hatte, auf diese Weise einzuschreiten. Nie hätte sie ja gewagt, ihrer selbständigen kleinen Nichte persönlich entgegenzutreten. Rothkirchs Gerechtigkeitsgefühl mußte sogar zugeben, daß die Tante eine Berechtigung habe, so zu handeln, daß für sie kein Grund vorhanden war, eine solche Partie zu befürworten.

Unangenehm wurde Rothkirch von dem Gedanken berührt, daß vielleicht Lori Hochberg gerade diejenige sei, welche jenen Wink erteilt habe. Was seine Tante ihm

über ihre Neigung angedeutet, stand frisch in seiner Erinnerung. Der Tag des Festes konnte ihr die Augen geöffnet haben; er entsann sich jetzt, wie sie gerade in dem bedeutsamsten Augenblick an ihn und Ada herangetreten war. Sollte sie Prinzeß Augusta verraten haben, was sie bemerkt? Zeit und Umstände ließen das vermuten. Ada sollte also von ihm entfernt, von ihm getrennt werden — man würde sie zu beeinflussen suchen. Aber trotz der Bitterkeit, die er empfand, mußte er lächeln über den Gedanken, daß man versuchen wollte, Ada zu beeinflussen, sie: jeder Zoll eine Königin! Wo sie auftrat, herrschte sie stets eher, als daß sie beherrscht wurde. Mochte man tun, was man wollte, ihm bangte nicht.

Aber auch ihm selbst stand ja frei, zu handeln. Ihm standen keine Hindernisse entgegen, keine Pflicht, die zu achten ihm geboten war. Er hatte das Recht, für sein Lebensglück und für das der Geliebten einzustehen. Je länger er nachsann, um so mehr bestärkte er sich in dem Entschlusse, nur selbst, nur allein zu handeln; kein Dritter sollte sich zwischen ihn und Ada stellen. Vielleicht säte man absichtlich Mißtrauen, oder verdunkelte ihre gegenseitigen Absichten. Den Gedanken, der flüchtig in ihm aufgestiegen, durch Lori Hochberg sich mit Ada in Verbindung zu setzen, verwarf er entschieden; ein gewisses Mißtrauen gegen sie hatte sich bei ihm eingeschlichen.

Lori hatte von Herberts Rückkehr noch nichts erfahren. Sie hatte sich auch nicht nach ihm erkundigt; seit Adas Abreise hatte eine gewisse Furcht sie ergriffen. O, was würde er sagen, wie würde er das aufnehmen! Unerklärlich dünkte ihr Adas Benehmen; und doch klopfte ihr Herz in dem Gefühle, sie werde von Stunde an Herbert für sich allein besitzen. Sie schalt sich wegen dieses Gedankens; sie machte sich Vorwürfe, daß sie die Trennung

von der geliebten Freundin nicht tiefer empfand, und gab sich redlich Mühe, um nach ihr sich zu sehnen. Dennoch schreckte sie empor, so oft ein Besuch gemeldet wurde, in dem Gedanken, daß er vielleicht eintreten würde.

Um ihre Unruhe zu beschwichtigen, hatte Lori an dem Nachmittage von Rothkirchs Rückkehr einen Brief an ihre Eltern begonnen. Sie wollte ihnen die neue Wendung mitteilen und sich die Erlaubnis erwirken, bis zur Rückreise der Prinzeß Augusta in Aussee zu bleiben. Sie hatte sich in dem Salon etabliert: trotz des schönen Wetters scheute sie heute den Balkon; denn sie wußte, dort würden ihre Gedanken töricht herumflattern, ihr Blick stets nach derselben Richtung irren, um zu erspähen, ob er angekommen. Eben hatte sie sich in ihre Arbeit vertieft, als die Tür geöffnet wurde und Rothkirch vor ihr stand. Lori sprang auf, nicht minder entsetzt wie damals, wo Sipolsky so plötzlich in den Pavillon trat. Nur war es diesmal Freude und Glück, was sie in eine Verwirrung brachte, die ein Liebender wohl „hold“ genannt haben würde.

Aber Rothkirch hatte eben jetzt keinen Blick dafür. Er begrüßte sie mit seiner gewohnten Ruhe, die ein erfahrenes Auge jedoch in diesem Augenblicke als erzwungen erkannt haben würde. Aber Lori hatte zu viel mit sich selbst zu tun, als daß sie ihn hätte beobachten können.

Endlich wagte sie, ihn anzusehen, und fand, daß er ernster und bleicher aussehe als sonst. Da er die Unterhaltung nicht begann, fragte sie schüchtern, ob er schon von Adas plötzlicher Abreise gehört habe.

„Ich habe es heute morgen in der Villa Rosa erfahren. Prinzeß Ada ist immer sehr spontan in ihren Entschlüssen!“ erwiderte er.

An der Schärfe des Tones fühlte Lori heraus, daß er gekränkt war, und ihre natürliche Güte ließ sie die Sachlage möglichst mild darstellen. Die Reise sei für Ada nicht minder überraschend gekommen, sagte sie; wohl sei schon längst eine Reise nach Italien projektiert gewesen, doch habe Ada dieselbe nicht so nahe geglaubt. Die Fürstin Welsenheim habe aber doch so dringend geschrieben, daß Ada nicht anders gekonnt, als ihr zu willfahren. Obgleich sie der Fürstin, als der Freundin ihrer Mutter, große Ehrerbietung schulde, habe sie lange geschwankt und den Versuch gemacht, die Abreise ein paar Tage hinauszurücken. „Prinzeß Ada hat mich gebeten, Ihnen noch ihren Gruß zu sagen, Baron Rothkirch," schloß Lori, etwas besorgt über das Schweigen und die kalte Ruhe, mit der er alles hinnahm.

Rothkirch hielt den Blick so fest zur Erde gerichtet, daß Lori hätte glauben können, er beachte kaum, was sie sagte. Bei den letzten Worten hob er plötzlich den Kopf und sah sie so fragend an, als erwarte er noch mehr.

Lori hatte jedoch in ihrem Eifer, die Freundin zu entschuldigen, den ihr erteilten Auftrag schon so weit ausgedehnt, als es irgend mit der Wahrheit sich vertrug. „Sie werden erst an die italienischen Seen, dann nach Venedig gehen, und dort länger weilen," setzte sie als Ergänzung hinzu, um in etwa seinem fragenden Blick zu entsprechen. Ohne ihre Absicht klang dies wie ein Zusatz zu dem überbrachten Gruße; wenigstens faßte Rothkirch es in dieser Weise auf.

„Der Aufbruch scheint allgemein zu sein," gab er nach einer kleinen Pause zurück; „auch ich werde nur wenige Tage noch hier weilen. Ich kam eigentlich, um mich zu verabschieden . . ."

Lori konnte nicht dafür: alles Blut wich aus ihren Wangen, und ein Zug des Schmerzes und der Enttäuschung legte sich auf ihr junges Gesicht.

Dem Baron entging das nicht, und es machte ihn ungeduldig; doch mußte er Mitleid haben mit dieser unschuldigen Neigung, die sie ihm so naiv zugewandt hatte.

„Jede schöne Zeit geht zu rasch vorüber," antwortete er auf ihren erschreckten Blick. „Sie werden sich doch auch freuen, zu den Ihrigen zurückzukehren. In der Heimat, denke ich, treffen wir uns wieder. Bei der alten Dame wird Ihnen die Zeit lang werden, nach dem fröhlichen Verkehr, den wir hier gehabt. Ihr Verehrer, der Prinz Sipolsky, ist auch abgereist?"

Die Farbe kehrte jäh in Loris Wangen zurück. Rothkirch, der sich ihr wenigstens als Freund beweisen wollte, wenn er ihr nicht mehr sein konnte, reichte ihr die Hand: „Sie haben wohl getan," sagte er ernst, als habe er alles Ungesagte verstanden.

Obwohl Lori diesen väterlichen Ton eigentlich haßte, war er ihr in diesem Augenblick ein Trost.

Rothkirch hielt ihre Hand noch in der seinigen, als Miß Godwin eintrat. Nur ihre Kurzsichtigkeit hinderte sie, die Eigentümlichkeit der Situation vollständig aufzufassen. Eine Flut von Klagen über Prinzeß Adas Abreise und über die schreckliche Fürstin Welsenheim, welche stets mit neuen Plänen die Leute überstürze, brach von den Lippen der Gesellschafterin und ließ Lori die Zeit, ihre Fassung wieder zu gewinnen.

Rothkirch bat um die Erlaubnis, auch der Prinzessin Augusta sich empfehlen zu dürfen. Als er mit Lori bei der alten Dame eintrat, fiel ihm bei ihr ein gewisser beobachtender Blick auf, welcher jedoch einen harmloseren Grund hatte, als er annahm. Prinzeß Augusta wußte,

daß Baron Rothkirch schon eine Weile bei Lori gewesen und hoffte viel für ihren Liebling. Zugleich fand sie Lori erregt und gerührt aussehend, sie bezweifelte daher kaum, daß irgend eine Aussprache stattgefunden habe. Ueber die Reise ihrer Nichte sprach sie sehr einfach, als habe dieselbe sie durchaus nicht überrascht.

Herbert fand sich daher in der Ansicht bestärkt, daß sie die Urheberin des Planes sei. Das war ihm lieb; denn es würde ihm widerwärtig gewesen sein, sich Lori dabei beteiligt denken zu müssen. Aber Loris Augen hatten ihn zu aufrichtig angeschaut, sie war zu eifrig gewesen, die Freundin zu entschuldigen; und ihre Botschaft hatte sie ja treu ausgerichtet. Vielleicht haftete bei Rothkirch als letzter Eindruck von Aussee das Bild Loris, wie sie ernst und wehmütig vor ihm gestanden und so tapfer ihre Gefühle zu bekämpfen gesucht hatte.

Was Ada anging, so war sein Entschluß gefaßt, ihr sogleich zu folgen. Sie werde nichts anderes von ihm erwarten, dachte er; die Hoffnung, daß er dies tue, lag gewiß in dem ihm gesandten Gruß eingeschlossen. Sie sollte sich nicht täuschen, seine Liebe sollte ihr zur Seite stehen — wenn das der Beginn des Kampfes war, wollte er nicht fehlen. Er kannte sein stolzes Lieb, wie er sie heimlich nannte; sie würde ihr trutziges Köpfchen nicht leicht beugen, das wußte er. Jeder Widerstand machte sie nur fester, und war er erst wieder in ihrer Nähe, so konnte nichts sie von ihm trennen. Trotz dieser süßen Zuversicht mochte Herbert seine Absichten hier nicht verraten; man hätte abermals dagegen arbeiten können. In einigen Tagen wollte er nach Venedig abreisen, da er nicht hoffen durfte, Ada auf der Reise dorthin zu erreichen, im Gegenteil fürchten mußte, die Reisenden zu verfehlen. Um nicht auffallend zu werden, hielt er sich

noch zwei Tage in Aussee auf, ehe er zur Residenz zurückkehrte, von wo er weiter reisen wollte.

Rothkirch kam in diesen Tagen nicht früher zur Villa, und verkehrte auch freundlich mit Lori. Aber selbst ihr forschender Blick konnte keine Veränderung bei ihm wahrnehmen, wenn sie auch fühlte, daß er nicht um ihretwillen zu Aussee bleibe, wie Gräfin Rosa ihr neckend versicherte. Eben in seinem Schweigen über Ada lag etwas Fremdes, dessen unheimlichen Eindruck sie nicht überwinden konnte. Eines Tages kämpfte ihr Herzchen einen heroischen Kampf. Sie hatte einige flüchtige Zeilen von Ada erhalten, wonach die Reise den gewünschten Verlauf genommen hatte und sie in kurzer Frist in Venedig einzutreffen gedachte. Warum scheute Lori, dies Rothkirch mitzuteilen? Ahnte sie, daß sie ihn dadurch verscheuchen würde? Dennoch fand sie es wie ein Unrecht, ihm die Nachricht vorzuenthalten. Mit großer Ueberwindung machte sie ihm die Mitteilung, glaubte aber, sich doch geirrt zu haben, da er die Nachricht so ruhig hinnahm, als berühre sie ihn kaum.

Am Tage darauf aber verließ er Aussee. Es verwirrte Lori, daß sie den Zusammenhang der Dinge so wenig zu begreifen vermochte. Ada hatte in ihrem Briefe keine Frage nach Rothkirch getan und Lori nur um Nachricht nach Venedig gebeten. Lori erlaubte sich die kleine Rache, in ihrer Antwort Rothkirch gar nicht zu erwähnen.

Ehe noch der Brief in Adas Hände gelegt war, stand an der Station der alten Dogenstadt ein Reisender, der mit ungeduldiger Hast sich eine Gondel auswählte und stumm hineinsprang, mit dem augenscheinlichen Wunsche, nur rasch zum Ziele zu kommen. Der alte Gondolier war lange genug im Dienst, um zu wissen, wie begierig zumeist die Fremden sind, gleich bei der Einfahrt auf die

Sehenswürdigkeiten der Stadt hingewiesen zu werden. Pflichtschuldigst begann er dieselben hervorzuheben; aber sein Gast schien weder Aug' noch Ohr dafür zu haben: kalt blickte er auf die wunderbare Umgebung, die sonst nicht leicht verfehlt, Interesse zu erregen. Die einzige Frage, die der Fremde zwischen den Redefluß seines Cicerone hineinwarf, war die, ob schon viele deutsche Gäste zu Venedig seien.

Der Gondolier erwiderte, es sei noch nicht die rechte Zeit für die Ankunft der Gäste, die ihren Winteraufenthalt hier nähmen; doch seien in den letzten Tagen einige hohe Herrschaften angelangt.

Rothkirch blickte auf und fragte, ob etwa eine deutsche Fürstin Welsenheim eingetroffen.

Der Gondolier bejahte dies: die Prinzipessa sei schon seit zwei Tagen hier: er kenne sie wohl, denn sie bringe öfter den Winter in Venedig zu. Er nannte das Hotel, in welchem sie abgestiegen war, da er mit dem Takte solcher Leute erkannte, welches Interesse sein Fahrgast an ihr nahm. Sie sei diesmal mit viel Gefolge gekommen, erzählte er, und habe fast das ganze Hotel inne. Ob der Prinzipe, fragte er dann, ehrfurchtsvoll den Hut berührend, auch in dies Hotel wolle, oder in das andere, wo der Duca von D. abgestiegen sei.

An anderen Tagen würde Rothkirch ein Lächeln gehabt haben für die rasche Rangerhöhung, die ihm zuteil geworden, wie er aber auch Interesse gehabt haben würde für all den Zauber von Romantik und Geschichte, der das alte Venedig umfließt. Herbert Rothkirch hatte die stolze Wasserkönigin noch nicht gesehen; aber jetzt übte eine andere Macht einen noch stärkeren Zauber auf ihn aus. Das selige Gefühl, Ada wieder nahe zu sein, wurde indessen

gedämpft durch die Ungewißheit, wie sie ihn empfangen werde. Sein Selbstbewußtsein hatte ihm bisher die Sicherheit gegeben, daß er der Situation gewachsen sei. Je näher er aber dem Ziele kam, desto schwieriger dünkte ihm die Lage. Er kannte die Fürstin Welsenheim nicht; er hatte jedoch die Ueberzeugung, daß sie Ada habe kommen lassen, um sie von ihm zu entfernen, und demgemäß jedes Zusammentreffen zu vereiteln suchen würde. Es galt also, den ersten Schritt richtig zu tun; sobald Ada seine Anwesenheit ahnte, würde ihr Wille siegen.

Die Gondel hatte ihr Ziel erreicht. Im gleichen Hotel mit der Fürstin konnte er leicht jeden ihrer Schritte überwachen, war die Gelegenheit, Ada zu treffen, leicht herbeizuführen.

Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als Rothkirch anlangte; es war kaum denkbar, daß am heutigen Tage sich noch eine Gelegenheit bieten würde. Dennoch ruhte er nicht und begann möglichst genaue Erkundigungen einzuziehen. Die Nachrichten des Gondoliers bestätigten sich: die Fürstin Welsenheim war seit zwei Tagen hier; außer ihren Töchtern war noch eine Prinzessin in ihrer Gesellschaft. Der Kellner verunstaltete den Namen nach Kräften; aber Rothkirch verkannte ihn dennoch nicht. Man erzählte ihm, die Damen seien früh am Nachmittag mit dem Herzog von D. ausgefahren und würden heute abend die Oper besuchen, wo eine berühmte Sängerin auftrete. Ob der Herr Baron vielleicht auch noch ein Billett befehle, fragte der Kellner. Zwar sei der Zudrang gewaltig; aber ein Fremder, der einen Platz vorausbestellt, habe abreisen müssen. Der Jüngling schien sehr begierig, das Billett zu verwerten, und gewann eine hohe Meinung von dem Gast, als dieser eine absolute Gleichgültigkeit gegen den Preis desselben zeigte.

Aber konnte für Rothkirch die Gelegenheit sich günstiger gestalten? Im Theater mußte er Ada sehen: vielleicht würde sie seine Anwesenheit bemerken, und damit wäre eine der schwierigsten Fragen gelöst gewesen, denn selbst ein Besuch bei der Fürstin konnte ihr verheimlicht werden. Rothkirch pries sich glücklich; aber die Stunden bis zum Beginn der Vorstellung hatten einen um so trägeren Flügelschlag.

Rothkirch setzte sich in den Lesesalon, wo Blätter aus allen Weltgegenden, in allen Sprachen und von allen politischen Schattierungen ihm zu Gebote standen. Aber sein Auge flog teilnahmslos über die langen Spalten, ohne daß sein Geist etwas vom Inhalt erfaßte. Der eine Gedanke, daß er sie in wenigen Minuten sehen werde, verschlang sein ganzes Empfinden. Und doch kam er sich so fremd vor wie in jenem ersten Augenblick, als er zuerst die Macht dieser Liebe empfunden. War dies das ganze Ergebnis seiner geschulten Vernunft und der Vorsicht, mit welcher er sein Herz zu wahren gesucht, daß er gleich einem abenteuernden Ritter der Geliebten in die Ferne nachzog, um sie sich zu erobern? Er, der stets in dem Wahne gelebt, er habe mit seiner Hand viel zu bieten, hatte jetzt mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie dem Aermsten sich entgegenstellen. Wo war sein Stolz geblieben? Aber immerhin — er entsann sich jenes Streites mit Ada, wo auch sie für die Liebe gegen den Stolz entschieden.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, hatte er es nur dem Zufall zu danken, daß unter den Tagesneuigkeiten ein Artikel ihm in die Augen fiel, der für einen Augenblick seine Aufmerksamkeit fesselte. Aus dem Herzogtume D. wurde berichtet, daß der Herzog Anton sich vor ungefähr acht Tagen nach dem Süden begeben habe und daß

sicherem Vernehmen nach diese Reise mit einer Wieder-vermählung in Verbindung stehe, die schon längst der Wunsch seines Landes wie seiner Familie gewesen. Man bezeichnete als die Erwählte die Tochter eines nicht regierenden fürstlichen Hauses, deren Jugend und Anmut den Herzog endlich zu diesem Entschlusse bekehrt habe. Gleichgültig flog Rothkirchs Blick über die Zeilen, und unwillkürlich nur tauchte die Frage in ihm auf, wo er heute schon das Herzogtum D. habe erwähnen hören.

Eine Stunde später hatte er seinen Platz im Theater eingenommen. Wie vorhin all die Zeilen schwarzer Buchstaben, starrte er jetzt die langen Reihen der Menschen verständnislos an, als werde es ihm nie möglich sein, die eine herauszufinden, welche er suchte. Nach einigen Momenten siegte aber der Wille, und sein Blick durchforschte ruhig und sicher den weiten Kreis schöner Frauen, der die Logen zierte. Eine der Logen zog bald seine Aufmerksamkeit auf sich. Auf derselben Seite mit ihm, nicht zu weit entfernt, unterschied er eine ältere Dame und zwei junge, halberwachsene Mädchen, welche die ersten Plätze einnahmen; den vierten Platz derselben Reihe hatte eine Dame inne, die ihm den Rücken zuwandte. Sie trug ein blaßrotes Gewand, blaßrot schimmerte die Rose in dem braunen Haar; der eine Arm ruhte lässig auf der Brüstung, und eine Fülle von Spitzen fiel über die kleine Hand, welche ein Bukett blaßroter Rosen hielt. Wenn er aber auch noch weniger von ihr gesehen, er hätte dieses Hauptes stolze Haltung, diese gleichfarbige Art der Kleidung überall erkannt. Ein Herr nahm den Platz hinter ihr ein; er beugte sich oft vor, wie es schien, um das Wort an sie zu richten. Außerdem waren noch einige Damen und Herren in der Loge. Die Musik spielte süße italienische Weisen. Der Vorhang ging auf, und

eine perlenreine Frauenstimme durchhallte den weiten Raum. Aller Augen waren auf die Sängerin gerichtet, aller Aufmerksamkeit durch sie gefesselt. Nur Herbert Rothkirch war im Banne gehalten durch den einen Gedanken, daß Ada sich einmal umwenden, einmal ihr Blick die Richtung nach ihm nehmen könne. Sie schien jedoch ganz in den Genuß versenkt, so ruhig lehnte sie zurück, während die jungen Prinzessinnen jedesmal, wenn der Gesang verstummte, kaum die lebhaftesten Aeußerungen des Beifalls zurückzuhalten vermochten und sich oft zu ihrer Begleiterin wandten, als wollten sie dieselbe auffordern, in ihre Begeisterung einzustimmen.

Rothkirch malte sich aus, woran sie denke, wovon sie träume, wonach ihr Herz sich sehne, was ihr widerklang bei diesen leidenschaftlichen Tönen, diesen süßen Worten. Ob sie nicht fühlte, daß er ihr so nahe war, daß sein Blick auf ihr ruhte, sein Herz ihr tausend Grüße zurief? Von dem Herrn, welcher hinter Ada saß, konnte er nicht viel mehr sehen, als einen schon ziemlich gelichteten Scheitel; einen Augenblick lang glaubte er einen Stern auf seinem Frack blitzen zu sehen. Als der Fremde im Zwischenakt sich erhob, sah Rothkirch, daß es keine jugendliche, aber eine sehr stattliche Erscheinung war. Alle mit ihm in der Loge anwesenden Herren erhoben sich, sobald er aufstand. Da erinnerte sich Herbert dessen, was der Gondolier sowohl wie der Kellner von einem Herzog geredet hatten, der immer die Damen begleite.

Ein Anfall von Eifersucht durchzuckte Rothkirch, wegen dessen er sich jedoch gleich wieder töricht schalt. Es war vielleicht ein Verwandter der Fürstin; seinem ruhigen, gesetzten Wesen nach zu schließen, konnte er verheiratet sein; er war es gewiß, so väterlich nickte er den jungen Prinzessinnen zu, wenn sie ihre strahlenden Gesichtchen ihm

zuwandten. Aber was und wer er auch sein mochte, er konnte keinen Einfluß auf Ada gewinnen!

Während in Rothkirchs Herzen die Liebe in all ihren Schwankungen ihr Spiel trieb, spielte auch auf den Brettern vor ihm die alte Geschichte von der Liebe Glück und Weh sich ab, die merkwürdigerweise der Mensch nie müde wird, sich dramatisch vorführen zu lassen, nie überdrüssig, von der Musik in ihrer Sprache erzählen zu hören. Die holde Frauenstimme schmolz bald in weichen Tönen der Sehnsucht, bald hob sie sich wieder in der Glut der Leidenschaft. Aber jeder, der ihr lauschte, hörte doch vielleicht nur die Geschichte seines eigenen Herzens, seines eigenen Glückes oder Leides.

Für Baron Rothkirch wäre es dienlicher gewesen, hätte ihn der eine Gedanke, der eine Blick weniger in Anspruch genommen. Er hätte alsdann bemerkt, daß in einer gegenüberliegenden Loge einige Herren ihm ihre Aufmerksamkeit zuwandten, und würde in dem einen derselben einen Bekannten gefunden haben. Davon hätte er den Vorteil gehabt, ihn in seiner Loge aufsuchen zu können, die einen bedeutend besseren Blick auf die Loge der Fürstin Welsenheim gewährte. Dort würden die stahlblauen Augen ihn vielleicht entdeckt haben, so wenig neugierig sie heute sich umzuschauen schienen.

Wenngleich die Oper sich ziemlich lang ausspann, schrak doch Rothkirch wie aus einem Traume auf, als der letzte donnernde Applaus durch das Haus brauste und die gefeierte Sängerin von allen Seiten gerufen wurde. In der Loge der Fürstin brach man rasch auf. Einen Augenblick lang sah Rothkirch Adas Profil sich scharf im Lichterglanz zeichnen, einen Augenblick wandte sie den Blick zu ihm hin; aber sie schien zerstreut und müde. Er sah dann, wie jener Herr ihr den Arm bot. Nun bestrebte

er sich, möglichst rasch den Gang zu gewinnen, sie vielleicht noch dort zu sehen.

Aber die Logen waren sehr besetzt gewesen, und als er draußen anlangte, hatte er eben noch die Vision eines blaßroten Kleides, das vorüberrauschte. Nur die eine der jungen Prinzessinnen, welche mit zu den letzten gehörte, wandte neugierig ihr hübsches Gesichtchen ihm zu. Verschiedene Lakaien bildeten Spalier, wie zum Schutz gegen die Menge, und schlossen den kleinen Zug vollständig ab.

Herbert wollte nun eilen, um vielleicht am Ausgange die Gruppe wieder zu erreichen; aber jetzt legte eine Hand sich ihm auf die Schulter: es war Sipolsky, der ihn ansprach.

„Ganz Aussee scheint sich hier ein Rendezvous gegeben zu haben," scherzte er. „Wie kommen Sie hierher? Ich erkannte Sie in Ihrer Loge; aber Sie waren so bezaubert von der holden Diva, daß Sie auf nichts achteten. Unsere kleine Prinzipessa ist auch hier, wie ich eben sehe. Aber wo haben Sie die schöne Komtesse gelassen? Ist sie in ihre heimischen Wälder entflohen? Und Sie sind im Gefolge der Prinzessin?" fragte er ein wenig höhnisch.

Rothkirch war nicht aufgelegt zu leichter Plauderei; aber der Stolz gibt oft eine unglaubliche Kraft, und er wollte sich nicht verraten. So ging er auf den eingeschlagenen Ton ein. „Meine Anwesenheit hier ist sehr erklärlich; ich kannte den Süden noch nicht, und da ich einmal am Fuße der Alpen war, zog es mich herüber. Prinzeß Raesdorf hatte Aussee schon früher verlassen. Ich sah sie eben im Theater wieder; am Nachmittage bin ich erst angelangt. Soviel ich weiß, befindet Komtesse Hochberg sich noch zu Aussee; sie beabsichtigt, in Begleitung der alten Prinzessin heimzukehren. Was aber führt Sie hierher? Man glaubte Sie in Paris."

Sipolsky warf einen forschenden Blick auf Rothkirch und drehte seinen Schnurrbart in gewohnter Weise zu möglichst feiner Spitze. „Ich wollte vorher einige gute Freunde hier aufsuchen. Im großen ganzen ist die Welt ja auch überall gleich, und es bleibt ziemlich einerlei, wo man sich aufhält. Wenn Sie nichts besseres zu tun haben, schließen Sie sich mir an. Ich möchte noch einige Stunden den schönen Abend und die schöne Welt auf dem Markusplatz genießen, wie's nun einmal Sitte in der alten Wasserstadt ist."

Herbert war einverstanden; vielleicht war es besser so, als die Stunden allein mit dem einen aufregenden Gedanken zu verbringen, vielleicht — er entsann sich, daß Prinz Sipolsky mit der Fürstin Welsenheim bekannt war.

So bestiegen sie die Gondel, die für Sipolsky und seine Freunde bereit stand. Die Herren wurden einander vorgestellt: ein italienischer Graf, einer der ersten Familien Venedigs angehörend, und ein junger deutscher Marineoffizier. Die Gondel glitt leicht durch den breiten Kanal und durch das Gewirr von Gondeln, das ihn bedeckte. Rechts und links schossen die kleinen Fahrzeuge pfeilschnell aneinander vorüber; alles geht leicht und lautlos zu in dem Reich der schönen Seekönigin, welches niemals durch das Rollen eines Wagens, nie durch das Stampfen von Pferdehufen gestört wird.

Während die Schatten auf dem Kanal lagen und selbst den Gondeln etwas Gespensterhaftes gaben, strahlte die Piazza im hellsten Licht. Ein lebendiges Treiben wogte dort auf und nieder. Musik erklang, Sänger und Improvisatoren ließen sich hören; Verkäufer suchten mit ihren Waren zu locken, und gewandte Kellner aus den benachbarten Cafés bahnten sich den Weg, um an den kleinen Tischen Eis und Sorbet zu servieren. In diesem

belebten Treiben einer südlichen Stadt behält der Markusplatz stets das Gepräge des Salons, und die vornehme Welt ist dort vorwiegend.

Während Rothkirch ziemlich schweigsam blieb, was auf Rechnung der neuen Eindrücke kommen konnte, unterhielten die anderen Herren sich um so lebhafter. Der Marineoffizier sollte nur wenige Tage noch in Venedig weilen; er gehörte einer Expedition an, die zu wissenschaftlichen Zwecken für zwei Jahre in See gehen sollte. Es war seine erste größere Reise, und er sah ihr mit jugendlichem Enthusiasmus entgegen. Ihm zuzuhören zerstreute Rothkirch; er ließ sich das Nähere über den Zweck der Expedition von ihm berichten. Männer von wissenschaftlicher Bedeutung begleiteten sie, und der junge Mann stellte es als sehr leicht hin, derselben sich anzuschließen. Der Italiener verlachte seinen Eifer und schalt ihn einen kalten Deutschen, dem die Wissenschaft die holdeste Schöne sei. Der Mariner hielt ihm entgegen, daß es besser sei, hinaus zu eilen auf das freie Meer, als hier zu bleiben in der erstickenden Atmosphäre ewiger politischer Umtriebe, in denen des Italieners Vaterland sich verzehre. Aber dem Italiener sagte diese Atmosphäre ebenso zu wie der blaue Himmel; ein bißchen agitieren, ein bißchen politisieren und konspirieren, meinte er, gehöre mit zum Reiz des Lebens. Kein schöneres Land auf der Erde, als la bella Italia! Gab es irgendwo schönere Frauen? Er nannte eine holde Braut sein, und die Stürme der Liebe waren ihm lieber als die Stürme auf dem tückischen Meere. „L'appassionata“ nannte er sie und schilderte die Glut ihrer Augen.

„Wer kein Glück in der Liebe gehabt, der möge hinauswandern und sein Leid von den Wogen einlullen lassen, der möge andere Länder aufsuchen, wo die Blumen ihm holder blühen! Nur dem, welchem die Sonne der Liebe

untergegangen, dem mag es gelüsten nach dem bleichen Nordlicht am arktischen Himmel!"

Conte Cairoli war ein Stückchen Improvisatore, und es gefiel ihm, sein Licht leuchten zu lassen vor den beiden Deutschen. Was er sprach, klang gut in der weichen Modulation seiner Sprache mit dem leichten Pathos, das dazu gehört; es klang gut bei dem leisen Takt der Ruderschläge, angesichts des gestirnten Himmels, der in südlicher Klarheit niederschaute. Sein Freund Sipolsky, fügte er lachend hinzu, sehe aus wie ein unglücklicher Amoroso; er werde sich gewiß nächstens der wirbelnden Flut anvertrauen.

Prinz Sipolsky schien indessen dazu wenig Lust zu haben; er verriet mehr Neigung, sich wieder in einen anderen, noch gefährlicheren Strudel zu stürzen. Er hatte wirklich geliebt und allerhand gute Vorsätze gehegt, so lange er Lori zu erringen gehofft. Jetzt hatte er Lust, sie dafür verantwortlich zu machen, wenn seine guten Vorsätze wieder scheiterten. In ihrem offenen Blicke hatte er gelesen, daß Herbert der Bevorzugte ihres Herzens sei. Hätte er in Herbert den Nebenbuhler gesehen, er würde ihn gehaßt haben; jetzt vergab er ihm kaum, daß er gleichgültig gegen sie geblieben. Was brachte ihn hierher? Sipolsky ahnte, daß die kleine Prinzeß dabei im Spiele sei. Hatte auch er vielleicht Schiffbruch gelitten, oder machte er sich noch Hoffnung, sie zu erringen? Sipolskys Schnurrbart litt sichtlich unter der Tortur, welche dies Problem seinen Gedanken auferlegte.

Rothkirch kannte genug von der italienischen Sprache, um dem poetischen Ergusse des Italieners folgen zu können, der so gut mit der hochgehenden Flut seiner eigenen Gefühle stimmte. Jetzt hielt die Gondel an, und die Herren stiegen aus, um für eine Weile in die bunte Menge auf

dem Platze sich zu mischen. Sie hatten bald einen kleinen Tisch gefunden, wo sie sich niederließen, um in Ruhe das Gewühl an sich vorüberziehen zu lassen. Ein hübsches Kind mit Blumen drängte sich an sie heran. Rothkirch erblickte unter denselben einen Strauß Alpenblüten und erstand ihn. Es dünkte ihm ein gutes Zeichen, eben jetzt diesen Blüten zu begegnen; sie sollten der erste Gruß für Ada sein.

„Da geht die Fürstin Welsenheim mit ihren Damen," sagte der Marineoffizier, einer Gruppe nachschauend, die langsam vorüberging. „Gar zu herzige Geschöpfe, diese jungen Prinzeßchen," setzte er hinzu. „Es war ein Vergnügen, sie anzuschauen, wie sie im Theater vor Aufregung und Freude strahlten."

Rothkirchs Blick ruhte heiß auf jener Gruppe, so viel Selbstbeherrschung er sich auch auferlegte. Diesmal schritt der Herzog neben der Fürstin, an deren anderer Seite Prinzeß Ada ging. Die jungen Prinzessinnen folgten; einige Herren und Damen bildeten die Begleitung der Herrschaften. Die Fürstin sowohl wie Ada hatten einen leichten Burnus über die helle Salontoilette geworfen; eine Art spanischer Mantilla bedeckte den Kopf. Das erinnerte Rothkirch an jenen letzten Abend, wo Adas Blick aus einer ähnlichen Umhüllung hervor ihm so strahlend entgegen geleuchtet. Dennoch kam sie ihm plötzlich so fern, so fremd vor, so gänzlich einem anderen Kreise angehörend, daß er einen heftigen Schmerz zu empfinden glaubte. Und doch: wie hätte sie anders sein können in dieser Situation? Die Herrschaften hielten sich nicht lange auf; sie überschritten den Platz nur noch einmal. Wie im Theater, fand Rothkirch die Prinzessin ernst aussehend, sie erschien ihm nicht wie ihr altes frohes Selbst. Ihre stolze Haltung aber machte sich auch inmitten der Fürstlichkeiten bemerkbar.

„Werden Sie die Fürstin Welsenheim wieder aufsuchen?“ nahm Graf Cairoli, zu Sipolsky gewandt, die Unterhaltung wieder auf. „Sie wird, wie alljährlich, hier ihre Salons eröffnen, wie mir gestern gesagt wurde. Sie waren ja sonst ein eifriger Habitué, der Fürstin verzogener Lieblinge.“

Sipolsky antwortete nicht gleich; aber Rothkirch fragte lebhaft, ob es leicht sei, bei der Fürstin Eingang zu finden.

Cairoli meinte, nichts sei leichter als das. Ein Besuch bei ihrem Kammerherrn, der sehr liebenswürdig und entgegenkommend sei, eine Karte bei der Fürstin abgegeben, das genüge, um bei ihren Empfangsabenden erscheinen zu dürfen. „Ihr Name würde ohnehin jede weitere Empfehlung überflüssig machen,“ setzte der Italiener verbindlich hinzu. „Werden Sie hier einen längeren Aufenthalt nehmen?“

Rothkirch antwortete, das sei noch nicht gewiß, und stand auf, um das Gespräch abzubrechen, indem er einen kleinen Verkäufer befriedigte, der bittend seinen Muschelkram ihm hinhielt.

„Wer war der Herr, welcher neben der Fürstin ging?“ fragte der Offizier gerade in dem Augenblicke.

„Der Herzog von D.,“ gab der Italiener zurück. „Er ist auch ein alter Bekannter hier; schon mit seiner ersten Gemahlin brachte er längere Zeit hier zu — ein liebenswürdiger Mann, den ich öfter bei der Fürstin Welsenheim getroffen. Ah, wissen Sie, Sipolsky, was mir heute von meinem Vetter erzählt wurde? Er wollte aus bester Quelle wissen, daß der Duca sich mit Ihrer Bekannten, der kleinen Prinzessin . . .“ Ein etwas unsanfter Stoß unter dem Tisch unterbrach in nicht mißzuverstehender Weise die Rede des Grafen.

„Zeitungsgewäsch!“ brummte Sipolsky und wandte sich dann zu Rothkirch, der eben wieder herangetreten war. „Haben Sie genug der italienischen Nacht, Rothkirch? Werden Sie gleich mir jetzt einen gesunden deutschen Schlaf vorziehen? . . . Treffen wir Sie morgen wieder? Den Vormittag werden Sie als Kunstenthusiast natürlich der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten widmen. Sie wissen, bei mir ist der Sinn dafür nicht so stark entwickelt; so viel bemalte Leinwand macht mich ganz elend. Dabei werde ich Sie also ungestört lassen. Aber vielleicht treffen wir uns abends wieder hier? So lange mein junger Seefreund noch in Venedig vor Anker liegt, leiste ich ihm Gesellschaft. . . . Apropos, wenn Sie die Fürstin Welsenheim aufsuchen, Rothkirch, verraten Sie meine Gegenwart hier nicht. Ich möchte meine illustre Person diesmal mit einem Inkognito decken.“

„Ah, damit die Zeitungen eines Tages nicht berichten, daß der Prinz Sipolsky, einer der ersten Magnaten Ungarns, mit einer der Prinzessinnen Welsenheim . . . und so weiter!“ lachte Cairoli. „Es wäre wirklich das beste, was Sie tun könnten, Sipolsky.“

Der Angeredete achtete nicht auf diese Anzüglichkeit; er schien in Nachsinnen versunken.

Als er Rothkirch die Hand schüttelte, fragte er, ob er ihn morgen nicht aufsuchen wolle, wobei er seine Adresse angab.

Rothkirch empfahl sich. Als er gegangen war, schien Sipolsky geneigt, ihm zu folgen. Er unterließ es aber und schritt schweigsam neben seinem italienischen Freunde her, nachdem auch der Marineoffizier sie verlassen hatte.

„Warum stießen Sie mich vorhin an?“ fragte Cairoli; „weshalb sollte ich jene Verlobung nicht vor Ihrem Freunde erwähnen? Ich kann Ihnen versichern, es ist kein falsches

Gerücht. Der Herzog ist mit den Damen schon an den italienischen Seen gewesen, und am Dienstag sind sie zusammen hier eingetroffen. Man sieht die Damen nur in seiner Begleitung. Die Prinzessin scheint etwas jung für ihn, aber . . . enfin, un mariage de convenance — sehr gute Partie für sie. Er soll übrigens ganz bezaubert von ihr sein."

„Der Kuckuck soll die Frauen holen! Aus ihnen klug zu werden, ist nicht möglich!" brummte Sipolsky. „Wer die kleine Hexe in Aussee gesehen, hätte etwas anderes denken sollen! Die Geschichte mit ihrer plötzlichen Abreise kommt mir jetzt verdächtig vor. Und daß der Baron ihr hierher folgte. . . . Ich hätte Sie vielleicht reden lassen sollen, Cairoli; aber vor fremden Menschen einem so etwas ins Gesicht schleudern, tut meist nicht gut: man weiß nie, wie es dem Betreffenden bekommt. Ich dachte eben daran, ob ich ihm nicht ein Wort davon sagen sollte, als er fortging . . . Aber man mischt sich nicht gern in anderer Leute Affären. Er ist verteufelt stolz, dieser Rothkirch!"

„Stolz und schön — nach deutschem Geschmack," bemerkte Cairoli. „Die kleine Principessa wird den Duca nicht mit ihm vergleichen dürfen. Aber eine Herzogskrone!" . . . Cairoli zuckte die Achseln.

„Wenn sie ihr Herz richtig vergeben haben, tut's die Krone auch nicht," murmelte Sipolsky in Erinnerung an eine kürzlich erlebte Szene, wo ein Paar blaue Augen ihn ganz erschreckt angeblickt hatten, als er seine Fürstenkrone angeboten.



11

Du bist fortgezogen —
ich begreife dich nicht.

Rothkirch war so von seinen Gedanken eingenommen, daß er die Bemerkung des Grafen Cairoli bezüglich der Verlobung des Herzogs nicht beachtet hatte. Als er an den Tisch zurücktrat, hörte er wohl die kleine Prinzessin erwähnen; doch bezog er das, ohne weiter darüber nachzudenken, auf eine der jungen Prinzessinnen Welsenheim. Durch das, was er bisher vernommen, war bei ihm der Entschluß gereift, den einfachsten Weg einzuschlagen, um zu Ada zu gelangen, indem er am folgenden Tage dem Hofherrn der Fürstin Welsenheim seinen Besuch machte und ihm seinen Wunsch aussprach, der Fürstin vorgestellt zu werden. Er hoffte, auf diese Weise Zutritt zu den Empfangsabenden der Fürstin zu erlangen und so sich Ada auf die unverfänglichste Weise nähern zu können. Es konnte nur durchaus natürlich erscheinen, daß er die Fürstin Welsenheim aufsuchte, die viele Beziehungen zu den Familien seiner Heimat hatte.

Bei seiner Rückkehr in das Hotel begegnete Rothkirch dem Herzog abermals; er hatte wohl bis jetzt in dem Kreise der Fürstin geweilt. Rothkirch erinnerte sich der

Worte: „Dieser Herzog scheint unzertrennlich von den Welsenheims," und daher empfand er eine Art von Ungeduld, den Herzog immer wieder auf seinem Wege zu finden. Ob die Fürstin bei Adas Abberufung irgend welchen Plan verfolgt hatte? Die Frage dünkte ihm fast ungereimt im Hinblick auf Adas Charakter. Sie war keine Natur, die durch anderer Leute Pläne sich bestimmen ließ.

Herbert beschloß, sein Alpenblumensträußchen am nächsten Morgen auf irgend eine Weise Ada übermitteln zu lassen. Sie mußte ja die stumme Botschaft verstehen und die Anwesenheit des Gebers ahnen. Eine Besichtigungstour sollte die Zeit bis zur Besuchsstunde ausfüllen. War das Glück ihm hold, so mochte vielleicht die fürstliche Gesellschaft in einer oder der anderen der Kirchen oder in einem Palaste ihm begegnen. Die Reisenden verfolgen ja so ziemlich die gleichen Wege und halten fast dieselbe Reihenfolge inne. Diese letzte Hoffnung wurde ihm jedoch bald genommen; bei seinen Erkundigungen hörte er, daß die Fürstin mit ihrer Gesellschaft diesen Tag zu einem Ausflug in die Umgegend bestimmt hatte. Der plauderhafte Kellner, welcher Rothkirch die Mitteilung machte, fügte noch hinzu, daß nur der ältere Hofherr zurückgeblieben sei, weil der sich etwas unpäßlich gefühlt habe. Der Kellner hätte wohl noch einiges hinzugefügt, wenn Rothkirch ihn ausgeforscht hätte; doch forderte Rothkirchs stolze Zurückhaltung nicht gerade zum Reden auf.

Für die ersten Stunden blieb ihm somit nichts übrig, als all dem Schönen und Interessanten sich zuzuwenden, woran Venedig so reich ist. Was er sah, zählte zu den hervorragendsten Meisterwerken der Kunst; es trug den Stempel des Schönen und Gewaltigen, oder der Hauch

der Geschichte war darüber hingezogen und hatte es geweiht mit dem Zauber, der seine Wirkung auf den denkenden Menschen selten verfehlt. Für einige Zeit fühlte auch Rothkirch sich hingerissen; doch fehlte ihm die Ruhe des Geistes, welche erforderlich ist, wenn der Mensch geistigen Genuß in sich aufnehmen will. Zu viele erregende Gedanken kreuzten Herberts Kopf; er fand sich einigemal versucht, der Ansicht Sipolskys sich anzuschließen, daß der Anblick vieler bemalter Leinwand entsetzlich ermüde. All die üppigen Schönen, die der Pinsel eines Tizian, Tintoretto und Veronese auf die Leinwand gezaubert, konnten ein gewisses schmales Gesichtchen mit blitzenden Augen nicht aus seiner Phantasie verdrängen. Diese Augen beschäftigten ihn unablässig; er mußte deren Ausdruck enträtseln; er mußte wissen, ob er denselben falsch gedeutet, oder ob er recht verstanden. Würden sie ihm freundlich leuchten, wenn er Ada jetzt entgegentrat? Würde der mutwillige Blick ihn begrüßen, mit dem sie einst gesagt, sie beide verständen sich nur allzu gut, oder würden sie in weicher Sehnsucht auf ihm ruhen, als hätten sie um ihn geweint? Oder würden sie stolz und fremd . . . Aber den letzten Gedanken verwarf er stets, als liege darin ein Unrecht gegen sie.

Am wohlsten fühlte Rothkirch sich in der Stille der Kirchen, obschon nur einmal der scharfe Ton eines Glöckleins ihn aufmerksam machte auf die Pflicht, welche der heilige Ort ihm auferlegte. Er wurde sich bewußt, daß der Gottesdienst im Gange sei, und er machte sich seine Achtlosigkeit ernst zum Vorwurf.

Konnte denn nichts anderes mehr diese Unruhe in seinem Innern stillen, hatte kein anderer Gedanke mehr Raum, als der, welcher sich zu ihr wendete? War sie in

Wahrheit so die einzige Quelle des Glückes, daß alles, was sie nicht war, ihm reizlos und ohne Bedeutung erschien? Unwillkürlich fielen ihm Adas eigene Worte ein, daß kein Mensch in so ausschließlicher Weise des anderen Glücksquelle sein dürfe, daß diese Quelle eine andere, eine höhere sein müsse.

Eine andere, eine höhere Quelle! Er beugte das Knie, um wenigstens für einen Augenblick seinem Herzen die Richtung zu geben, welche über die irdische Leidenschaft erhebt. Aber die Unruhe um das Irdische war zu stark in ihm.

Die passende Zeit für seinen Besuch war endlich gekommen und er zögerte nicht. Der alte Hofherr der Fürstin empfing ihn sehr zuvorkommend. Er war in der Heimat Rothkirchs bekannt und freute sich sichtlich, den einsamen Tag durch den Besuch eines Landsmannes verkürzt zu sehen. Graf Cairoli hatte nicht zu viel gesagt — Herbert Rothkirchs Name hatte so guten Klang, daß er ihm überall die Türen öffnete.

Rothkirchs Wunsch, bei der Fürstin Welsenheim eingeführt zu werden, nahm er sehr bereitwillig entgegen; er meinte nur, bedeutungsvoll lächelnd, daß er nicht glaube, der Aufenthalt Ihrer Durchlaucht werde diesmal lange dauern: es seien Verhältnisse eingetreten, die eine baldige Rückkehr in die Heimat wohl notwendig machen würden.

„Die Zeitungen plaudern alles voreilig aus," fuhr er fort, seine feine, etwas welke Hand auf eines der gelesensten Tagesblätter legend, welches eben vor ihm lag. „Wir hielten noch alles in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt, wie das die Art unserer Hofkreise ist; indessen läuft aber die Nachricht schon durch alle Zeitungen. Nun, wir werden diesmal wohl kein Dementi

lancieren müssen; höchstens ist die Sache als ein noch unverbürgtes Gerücht hinzustellen. Die Antwort von dem Chef des Hauses ist eben eingetroffen, und die kleine Prinzessin wird dann hoffentlich gegen die Deklaration nichts mehr einzuwenden haben. Sie macht eine gute Partie, die kleine Raesdorf: eine Herzogskrone, und vielleicht wird sie schon nächstes Jahr regierende Herzogin! Mehr als sie erwarten konnte!" fügte er hinzu, mit spitzen Fingern zierlich eine Prise sich zuführend. „Sie kennen die Prinzessin Ada Raesdorf?" fragte er, als über Rothkirchs Lippen ein halb unterdrückter Ausruf ging, der Schrecken oder Staunen bedeuten konnte. „Sie ist eine scharmante Dame, ganz zur Herrscherin gemacht. Ah! der Herzog wird sich in acht nehmen müssen, wenn er die Zügel der Regierung in Händen behalten will," fuhr der alte Herr unermüdlich fort; für das Schweigen, welches er im fürstlichen Kreise sich auferlegen mußte, hielt er anderen gegenüber sich gern schadlos. „Der Herzog ist übrigens ein trefflicher Mann, und . . . enfin, das Herz bleibt immer jung, die blauen Augen haben es ihm wirklich angetan. Die Fürstin ist ganz glücklich, daß ihr Plan so gut gelang. Sie hatte sehr gefürchtet, die Prinzessin werde nur ihrem eigenen Köpfchen folgen. Wenn die Verlobung deklariert ist, wird man natürlich sofort zurückkehren. Ja," unterbrach er, sich besinnend, die Rede, „es fragt sich, ob die Fürstin in diesem Zwischenakt Fremde bei sich empfangen wird. Was mich angeht, so bin ich froh, daß diese Zeit der Unruhe endlich vorüber ist. Jeden Tag hat die Fürstin irgend etwas unternommen. Die Herrschaften sind unermüdlich, entre nous soit dit, wenn sie etwas durchsetzen wollen. Heute habe ich mich endlich einmal dispensiert; der Adjutant des Herzogs ist mit hinausgefahren. Ich war zu

abgespannt, um mir eine größere Tour zumuten zu dürfen. Das Meer, das Meer ist vieler Leute Feind!" bemerkte er lächelnd, eine Gebärde des Grausens dazu machend. „Uebrigens, Baron, Sie sehen auch abgespannt aus," sagte er plötzlich, sein Gegenüber fester ins Auge fassend.

Eine Bewegung Rothkirchs, dessen Kopf schwer in die Hand sank, als habe ein Schwindel ihn erfaßt, hatte ihn aufmerksam gemacht.

„Ich bin überzeugt," fuhr der alte Herr fort, „Sie haben sich heute morgen durch Kunstgenuß übermüdet. Darf ich Ihnen ein Glas Wein geben?"

Rothkirch lehnte alles ab, stand aber auf und bat um Erlaubnis, einen Augenblick an das geöffnete Fenster treten zu dürfen, um frische Luft zu schöpfen. Er gab zu, er habe sich am Morgen zu sehr angestrengt, und erklärte, die Luft scheine ihm in Venedig so erschlaffend.

Uebereifrig riß der Kammerherr alle Fensterflügel auf und ließ Wein und Essenzen herbeibringen. Er nötigte Rothkirch, ein Glas Wein zu nehmen als Gegenmittel gegen das viele Wasser, von dem man in Venedig umgeben sei.

Rothkirch nahm das Glas an, und trank auch ein zweites und drittes, sehr zur Freude seines gastfreien Wirtes. Es war schwerer Cyperwein, der wie Feuer die Kehle hinabrollte und die physische Schwäche überwand, welche Rothkirch für einen Augenblick zu bewältigen gedroht hatte. Aber noch eine andere Kraft wirkte mit, ihn aufrecht zu halten. Sein Stolz bäumte sich auf — die Beleidigung empfand er fast heftiger als selbst den Schmerz der Liebe. Keine Wimper zuckte, keine Muskel bewegte sich in seinem Antlitz; nichts verriet den Schlag, der ihn getroffen. Noch lange saß er dem Kammerherrn gegenüber und unterhielt sich über Nahes wie Fern-

liegendes — über die Schönheit Venedigs und die Interessen der Heimat. Der alte Herr war nicht mehr der allein Redende; Rothkirch sprach lebhaft, lebhafter, als sonst seine Gewohnheit war.

„Werden die Herrschaften früh am Abend zurückkehren?“ fragte Herbert, auf das frühere Thema zurückkommend, als habe er die Absicht, die Fürstin zu besuchen, noch nicht aufgegeben.

„Gegen neun Uhr,“ meinte der Kammerherr. „Die Herrschaften sind musterhaft pünktlich, und auf neun Uhr ist der Tee bestellt. Schade, daß der Herr Baron seinen Besuch noch nicht gemacht hat, sonst würde heute abend noch der beste Moment sein. Morgen aber werde ich Ihnen gleich Nachricht senden. Kennen Sie den Herzog Anton?“

Rothkirch verneinte dies und stand auf, um sich zu verabschieden, so sehr der Vereinsamte ihn bat, noch zu verweilen.

In Aussee war Rothkirch durch die Nachricht von der Abreise Adas fast übermannt worden; er hatte Stunden der Ruhe notwendig gehabt, um das Gleichgewicht wieder zu finden und den Sturm zu dämpfen, der sich in ihm erhoben. Jetzt, wo er erfahren, daß sie für ihn verloren sei, stand er ruhig und kalt da. Der Stich war zu tief gegangen, um nach außen bluten zu können. Durch seine Seele floß ein Strom kalter Verachtung, der für einen Augenblick jedes andere Gefühl erstarren ließ.

Als er aus dem Zimmer des Hofherrn trat, kam ihm Sipolsky entgegen, der schon eine Zeitlang auf ihn gewartet hatte. Sipolskys Blick ruhte einen Augenblick forschend auf ihm; doch waren diese kalten Züge nicht zu enträtseln. Er sagte ihm, er sei gekommen, ihn zu

einer Fahrt abzuholen, die ihn gewiß interessieren werde; der junge Marineoffizier habe ihn eingeladen, das Schiff zu besichtigen, das zu der Weltfahrt bestimmt sei, und ihn gebeten, Rothkirch mitzubringen, da derselbe so viel Interesse für die Expedition gezeigt habe.

Rothkirch schien keinen Augenblick zu schwanken; er nahm die Einladung an, und die Herren bestiegen gemeinschaftlich eine Gondel.

Sipolsky war sichtlich verlegen; er hatte etwas mitzuteilen, wußte aber nicht, wie er beginnen solle. So war seine Unterhaltung stockend und stets abspringend, als wage er das nicht zu berühren, was ihm auf dem Herzen lag. „Der Aufenthalt zu Aussee war recht angenehm . . . Wie haben Sie sich gestern abend unterhalten, Baron? . . . Der Cairoli ist ein ganz guter Kerl; er hat aber, wie all diese Südländer, eine schreckliche Suade; wenn er einmal zu reden anfängt, findet er kein Aufhören . . .“ Lang gezogene Zigarrenwölkchen füllten die Pausen aus und leiteten zu neuen kühnen Uebergängen hin. „Apropos, Cairoli hat gestern noch erzählt, die kleine Raesdorf solle sich mit dem Herzog v. D. verlobt haben. Ich gebe zwar nicht viel auf solche Gerüchte . . .“

Rothkirch unterbrach ihn und bestätigte die Nachricht, indem er erzählte, sie sei schon seit einigen Tagen verlobt; der Kammerherr der Fürstin habe gesagt, man werde noch in diesen Tagen die Verlobung publizieren.

Rothkirch sprach so ruhig, daß Sipolsky erstaunt ihn anstarrte. Hatte er dennoch in Rothkirch sich geirrt? Wozu mochte er denn hergekommen sein, wenn er diese Nachricht gewußt hatte. Gestern noch hatte er so beeifert geschienen, zu der Fürstin zu gelangen . . . Sipolsky murmelte etwas, daß der Herzog der Vater der Prinzeß

sein könne, und drückte sich nicht ganz gelinde über Ada aus, daß sie eine Herzogskrone so viel höher schätze als seinen eigenen Fürstentitel; heiratete sie nach Neigung, so könne er ihr seine Zurücksetzung leichter vergeben. „Eine verteufelt stolze kleine Hexe!“ fuhr er nach einigen Minuten fort, ohne zu Rothkirch hinüberzusehen, der ihm indes auch die Antwort schuldig blieb. Sipolsky hatte sichtlich noch etwas auf dem Herzen, was er gern in Worte gefaßt hätte, doch hatte er Takt genug, für jetzt das Thema nicht weiter zu verfolgen; gleich darauf langten sie auch bei dem Schiffe an.

Der bekannte Marineoffizier und der Kapitän des Schiffes empfingen die Herren; der letztere selbst beeiferte sich, ihnen die Honneurs seines Schiffes zu machen. Er war ein ernster und intelligenter Mann, der schon mehrmals ähnlichen Expeditionen vorgestanden hatte und gut darüber zu sprechen wußte. Er wurde um so eifriger, da er bei Rothkirch Interesse und Verständnis zu finden schien. Wer Rothkirchs verständige, sachliche Frage hörte, wer die Aufmerksamkeit sah, welche er den Antworten schenkte, hätte nicht geahnt, welche Unruhe noch vor kurzem ihn beseelt hatte. Das Fieber der Liebe, die Sehnsucht und Erwartung hatten ihn unfähig gemacht, andere Eindrücke in sich aufzunehmen. Jetzt war das Fieber gelöscht; unheimlich kalt und still war es in seinem Innern. Er suchte nur den Hohn zu betäuben, den er gegen sich selbst fühlte, daß er sich so habe täuschen lassen. Er hatte das Gefühl, eine tödliche Beleidigung empfangen zu haben, gleichsam einen Schlag ins Antlitz — eine Schmach, welche der Mann nur mit Blut abwaschen zu können glaubt. Aber eine Mädchenhand hatte den Schlag geführt, hatte in keckem Uebermut seinen Stolz gebrochen, seine Liebe wie ein Spielzeug, dessen

sie überdrüssig geworden, achtlos zur Seite geschleudert. Von der Liebe bis zum Haß ist dann nur ein Schritt.

Nur einmal zuckte Herbert zusammen, wie getroffen vom heftigsten Schmerz. Die Gesellschaft stand auf dem Deck; man blickte hinaus auf die blaue See, welche still und glänzend im Herbstsonnenschein dalag. „Nicht immer ist die See so freundlich," fuhr der Kapitän in der Erklärung einiger Vorsichtsmaßregeln fort. „So harmlos offen sie uns anzublicken scheint, kann doch niemand ihre Tücken ergründen. Kaum eine Stunde kann man sich vollkommen auf sie verlassen. Heute schmeichelt sie und morgen vernichtet sie . . . Und doch kann man nicht von ihr lassen," schloß er lächelnd; „es geht ihr wie den Frauen: sie besitzt einen Zauber, der uns immer von neuem lockt."

Gleichgültig wurde das hingesprochen, wie es hundertmal bei dem Anblick glitzernder Wogen gesagt worden ist; aber Herbert griff nach seinem Herzen, als habe er dort einen heftigen Schmerz auch körperlich empfunden. Wie oft hatte er jene stahlblauen Augen mit der blauen See verglichen! Er wandte sich ab, als könne er den Anblick nicht mehr ertragen.

Der Kapitän bat die Herren, einen kleinen Imbiß zu nehmen; aber Rothkirch erklärte, er habe keine Zeit mehr.

Sipolsky fragte, ob sie den Abend zusammen verbringen sollten. Rothkirch schützte Geschäfte vor, fügte jedoch bei, vielleicht würde er später die Herren auf dem Markusplatz noch treffen. Beim Abschied fragte er den Kapitän, ob man sich in der elften Stunde der Expedition noch anschließen könne, was dieser bejahte mit dem Bemerken, von den Herren, welche die Reise hätten mitmachen wollen, sei einer erkrankt und müsse zurückbleiben.

Eine halbe Stunde später wanderte Rothkirch auf dem schmalen Pfade vor dem Hotel auf und nieder, so geduldig, so unermüdlich, als gälte es einen Augenblick zu erwarten, der ihm Wonne und Liebe verheiße. Der Mensch hat oft eine unerklärliche Sucht, sich den Dolch noch tiefer in die Wunde zu stoßen. Einen Augenblick hielt Rothkirch inne, als vom hohen Dome und dann, sich anschließend, von allen Kirchen der Stadt das Aveläuten in den verschiedensten Tonlagen erklang. Aber es gelang ihm nicht, wie am heutigen Morgen, seine Gedanken zu erheben — Bitterkeit und Verachtung, Durst nach Rache erfüllten seine Seele zu sehr, als daß ein höherer Gedanke hätte Raum finden können. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß auch an ihren Stolz die Versuchung könne herangetreten sein; er hielt die Verbindung mit dem Herzog für eine seit langer Zeit vorbereitete Sache. In der Idylle von Aussee hatte Ada sich nur ein Zwischenspiel gegönnt; den Versuch, noch einen an ihren Triumphwagen zu spannen. Mehr war er nicht gewesen!

Der nächtliche Himmel war schon vom strahlenden Blau in glühendes Rot, dann in weiches Violett übergegangen, als die Gondeln, welche die Fürstin Welsenheim und ihre Gesellschaft von ihrem Ausfluge zurückbrachten, sich dem Hotel näherten. Der alte Kammerherr trat heraus, die Herrschaften zu empfangen. Herbert Rothkirch war zur Seite getreten, hinter eine der Säulen im Vorplatz des Hotels. Sein Antlitz war bleich, seine Lippen fest geschlossen; jeder Zug zeigte den strengen, kalten Stolz, den er so gut zum Ausdruck zu bringen wußte.

Die Gondeln hielten an. Die erste trug die Fürstin Ada und den Herzog; in der zweiten befanden sich die

beiden jungen Prinzessinnen mit den begleitenden Herren und Damen. Als die Fürstin aus der Gondel stieg, machte der Herzog Miene, ihr zu folgen und ihr den Arm zu bieten. Aber lächelnd winkte sie ihn zurück und rief ihm zu, sein Dienst gebühre einer anderen, sie verzichte darauf. Sie nahm den Arm des Kammerherrn, der bereit stand, sie zu empfangen, und schritt durch das Portal.

Herbert Rothkirch war jetzt dicht herangetreten; Ada mußte unmittelbar an ihm vorüber. Mit Bitterkeit dachte er jenes Augenblicks, wo Ada strahlenden Auges seine Hülfe gesucht, um aus dem Kahne zu steigen. Ada sah nicht strahlend aus, wie damals; aber sie blickte auch nicht unfreundlich auf den Herzog, als dieser sorglich einen Schal um ihre Schultern legte und ihr dann aus der Gondel half. Einen Augenblick stand das Paar noch still, das Landen der anderen abzuwarten. Die jungen Prinzessinnen zeigten sich fast ausgelassen; ihr Lachen klang hell und laut; sie riefen Scherzworte zu Ada und dem Herzog hinüber. Ada mußte lächeln und wandte sich dann, um in das Haus zu gehen.

Aber wie von einem Schuß getroffen zuckte sie zusammen. Neben ihr stand ernst, stumm und schweigend eine hohe Gestalt — ein Blick eisigster Verachtung ruhte auf ihr. Nur einen Augenblick, dann zog Herbert langsam grüßend den Hut und trat zurück, um ihr den Weg frei zu lassen.

Der Herzog, dessen Blick noch nach den Gondeln gewandt war, glaubte einen leisen Schrei zu hören, und blickte erstaunt um. Er sah Ada bleich und zitternd, und fragte besorgt, ob sie ermüdet sei, ob die Fahrt ihr zuviel gewesen. Adas Lippen suchten umsonst ein Wort zu formen. Es gelang ihr nicht, ihre Selbstbeherrschung

wiederzugewinnen; sie sah so erschrocken aus, als habe sie ein Gespenst gesehen. Die jugendliche Gesellschaft umgab sie jedoch mit Lachen und Scherzen. Vergeblich wehrte der Herzog, indem er erklärte, daß Ada übermüdet sei und der Ruhe benötige. Er führte sie die Stufen des Hotels hinan, wobei er bemerkte, daß ein Fremder den gleichen Weg einschlug.

Ada wagte nicht den Kopf zu wenden; sie wußte, sie fühlte, daß er ihr folge.

Die weite Vorhalle, auf welche die Zimmer der Fürstin mündeten, war taghell beleuchtet. Die Türen des Salons standen geöffnet, und Licht strömte hervor. Die jungen Welsenheimerinnen eilten leichtfüßig zu ihrer Mutter hinein.

Das Steigen schien Ada schwer zu fallen. Der Herzog machte dem Fremden höflich Platz, ihn vorüber zu lassen, da Ada nur langsam von Stufe zu Stufe kam. Er schritt vorüber. Adas Kleid streifte ihn. An der Wendung der Treppe blieb er stehen, als erwarte er jemand. Aber Ada schien im selben Augenblick zu straucheln; ihr Fächer entglitt ihr, und sie würde gefallen sein, hätte der Herzog sie nicht umfaßt.

Der Fremde bückte sich, hob den Fächer auf und gab ihn Ada zurück — noch einmal jener Blick kalter unsäglicher Verachtung. Herbert Rothkirch grüßte abermals; vielleicht galt es dem Herzog, der ihm den Dank für seine kleine Mühe aussprach. Dann stieg er ruhig und langsam, als sei nichts geschehen, die Stufen zu dem höhern Stock hinauf.

Die Fürstin, welche an der Tür ihrer Gemächer entgegengekommen war, fand Ada in einem fast bewußtlosen Zustand. Der Herzog sprach die Ueberzeugung

aus, es sei heute der Anstrengung zu viel für Ada gewesen; bei dem Aussteigen aus der Gondel habe sich schon eine Anwandlung von Ohnmacht gezeigt. Die Fürstin beruhigte ihn und meinte, etwas Ruhe und Stärkung werde Ada wieder herstellen.

Aber Ada wollte die Ruhe nicht aufsuchen. Nach wenigen Minuten schon behauptete sie, sich erholt zu haben, und bat, niemand möge sich um sie kümmern. Obschon ein fieberhafter Glanz aus ihren Augen leuchtete und ein nervöses Zittern ihren Körper durchflog, wollte sie sogar ihren Platz am Tische nicht aufgeben, wo Tee, Eis und Eiswasser herumgereicht wurde.

Der Herzog blieb noch im Familienkreise.

„Wer mochte der Fremde sein, der am Treppenabsatz stand und deinen Fächer aufhob, Ada?" fragte Prinzeß Gisella. „Ein schrecklich ernstes Gesicht! Ich meine aber, ich hätte ihn schon einmal gesehen."

„Vorgestern war er im Theater," sagte Helena, die ältere der beiden Welsenheims; „er scheint wohl hier im Hotel zu wohnen."

„War er groß und blond?" fragte der Kammerherr. „Dann ist es ein Baron Rothkirch aus Westfalen. Er ist seit einigen Tagen hier und hat mir heute morgen seinen Besuch gemacht, da er wünscht, Durchlaucht der Fürstin vorgestellt zu werden. Sehr vornehme alte Familie, Hoch-Tory, reicher Majoratsherr, vornehm bis in die Fingerspitzen," berichtete der alte Hofherr, indem er noch beifügte: „durchaus liebenswürdiger, kenntnisreicher Mann, und bedeutend zugänglicher, als man die dortigen Aristokraten meist schildert."

„Schade, daß wir unter den jetzigen Verhältnissen uns nicht länger hier aufhalten werden," meinte die

Fürstin; „sonst würde er eine angenehme Akquisition für unseren Kreis sein. Wir werden aber nun schwerlich noch lange hier weilen, und unsere Tage sind für jetzt sehr in Anspruch genommen. Bitte, klären Sie doch den Baron Rothkirch auf: das Geheimnis wird ja ohnehin kaum zu bewahren sein. Da alle notwendigen Antworten eingetroffen sind, wird das Verhältnis bald genug offiziell werden."

Ada hatte ihre Kräfte überschätzt; sie zog vor, aufzustehen und sich in ein anstoßendes Gemach zu begeben, um ein wenig zu ruhen.

Der Herzog schien zu verstehen, was in Ada vorgehe; er folgte ihr, um sich zu verabschieden. Ada hatte sich in einen Sessel geworfen und das Antlitz mit den Händen bedeckt, als sei es ihr schier unmöglich, das Licht länger zu ertragen. Der Herzog hoffte auf einen Blick von ihr zum Abschied und suchte freundlich die kleine Hand zu entfernen, um dieselbe an seine Lippen zu führen.

Doch Ada entzog sie ihm heftig und wies ihn fast ungeduldig zurück. Aber im selben Augenblick bereute sie das und reichte ihm die Hand. Der Herzog fühlte, daß ihre Hände wie in Fieberglut brannten, und empfahl ihr besorgt, sich zu schonen und sich in keiner Weise aufzuregen.

Eine Erleichterung war es schon, daß sie seine besorgten Blicke nicht mehr auf sich gerichtet sah. Sie blieb eine Weile noch sitzen; das Blut stürmte ihr durch die Adern, die Luft dünkte ihr erstickend, Menschen und Lichter verschwammen zu einem Chaos — jedes Wort, das gesprochen wurde, schlug mit schrillem Klang an ihre Ohren. Dennoch empfand sie Angst vor dem Augenblick, wo sie sich ganz allein befinden würde —

ganz allein mit der Selbstanklage, mit ihrer Schuld, die jetzt riesengroß vor ihr aufstieg. Ach, dieses Antlitz mit dem kalt verachtenden Ausdruck — sie würde es beständig vor sich sehen!

Die kleine Prinzeß Gisella erschien, von der Mutter geschickt, um Ada wiederholt zu ermahnen, sich zur Ruhe zu begeben. Die Kleine sah erschreckt in Adas veränderte Züge und schmiegte sich zärtlich an sie an. Ihr junges Köpfchen forschte nachdenklich, was es sein möchte, das Ada so hatte erschüttern können, da sie doch unmittelbar vorher noch ganz wohl gewesen.

„Ist es, wie Mama sagt, weil du jetzt wirklich Braut bist, Ada?" fragte sie leise. „Ich dachte, es sei so schön, Braut zu sein. Onkel Anton ist so gut; er hätte noch gern gewartet, wenn es dir noch zu rasch dünken sollte. Er hat immer gesagt, man solle dich nicht drängen. Aber Mama freilich ist immer schrecklich eilig . . . Oder, wenn du Onkel Anton nicht magst, so sage doch nein," setzte sie weise hinzu. „Ich habe schon der Mama erklärt, wenn ich erwachsen bin, heirate ich keinen anderen, als den ich leiden mag. Aber ich wollte, es wäre ein König, den ich leiden möchte, und er mich natürlich auch." So plauderte die kleine Hexe weiter, in der guten Absicht, Ada von ihren trüben Gedanken abzulenken.

Aber jedes Wort traf Ada schmerzlicher. Wie oft hatte sie nicht das gleiche erklärt und war stolz gewesen auf ihre Unabhängigkeit! Und jetzt? Niemand hatte sie gedrängt; niemand hatte es von ihr geheischt; nur sie selbst traf die ganze Schwere der Verantwortung.

Gepeinigt von dem Geplauder der Kleinen, sprang sie auf, sich zur Ruhe zu begeben. Gisella leitete sie hinüber; sie brauchte sich von den anderen nicht zu ver-

abschieden. Das gute Kind verließ sie nicht, bis die Zofe erschien, welcher sie die Leidende auf das angelegentlichste empfahl. Ihre neugierigen Blicke entdeckten aber den Strauß Alpenblumen, welcher auf dem Tische stand, und sie machte Ada aufmerksam darauf.

„Den hat gewiß Onkel Anton besorgt, weil er gehört, daß du Alpenblumen so liebst; und er hat auch gesehen, daß du so viele getrocknet im Album hast.“





12

> Die Schuld war mein, war mein!
> Was sitze ich hier und zerpflücke,
> Betäubt, erstarrt, allein,
> Die harmlosen wilden Blumen?
>
> Tennyson.

Ada hatte, nachdem sie ihrer Gesellschafts-Toilette sich entledigt, in ein leichtes Negligégewand sich hüllen lassen. Ihre Zofe hatte die Gelegenheit benutzt, ihr voll Staunen zu erzählen, daß Baron Rothkirch in Venedig eingetroffen sei und sie ersucht habe, jenes Bukett Durchlaucht hinzusetzen als ein Zeichen seiner Anwesenheit; sie habe nicht gewußt, ob es Durchlaucht angenehm sei, daß Prinzessin Gisella das erfahre; daher habe sie eben geschwiegen.

Die Zofe hatte mit einigem Herzklopfen diesen Auftrag des Barons ausgeführt. Sie wußte nicht recht, wie ihre Prinzessin es aufnehmen würde. Aber der Baron war zu Aussee ja täglich in ihrer Gesellschaft gewesen, und hatte oft Alpenblumen überbracht. Ihre Sorge war jedenfalls überflüssig gewesen; die Prinzessin schien kaum auf die Nachricht zu hören. Sie zeigte durchaus keine Ueberraschung über die Anwesenheit des Barons; sie fragte nicht einmal, wann er dagewesen.

Emilie hatte nur den Eindruck, als hätten die Blumen der Prinzessin mehr Schrecken als Freude eingeflößt; sie fürchtete, daß das Erscheinen des Barons dem Herzog nicht angenehm sein werde.

Die Prinzessin war so ermüdet, daß sie kaum einen Gedanken mehr zu fassen vermochte. Nachdem die Zofe sie verlassen, erwachte sie wie aus dumpfer Betäubung. Sie war allein, kein fremdes Auge beobachtete sie, kein forschender Blick ruhte auf ihr; alle Selbstbeherrschung war überflüssig geworden: sie konnte sich den Gedanken überlassen, die so wild auf sie einstürmten. War es kein Traum gewesen? Sie schlug die Hände vor das Antlitz, als müsse sie es verhüllen vor der Schmach, vor der Verachtung, die sie in dem einen Blick gelesen. Was hatte sie getan? Welchem Wahnsinn war sie verfallen, ihre Liebe so fortzuschleudern, ihr Gefühl für Recht und Wahrheit unter die Füße zu treten? Das Gefühl, das sie erstickt zu haben wähnte, die Liebe, die sie hartnäckig verleugnete, die Wahrheit, die sie so eifrig bemäntelt hatte: sie erhoben sich jetzt riesengroß und riesenstark vor ihr. Die Liebe loderte empor wie ein aus der Haft befreiter Funke. Rothkirch war ihr gefolgt — er hatte ihren Verrat nicht begriffen, an ihre Treulosigkeit nicht geglaubt! Er hatte sie aufgesucht, um sie seiner Treue zu versichern, — und wie hatte er sie gefunden?

Die Knie wankten ihr, sie sank zu Boden; ein schweres Aechzen stieg über ihre Lippen, wie kein Schmerz der Welt, nur die Reue ihn auszupressen vermag: die Reue, dieser quälendste aller Schmerzen, weil er unsere Selbstachtung vernichtet, weil er den Stachel gegen uns selbst kehrt.

Hätte Ada nur sonst jemand anklagen können, hätte sie irgend einen Vorwurf auf einen anderen häufen

dürfen! Hätte sie nur den Druck der Verhältnisse verantwortlich machen können! Aber nichts, nichts, keine Entschuldigung; es war nichts zu beschönigen, — nur die eigene Torheit hatte sich wider sie gekehrt. Sie sagte sich, daß nur ein Hauch von Widerstand ihre Liebe belebt haben, ein Wort des Widerspruchs sie zur Besinnung gebracht haben würde. Was hatte sie in dem Maße berückt, daß sie sich selbst untreu geworden war? Alle hohlen Sophismen, die sie um ihre Ueberzeugung gewebt, all das Wortgeklingel, mit dem sie sich betäubt, es dünkte ihr jetzt vollkommen sinnlos: die Einbildung von ihr obliegenden Pflichten, welche sie heraufbeschworen . . . das Opfer, das sie sich eingebildet, bringen zu müssen . . . die Entsagung um der Freundin Lori willen, die sie sich eingeredet!

Selbst in ihrem bittern Schmerz durchzuckte eine wilde Freude ihr Herz — er war nicht Lori gefolgt, er war ihr gefolgt, ihr allein hatte er gehört! Aber aus Stolz, um einer Krone willen, die in der Zukunft vor ihr glitzerte, hatte sie ihr eigenes Ich aufgegeben, hatte in Schwäche und Unwahrheit sich und andere betrogen!

Seitdem sie Aussee verlassen, hatte sie versucht, die Episode mit Herbert als eine Art von Traum anzusehen, der habe vorübergehen müssen, wie schön er auch gewesen. Der Herzog war ihr entgegengetreten als ein ruhiger und ernster Mann; fast väterlich habe er sich benommen und mehr von den Pflichten gesprochen, welche er auf sich lade, als von Neigung. Er hatte kaum ihre Liebe geheischt, aber einfach und gerade das Glück geschildert, das in einem schönen Verhältnis sich gegenseitig zusagender Naturen bestehe. In diesem Sinne hatte er um ihr Jawort gebeten.

Von da ab war alles rasch verlaufen; ihre Zusage

war erfolgt, als könne es gar nicht anders sein. Wohl hatte hier und da die Liebe leise angepocht; die Frage war aufgetaucht, wie Herbert ihr Handeln auffassen werde. Doch hatte sie stets die Antwort sich gegeben, es sei nun einmal ihr Geschick, dem sie sich nicht entziehen könne. Alles, was die Fürstin Welsenheim darüber redete, ihre Schilderungen von der Größe und dem Glanze, den sie ihrem alten Hause zuführe, hatte sie in dieser Auffassung bestärkt. Sie hatte sich gesagt, Rothkirch selbst in seinem ausgesprochenen Standesgefühl, in seinem stolzen Sinn würde ihr nicht anders geraten haben. Dennoch hatte sie eine geheime Angst empfunden, ihre Verlobung offenkundig werden zu lassen. Selbst ihre Tante Raesdorf und Lori hatte sie keine Andeutung davon gegeben, bis die vollendete Tatsache vorlag.

Die Fürstin Welsenheim hatte jedoch das Geheimnis nur oberflächlich bewahrt; sie sah keinen Grund zur Verheimlichung. Der Herzog hatte lange genug auf seinen Entschluß warten lassen; der Heirat stand von keiner Seite irgend etwas entgegen, und das Land harrte sehnsüchtig auf eine junge Herzogin, wie die Fürstin scherzend zu Ada sagte.

Gleich einem Schattenspiel huschten all diese Erlebnisse an Ada vorüber, wie sie dalag, hingesunken auf dem Boden, erdrückt von ihrer Schmach. Ja, Schmach nannte sie es immer wieder; denn sie bemäntelte jetzt nichts mehr, — sie war untreu und falsch gewesen. Früher hatte sie die Lüge stets als Feigheit gehaßt, hatte den Kopf so hoch getragen im Bewußtsein ihrer geistigen Kraft — jetzt mußte sie die Stirn um so tiefer senken. Und er, der diese geistige Kraft so hoch gestellt, mußte nun denken, sie habe nur ein unwahres, unwürdiges Spiel mit ihm getrieben. All die Worte,

all die Blicke, welche andere kaum bemerkt hatten, standen ihr wieder vor Augen und fielen schwer in die Wagschale. Er hatte als Freund sich ihr genaht und wäre für immer vielleicht ihr Freund geblieben. War es nicht ihr Blick gewesen, der ihn zurückgerufen, als sie geglaubt, er wolle sich abwenden? Sie entsann sich jenes Abends, wo sie die Geschichte des Fährmannes erzählte, und des Wortes von der Liebe, die kein Opfer kenne. Hatte sie nicht gewußt, daß sie den Funken in ihm zur Flamme entzünden werde? War das alles Lug und Trug, eitel Spiel gewesen? Nein, ihr Herz schrie auf in wildem Weh — es war Wahrheit! Sie hatte ihn geliebt, wie nie ihr Herz wieder lieben konnte. Seine Liebe hatte sie emporgezogen, daß sie das Höchste und Edelste in ihm sah und auch für sich erstrebte. Doch er mußte es glauben, es sei Unwahrheit, es sei Falschheit gewesen, und für immer würde ihr Bild entstellt und verwüstet vor ihm stehen. Die Worte des zornigen Sepperl fielen ihr ein: daß der Mann nimmer vergebe. Sie hatte schlimmer gehandelt wie jenes Mädchen; sie kannte Herberts Stolz, den sie selbst hoch gepriesen, und der sich nun strafend wider sie kehrte. Eine furchtbare Rache war es schon, daß er so verachtend auf sie niedergesehen, so kalt sich abgewandt. Niemals würde dies Auge ihr nun wieder lächeln; nie würde sie dies Antlitz wieder sehen, dies Antlitz, das ihr eins und alles gewesen. Nie!

Wild sprang sie empor. Nein, so konnte es nicht bleiben; es mußte etwas geschehen — sie mußte ihm die Schwäche gestehen, die sie einen Augenblick irre geführt. Er war ja hier im Hause, nur wenig Raum trennte sie — er ahnte nicht die Qual, die sie um ihn duldete. Sie mußte zu ihm, sie mußte ihm zu Füßen

sinken. Da fielen ihr die weiteren Worte des Sepperl ein: „Wenn sie auf Händen und Füßen zu mir kröche, würde ich sie doch fortstoßen.“ . . . Wenn er sie auch fortstieß — er sollte doch ihre Reue sehen.

Ihre Gedanken verwirrten sich: sie riß einen Mantel vom Haken und nahm ihn um: vor seiner Tür wollte sie weilen, bis er heraustrete, daß er sie hören müsse . . . nur einen Augenblick, einen einzigen kleinen Augenblick!

Aber ihr Schutzengel war es wohl, der den schweren Pelzmantel, den sie achtlos ergriffen, von der Schulter gleiten ließ, der den Schritt ihr hemmte, ehe sie die Tür erreichte. Sie war in der grenzenlosen Aufregung, wo der Mensch nicht mehr weiß, was er tut, wo die Gedanken gleich Flammenzungen emporlohen, ungeregelt dahin und dorthin schießen — aber glücklicherweise auch gleich dem Rauch wieder in nichts vergehen. Ada wurde sich bewußt, daß die weiteste Entfernung auf dem Erdenrund leichter würde zu überwinden sein, als die paar Schritte die paar Stufen, welche von Herbert sie trennten.

Der Gedanke an seine Nähe erfaßte sie um so mächtiger. War es eine Sinnestäuschung infolge der Aufregung ihrer Nerven, oder war es wirklich so: sie meinte seinen Schritt in dem Stockwerk über sich zu vernehmen, ihn dort ruhelos auf- und niederschreiten zu hören. Eine quälende Angst, daß der Schritt verstummen könne, bemächtigte sich ihrer. Solange sie den Schritt hörte, war der Geliebte doch noch in ihrer Nähe; wenn er nicht mehr hörbar war, hatte Herbert sich entfernt für immer. Stundenlang blieb Ada liegen, dem Geräusch zu horchen. Was würde er tun, wenn er fortging? Der Fährmann hatte damals gesagt, auf das Weib falle die Verantwortung für das, was aus dem Manne werde, nachdem sie ihn um sein Lebensglück betrogen. Ada schauderte.

In Aussee hatte sie sich stolz gesagt, die Geschichte gehe sie nichts an, diese Geschichte von gebrochener Treue, weil sie noch kein bindendes Wort mit Herbert getauscht; jetzt erkannte sie, wie hohl diese Entschuldigung war. Wenn er ging, mußte er diese Treppe herabkommen, an ihrer Tür vorüberschreiten; gerade unter ihrem Fenster würde die Gondel anlegen, welche ihn fortführte. Sie wußte gewiß, daß es ihn nicht länger dulden würde als höchstens bis zum Morgengrauen. Aus dem Fenster wollte sie ihn noch einmal sehen, noch einen Blick auf ihn werfen.

Ada erhob sich aus ihrer knienden Stellung und wankte zum Fenster. Stumpf gegen jeden anderen Gedanken, öffnete sie es weit. Die herbstliche Nachtluft zog feucht und kühl herein; aber sie merkte es kaum, es tat ihr sogar wohl. Sie blieb am Fenster stehen, obgleich es allmählich wie Eisschauer sie durchlief, obgleich ihr dünkte, ein brennender, stechender Schmerz erschwere ihr das Atmen.

Minute auf Minute, Stunde auf Stunde verstrich. Die Uhren riefen die ersten Morgenstunden aus; das Grauen des Tages zeigte sich — Ada stand noch immer da. Einmal nur war sie zurückgewankt und hatte jenen Strauß an sich genommen, als könne er seine Gabe in ihrer Hand sehen, als sei es ihr ein Trost, diese wenigstens in Händen zu halten. Im Hause war noch alles still. Jetzt hörte sie das Plätschern einer Gondel, welche sich nahte. Gleich darauf vernahm Ada wieder den Schritt, auf den sie lange gehorcht. Sie hörte ihn die Treppe herabkommen, — ja, sie erkannte diesen Schritt, so lautlos er war, gedämpft durch die Teppiche, mit denen die Treppe belegt war. Ihr Blick richtete sich brennend auf den Platz vor dem Hause, wo

die Gondel anlegte. Einige Diener des Hauses erschienen und schafften seine Koffer herab.

Gleich darauf trat Herbert heraus. Einen Augenblick wandte er sich, um irgend welchen Auftrag zu erteilen. Ada sah sein Antlitz — ernst, stolz, kalt, wie sie es gestern gesehen. Er warf keinen Blick zurück, er wandte keinen Blick zu der Fensterreihe, wo sie weilte, wie er wußte. Was sie stundenlang erharrt, das erledigte sich in wenigen Augenblicken: er stieg ein, und das kleine, sargähnliche Fahrzeug trug ihn fort.

Wohin? Ada wußte nur eines: für immer fort aus ihrer Nähe. Das war der einzige Gedanke, dessen sie fähig blieb. Ihre Kräfte verließen sie, und ächzend blieb sie auf dem Boden liegen, wo sie gerade hingesunken war. Ihre Hände zerpflückten den Strauß, daß die Blüten weit umherflogen, als sei er ein Bild ihres vernichteten Glückes.

Wieder verging eine geraume Weile; das Grau des Morgens war in rosiges Licht übergegangen, und die Sonne mit ihrem goldigen Strahl drang licht und warm herein. Das grelle Licht erinnerte Ada, daß ein neuer Tag begonnen, daß vielleicht ihre Zofe bald kommen würde, nach ihr zu sehen. Ihr Bett war ganz unberührt geblieben, und ein dumpfer Instinkt sagte ihr, es werde Aufsehen erregen, wenn man sie so fände. Diese Furcht weckte sie aus ihrer Betäubung; sie suchte ihr Lager auf und barg sich fröstelnd unter den Decken. Erst jetzt fühlte sie, daß ihr Körper wie gelähmt und erstarrt war, daß die Schmerzen in Kehle und Brust heftiger wurden. Aber der körperliche Schmerz war ihr fast willkommen im Gegensatz zu dem Seelenschmerz, den sie erlitten.

Als nach kurzer Frist die Zofe wirklich eintrat, erschrak diese über den Zustand, in welchem sie die Prinzessin fand. Ada selbst vermochte keine Aufklärung zu geben; denn vergebens rang sie nach Atem. Eine heftige Halsentzündung schnürte ihr die Kehle zu, und jeder Zug ihres Antlitzes verriet schwere Erkrankung.

Die Zofe bemerkte zu ihrem Schrecken, daß die Prinzessin in ihrem Negligé-Kostüm sich niedergelegt hatte, und entdeckte voll Staunen auch das weit geöffnete Fenster. Sie war sich bewußt, es am Abend vorher geschlossen zu haben. Was konnte die Prinzessin zu der Unvorsichtigkeit verleitet haben, in solcher Jahreszeit bei geöffnetem Fenster zur Ruhe zu gehen? Die Fieberwallungen mußten sich da schon geltend gemacht haben. In der Aufregung des Augenblicks übersah die Zofe den Strauß, der zerrissen am Boden lag und der ihr vielleicht eine Art von Aufklärung gegeben hätte. Für die nächsten Tage war die Gefahr, in welcher die Kranke schwebte, groß genug, um alle anderen Gedanken in den Hintergrund zu drängen.





13

Was der Mensch tut,
Tut er sich selbst.
Altes Volkssprichwort.

Einen wilden, stolzen Falken
Hatt' ich mir zur Lust gezogen,
Mit dem Todespfeil im Herzen
Ist er fort, weit fortgeflogen.
Weber, Dreizehnlinden.

Die Fürstin Welsenheim war in verzeihlicher Aufregung: eine Halsentzündung bedenklicher Art, vermutlich jene schreckliche Krankheit, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Schrecken unserer Generation geworden, hatte Ada ergriffen. Der Arzt versicherte zwar, es sei ein von der befürchteten Krankheit durchaus verschiedenes Leiden und nicht ansteckend; aber wie die Fürstin meinte, sagte er das nur, um sie zu beruhigen. Sie behauptete, für sich die Gefahr nicht zu scheuen; aber es war Mutterpflicht, ihre beiden Töchter zu schützen. Sie verließ sogleich das Hotel und schnitt jeden Verkehr mit demselben ab, zum Entsetzen der jungen Prinzessinnen, welche im Opfermut der Jugend die eigene Gefahr nicht achten wollten, um die Freundin zu pflegen. Für die Pflege Adas trug die Fürstin indessen auf die zweckmäßigste Weise Sorge. Barmherzige Schwestern eines Hospitals,

unter denen auch Deutsche und Französinnen waren, wie der zahlreiche Fremdenverkehr dies nötig machte, übernahmen die Pflege.

Die Fürstin ahnte nicht, welche Wohltat sie Ada damit erwies, welche Beruhigung ihr dadurch wurde. Selbst in dem halb bewußtlosen Zustande, in welchen die sich steigernde Krankheit Ada versetzte, peinigte sie der Gedanke, daß man danach forschen werde, was die Ursache ihrer Erregung gewesen sei; sie fürchtete, daß ein Wort, im Fieberwahn gesprochen, sie verraten könne. Sobald sie die Tracht der Klosterschwestern erkannte, deren Augen mitleidig, aber nichts weniger als forschend auf sie gerichtet waren, fühlte sie sich beruhigt. Sie wußte, daß sie bei ihnen keine Neugier zu fürchten brauche und der strengsten Verschwiegenheit sicher war. Für die ersten Tage war es ihr nicht möglich, den Schwestern irgend eine Mitteilung zu machen. Die Entzündung schloß ihr die Kehle so, daß kaum ein Atemzug durchdrang. Das Fieber ließ sie das Erlebte nur in unklaren, wirren Bildern noch erkennen; sie entsann sich nur, daß „er“ dagewesen und geschieden sei. Wohin, o, wohin war er gegangen? Sie hatte das unklare Bewußtsein, ihn auf den Tod beleidigt zu haben.

Sie las tiefe Besorgnis in den Zügen derjenigen, welche sie umgaben. Fremde Männer erschienen ab und zu; man quälte sie, indem man ihr allerhand Mixturen einflößte. Dann sah sie ein ernstes, mildes Antlitz über sich gebeugt; sie hörte flüsternde Worte von Reue und Vergebung, mit dem Hinweis auf ein anderes, besseres Leben. Sie begriff nicht recht, was der Mann wollte. Reue? O ja, sie wußte jetzt, was Reue war; sie hatte viel zu bereuen. Sie hatte ihn ja unglücklich gemacht und auch sich selbst. Aber warum fragte dieser Fremde

danach? Hatte man ihr Geheimnis erraten? Wollte denn niemand ihr sagen, wohin er gegangen? Sie rang, einen Laut zu bilden, ein Wort hervorzubringen — aber sie war zu kraftlos. Kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn. Der Mann in dem weißen Gewande legte ihr den Finger auf die Lippen und ermahnte sie zur Ruhe. Er sprach heilige Worte von Glauben, Hoffen und Lieben, von Trost und Verzeihung; er reichte ihr das Kreuz zum Kuß, er tauchte die Finger in geweihtes Oel und bezeichnete die Stirn mit dem heiligen Zeichen.

O, nun wußte sie, was das zu bedeuten hatte! Scheiden sollte sie von dieser Erde, sterben, wie all die Ihrigen früh gestorben waren. Aber das schreckte sie nicht; solange sie die betende Stimme hörte, konnte sie gleichfalls ihre Gedanken zu Gott erheben. In einem Moment durchzuckte sie auch der Gedanke, daß der eine ihr doch vergeben werde, wenn er hörte, daß sie gestorben sei. Weiter vermochten aber ihre Gedanken nicht zu reichen. Sie wollte gern beten, sie wollte das Kreuz halten — aber alles ging ihr unter im Fieberwahn; wie durch einen Nebel sah sie stets Herberts kaltes, verachtendes Gesicht wieder auftauchen.

Die jähe Steigerung der Krankheit, welche für ihr Leben fürchten ließ, schwand indes in kurzer Zeit. Nachdem die Krisis überstanden war, hofften die Aerzte, die Genesung würde so rasch eintreten, wie die Krankheit gekommen. Aber nachdem Ada für eine kurze Frist freier geatmet, zeigten heftige Schmerzen in Rücken und Seite, daß die Krankheit nicht gewichen war, sondern mit jäher Wendung ein anderes Organ ergriffen hatte. Wieder sahen die Schwestern bedenklich auf das zarte Wesen, das dem ersten Sturm schon beinahe erlegen war; wieder schüttelte der Arzt den Kopf; denn eine Entzündung der

Lungenflügel war an die Stelle der Halsentzündung getreten. Die Krankheit trat dort mit nicht minderer Heftigkeit auf.

Die Fürstin Welsenheim erschrak, als sie dies vernahm; denn sie wußte, was diese Krankheit für Adas Konstitution bedeute. Sie fand eine Art von Rechtfertigung darin, daß sie die Erkrankung ihrer Schutzbefohlenen auf Erkältung zurückführen konnte, welche infolge des die Nacht hindurch offen gebliebenen Fensters entstanden war. Diese eine Tatsache schnitt alle sonstigen Mutmaßungen ab. Vergebens warf die kleine Prinzessin Gisella ein, Ada sei schon vorher übermüdet und eigentümlich erregt gewesen; ihre Mutter wollte das nicht gelten lassen.

Der Herzog war bei der Nachricht von der Erkrankung seiner Braut gleich tief erschrocken herbeigeeilt. Er grollte der Fürstin, daß sie die Pflege der Kranken fremden Händen überlassen. Konnte er selbst auch nicht in Adas Nähe zugelassen werden, so unterließ er es doch nicht, den dringlichen Warnungen der Fürstin zum Trotz, sich alltäglich mehreremal selbst in das Hotel zu begeben und Erkundigungen einzuziehen. Er bangte in aufrichtiger Sorge für ihr Leben; sie hatte seine ganze Liebe gewonnen, sein Herz war wärmer beteiligt, als man es dem ruhigen Manne zugetraut hätte.

Waren auch tüchtige medizinische Kräfte zur Stelle, so beruhigte der Herzog sich nicht dabei; Telegramme flogen nach allen Richtungen, Autoritäten herbeizurufen, deren Kunst vielleicht Hülfe bringen konnte. Männer mit berühmten Namen umstanden Adas Lager und gaben ihr Urteil ab; was die Heilkunde vermochte, wurde angewandt. Die Heftigkeit der Krankheit ließ endlich nach; doch nahm sie einen langwierigen Charakter an. Keiner

der Aerzte sprach mehr von augenblicklicher Gefahr, und doch wagte auch keiner, zuversichtlich die Genesung vorherzusagen. Die Fieber steigerten sich und sanken abwechselnd, als spielten sie mit dem Leben.

Adas Geist war allmählich ruhiger geworden; sie wußte nunmehr, daß es kein Traum sei, was sie erlebt hatte. Das Bewußtsein der Schuld, Unruhe und Reue nagten an ihrem Herzen. Die körperlichen Schmerzen schienen ihr fast Linderung zu bringen; es gab Augenblicke, wo sie sich freute, auf das Krankenlager niedergeworfen zu sein. Wie hätte sie mit dieser Qual im Innern den gewohnten Gang des Lebens gehen können? Und nun alle die Fragen, welche sich ihr aufdrängten: War noch etwas zu ändern, mußte sie reden oder schweigen? Die frommen Schwestern wunderten sich oft über die Eigentümlichkeit ihrer Fieberphantasien, welche mit ihrer Lebensstellung so wenig im Einklang standen. Eine große Rolle darin spielte stets ein Fährmann, dem sie zuredete, daß sein Mädchen ihm nicht untreu, daß er vielmehr hart und stolz sei, wenn er ihr nicht verzeihen wolle. Zu anderer Zeit sah sie sich selbst als Zigeunerin und lispelte hastige, unverständliche Worte; oft nannte sie einen Namen, den sie aber immer ganz leise und wie verstohlen aussprach, als fürchte sie, daß man ihn verstehe. Sonst war sie eine stille und liebenswürdige Kranke. Sie sprach wenig und schien alle Besuche zu fürchten; selbst ihre Kammerzofe litt sie ungern im Zimmer.

Am meisten scheute sie sichtlich die Besuche der Fürstin, die oft vorsprach, seit es feststand, daß keine Gefahr der Ansteckung mehr vorhanden war. Auch zeigte sich die Kranke nach diesen Besuchen stets unruhiger. Gewisse äußere Umstände trugen viel dazu bei, Ada aufzuregen. Die Fürstin war groß und stark, und infolge der Mode

der damaligen Zeit ihr Umfang so gesteigert, daß alles an ihr wogte und rauschte, wenn sie eintrat, so daß das Krankenzimmer geradezu beengt wurde. Dabei sprach die Fürstin, freilich in der wohlwollenden Absicht, die Kranke zu erheitern, beständig von ihrer baldigen Genesung, von der Sorge des Bräutigams und dessen Ungeduld, sein Bräutchen wieder wohl zu sehen, da die Vermählung doch nicht allzu lange hinausgeschoben werden dürfe.

Adas Nerven waren aber diesen wohlgemeinten Zumutungen noch nicht gewachsen. Sie antwortete selten auf der Fürstin Reden; im Gegenteil, es dünkte den Schwestern, als ob sie mit einer Art von Schauder das Antlitz in die Kissen berge. Nach dem Herzog fragte Ada wenig, obschon er alles aufbot, sich auf die liebenswürdigste Weise in ihre Erinnerung zu bringen. Was er auch nur zu ersinnen vermochte, tat er; was ihr zur Erquickung dienen konnte, wußte er herbeizuschaffen; durch die köstlichsten Gaben von Früchten und Blumen suchte er sie zu erfreuen. Aber Ada ließ diese Spenden fast unbeachtet, und die Blumen schienen sie sogar mehr zu verdrießen als zu erfreuen. Die Schwestern wußten nichts Besseres zu tun, als dieselben möglichst bald aus dem Krankenzimmer zu entfernen.

Schwester Fabia, eine lebhafte kleine Französin, hatte großes Mitleid mit dem armen Herzog, und sie fügte, zumeist aus eigener Machtvollkommenheit, Adas lakonischem Dank noch einige freundliche Worte bei, um den Eindruck der Kälte zu verwischen. Die köstlichen Veilchen und Kamelien, welche die Kranke nur eben bewundern durfte, hatte sie in ihr Kapellchen gebracht und auf den Altar der Madonna gesetzt, so erzählte sie dem Herzog, auf daß Unsere Liebe Frau beim Herrn bitten helfe für die Genesung der Prinzipessa.

Möglicherweise hätte der Herzog lieber gehört, daß Ada sich nicht von den Blumen habe trennen wollen; aber er war ein vernünftiger Mann, der sich sagte, daß er so romantische Ansprüche nicht mehr erheben könne. Er wurde nicht müde in seinen zarten Aufmerksamkeiten; wer aber der Sache müde wurde, war die Fürstin Welsenheim. Als die Krankheit in ziemlich gleichem Stadium über die fünfte Woche sich ausdehnte und noch keine Anzeichen baldiger Besserung sich zeigten, fand sie es unmöglich, ihren Aufenthalt in Venedig noch weiter zu verlängern. Sie war auf kurze Frist gekommen, ihre Einrichtungen nur darauf berechnet; auch fand sie hundert Gründe, welche ihre Rückkehr in die Heimat notwendig machten. Sie konnte nur wenig für die Kranke tun; zudem war dieselbe in den besten Händen. Falls Ada sich einsam fühlte, wäre es besser, meinte die Fürstin, daß andere, Ada näher Stehende, den Platz hier einnähmen. Sie dachte dabei an Tante Raesdorf, an Miß Godwin und besonders an die junge Komtesse Hochberg, von der Ada so oft gesprochen, und die gewiß gern bereit sein würde, zu ihrer Freundin zu eilen.

Ada versuchte auch durchaus nicht, die Fürstin zurückzuhalten, als sie deren Absicht erfuhr. Sie war noch zu schwach, um auf irgend etwas Wert zu legen; nur die eine Empfindung machte sich geltend, daß sie nach der Abreise der Fürstin wenigstens nicht mehr von den Zukunftsplänen hören werde, welche die Fürstin so weitläufig auszuspinnen pflegte. Auf den Vorschlag, Lori kommen zu lassen, achtete Ada kaum. Schon seit einigen Tagen beschäftigte sie ein anderer Gedanke, der ihre ganze Denkkraft in Anspruch nahm.

Sobald ihr Geist klarer und geordneter zu denken vermochte, war ihr das Ereignis, das sie niedergeworfen,

auch wieder klar vor die Augen getreten: ihr Unrecht, ihre Schuld, die Verantwortung, welche sie auf sich geladen, die schwere Beleidigung, die sie Rothkirch angetan — die Wirkung vor allem, welche diese Treulosigkeit auf ihn ausüben würde: sein zerstörtes Lebensglück. Hatte sie in den Augenblicken fast nur den eigenen Schmerz gefühlt, so erfaßte sie jetzt hauptsächlich die Vorstellung, wie schuldig sie ihm gegenüber gewesen, wie er leiden werde.

Und konnte nichts, konnte denn wirklich nichts geschehen, den Eindruck zu mildern, das Unrecht wieder gut zu machen? Würde es nicht möglich sein, ihm ihre Schwäche zu bekennen, seine Verzeihung zu erringen? Konnte der Wunde nicht der Stachel genommen werden? Eine Menge von Vorstellungen und Möglichkeiten durchkreuzten ihren Kopf; bald schien ihr alles so leicht, bald so unüberwindlich schwer. O, einen Rat, einen Zuspruch in dem Labyrinth von Gedanken, das zu bewältigen sie kaum noch die Kraft hatte.

Ada war fürwahr keine Natur, die leicht ihr Vertrauen schenkte. Niemand war in ihrer Umgebung, dem sie auch nur eine Ahnung von ihrem Zustande hätte geben mögen.

Der Priester fiel ihr ein, der ihr die letzten Tröstungen gereicht, als man ihr Ende so nahe geglaubt. Ihr Ende! Und sie war so wenig darauf vorbereitet gewesen. Doch wich selbst dieser Gedanke zurück vor der augenblicklichen Unruhe, die sie erfaßt hatte: sie wähnte, daß nur rasches Handeln noch helfen könne.

Der alte Priester mit den leisen, tröstenden Worten, dem milden Antlitz hatte ihr einen sympathischen Eindruck hinterlassen. Er würde nicht so mild gewesen sein, meinte sie, wenn er gewußt hätte, was sie bedrücke; und doch war er der einzige, dem sie sich zu eröffnen vermochte. Sie

bat um seinen Besuch, aber zunächst nicht, wie die frommen Schwestern meinten, zum heiligen Priesteramt. Ada fühlte, daß noch zuviel an irdischen Wünschen und Verwicklungen sich in das hineinmischte, was sie jetzt beunruhigte, um es gleich in jene Geständnisse zu fassen, die allein unsere Seele angehen. Sie bat den Priester zuvörderst nur um eine Unterredung. Dennoch war wohl niemals ein Bekenntnis ihr reuiger und erregter über die Lippen geflossen, als die Erzählung von dem, was sich mit ihr in diesen letzten Monaten zugetragen. Was dem Herzen menschlich wehe tut, bereut ja der Mensch meist viel lebhafter als die Verschuldungen, die nur gegen Gott sich wenden. Die Fehler, welche eng mit unserem irdischen Glück verknüpft sind, deren Folgen sich so herb uns fühlbar machen, halten wir zumeist für schwerer als diejenigen, welche für den irdischen Blick kaum eine Konsequenz zu haben scheinen.

Ada hatte eine strengere Verurteilung erwartet; sie war fast betroffen von der Gelassenheit, die der Greis ihrer leidenschaftlichen Anklage entgegensetzte. In seinem langen Leben hatte er wohl zu oft die Geschichte menschlicher Schwäche und irdischen Stolzes gehört, um darüber zu staunen bei einem noch jungen Kinde.

Die härteste Demütigung war es für Ada, dies Mitleid mit ihrer Schwäche durchzufühlen. Sie, die einst ihr eigenes Selbst so hoch geschätzt, über jede Schwäche sich erhaben geglaubt, die sich kraftvoller, selbständiger gefühlt als ihre Mitschwestern, sah sich jetzt zu den schwächsten und wankelmütigsten ihres Geschlechts gezählt!

Sie habe sich selbst von ihrer Liebe getrennt um eines irdischen Vorteils willen, habe sich des Stolzes halber ein Opfer auferlegt, das weder Gott noch Menschen von ihr gefordert, so lautete des Priesters ruhiges

Urteil. Sie werde die Strafe geduldig hinnehmen müssen, es würde da nicht möglich sein, in irgend einer Weise einzugreifen, meinte er nach kurzer Erwägung fest und bestimmt. Es liege keine Entschuldigung vor, den Gekränkten zu besänftigen, und selbst wenn es möglich wäre, würde es nicht gut sein: „Sie haben einmal bewiesen, daß Ihr Stolz mächtiger als Ihre Liebe ist; derselbe Streit würde stets von neuem erwachen. Sie haben unrecht, sehr unrecht gehandelt," fuhr er ernster fort; „aber dieses Spiel der Eitelkeit liegt ja Ihrem Geschlecht vielleicht allzu nahe! Opfern Sie als Sühne dafür Ihrem Gott den Schmerz der Trennung von ihrer Liebe auf; beten Sie, daß seine Gnade jenem anderen Herzen vergüte, was es durch Ihre Schuld gelitten. All Ihr Denken und Wollen muß jetzt aber auf die neuen Verpflichtungen sich richten, die Sie aus eigener Wahl übernommen, damit nicht ein zweiter Wankelmut Sie einst verklagt. In der Zuneigung eines treuen und redlichen Mannes, in dem großen Wirkungskreise, der Ihnen bevorsteht," setzte er tröstend und beruhigend hinzu, „wird Ihr künftiges Glück und Ihr künftiger Friede liegen. Ein demütiger Sinn, ein gottergebenes Herz lehrt am besten, nach einem begangenen Fehler sich wieder aufzurichten und zurechtzufinden."

Ada lauschte schwer seufzend den ernsten, einfachen Worten. Hatte sie anderes erwartet, auf einen anderen Rat gehofft? „Aber er, dessen Lebensglück vernichtet, wie wird er es tragen?" glitt es zagend über ihre Lippen.

Der Priester schien nicht so ängstlich; er hatte schon zu manchen Wechsel des menschlichen Herzens gesehen, um dies so tragisch zu nehmen, wie ein zwanzigjähriges Herz es auffaßt. Wenn der Betreffende gut und religiös

sei, wie sie ihn geschildert habe, meinte der Priester, werde er die Kränkung schon verschmerzen. Es sei das zumeist nicht so schlimm, als man es sich ausmale. Die irdische Liebe sei gar vergänglich; mit heißer Glut durchströme sie die Herzen, wie das Feuer das Eisen; aber wenn die Glut verraucht, sei das Eisen unversehrt und das Herz zumeist auch. Wie ein Sturm über das Meer, so brause die Liebe durch die Seele, sie in ihren tiefsten Tiefen aufwühlend; aber wenn der Sturm vorüber, sei es, als habe er nie gebraust.

Verlöscht wie die Glut des Eisens, verweht wie der Sturm auf dem Meere! Eigentümlich klangen die Worte an Adas Ohr. Sollten sie ihr ein Trost sein? Hätten sie nicht sogar ein Trost sein müssen?

Der gute alte Pater ahnte nicht, daß die härteste Buße, die er ihrem Herzen hätte auferlegen können, in diesen Worten lag.

„Stellen Sie alles in Gottes Hand; befreien Sie Ihr Herz von der irdischen Unruhe und richten Sie es mehr und mehr auf jene Liebe, die unveränderlich und unvergänglich ist. Mit der irdischen Liebe haben Sie leichtsinnig gespielt; nehmen Sie es mit der himmlischen um so ernster.“

Die Worte blieben nicht wirkungslos. Ada hatte ja eine ernste Mahnung bekommen, war ebenso nahe der Grenze gewesen, vor der alles irdische Glück und alle irdische Unruhe zurückweicht! Und es dünkte ihr, als habe sie auch darin den Priester verstanden, als sein Blick so mitleidig auf ihr haftete —: das Gefühl der Ohnmacht und Schwäche, das sie so oft jetzt anwandelte, ihre durchsichtigen Hände, alles schien sie zu erinnern, daß ihre Zeit für Erdenglück und Leid vielleicht kurz gemessen sei.

So wollte sie tun, was er gesagt, wollte als Sühne hinnehmen, was sie selbst sich auferlegt, und ihr Herz dem zuwenden, den sie einst selbst als die einzige Quelle des Glückes bezeichnet. Die Schwestern rühmten gerührt, wie fromm die Kranke ihren Sinn nach oben richte, wie sie oft in den heiligen Sakramenten ihren Trost suche.

Aber das Irdische behält stets große Macht über das Menschenherz. Mit dem Gedanken, daß Herbert Rothkirch das Scheitern seiner Liebe so leicht nehmen würde, wie der Priester gesagt, wußte sie sich am wenigsten vertraut zu machen. Sie war nahe daran, zu glauben, daß Sepperl, der Fährmann drüben in den Bergen, das doch besser wisse als der graue Pater. Der hatte gewußt, wie der Zorn des Mannes sich aufbäume und oft alles über Bord werfe, was ihm bisher hoch und heilig gedünkt; der hatte gesagt, daß die Treulosigkeit der Frau den Mann zum Untergang treibe. Waren nicht oft die Besten und Edelsten in den Staub der Welt gesunken um solcher Kränkung willen, oder hatten, erfüllt von Haß und Bitterkeit, sich von allem Guten abgewandt? Der Gedanke erfüllte sie stets von neuem mit Schrecken und Kummer und wollte sie nicht loslassen.

Wenn sie nur hätte erfahren können, wohin Herbert sich gewandt in der schlimmen Stunde: es war entsetzlich, nichts, gar nichts über ihn zu hören! Ob er in seine Heimat zurückgekehrt war? In Hochberg müßte man gewiß von ihm wissen? Lori würde durch ihre Eltern gehört haben, wo er jetzt weilte, jedenfalls würde sie es in Erfahrung bringen können. Warum war sie auf den Vorschlag der Fürstin Welsenheim, ihr Lori zu senden, nicht gleich eingegangen? Sie meinte, sie würde ruhiger schlafen, wenn sie erst wieder einmal Loris sonnige Augen gesehen, Loris Stimme gehört habe.

Die Nonnen hatten Mitleid mit ihrer Sehnsucht, als sie in den nächsten Schmerzensstunden Loris Namen so oft von Ada flüstern hörten, und beruhigten die Kranke mit der Versicherung, daß Lori bald kommen werde.

Als der Herzog am nächsten Morgen erschien, verrieten sie ihm den Wunsch der Kranken, und er war sofort bereit, alles zu tun, damit derselbe erfüllt werde. Er hatte die Abreise der Fürstin Welsenheim ungern gesehen und wollte selbst Venedig nicht verlassen, solange Ada noch in bedenklichem Zustande und Fremden überlassen war. Die Aussicht, daß eine so nahestehende Freundin zu Adas Pflege komme, war ihm tröstlich. Er übermittelte noch am selben Tage durch den Telegraphen Adas Wünsche an die Komtesse Hochberg.

Er wußte, daß sie noch zu Aussee weilte, denn fast täglich waren Anfragen von dort gekommen nach dem Befinden der Kranken. Nur die Hülflosigkeit der alten Prinzeß Raesdorf hatte Lori abgehalten, gleich bei der ersten Nachricht von Adas Erkrankung zu ihr zu eilen. In ihre Heimat wäre Lori um keinen Preis zurückgekehrt, solange die Freundin in Gefahr schwebte.

Die Ereignisse hatten sich seltsam gedrängt, seitdem Ada Aussee verlassen; Lori vermochte es kaum zu fassen. Als sie die Nachricht von Adas Verlobung mit dem Herzog erhielt, hatte sie zu träumen geglaubt. Sie würde der Mitteilung keinen Glauben geschenkt haben, wenn dieselbe nicht von Ada selbst ausgegangen wäre. Ohne Vorbereitung, ohne weitere Erklärung hatte Ada ihr einfach die Tatsache gemeldet. Einige Worte, welche die Hoffnung auf Glück und die Ueberzeugung von Loris Teilnahme aussprachen, war alles, was sie beigefügt. Das hatte

Lori in noch größere Verwirrung gestürzt, als die Tatsache an und für sich es schon getan. Hatte sie sich denn in allem getäuscht? War all der Schmerz, die Eifersucht, welche sie empfunden, grundlos gewesen? Hatte sie sich auch geirrt, als sie annahm, daß Rothkirch Ada folgen wollte?

Fürstin Welsenheim hatte der Prinzeß Augusta freilich einen längeren Bericht abgestattet. Sie hatte eine begeisterte Schilderung des Charakters des Herzogs entworfen, den Glanz der Verbindung nach Gebühr hervorgehoben und ein wenig durchfühlen lassen, wie stolz sie sei, daß sie sich als die Urheberin dieses glücklichen Ereignisses betrachten könne. Sie hatte noch besonders betont, wie leicht dem Herzog der Sieg bei Ada geworden.

Prinzeß Augusta Raesdorf war vollkommen befriedigt. Sie war glücklich, der Verantwortung für die Nichte enthoben zu sein, und mußte anerkennen, daß die Partie in der Tat glänzender war, als man für Ada hätte erwarten dürfen. Ada war dabei ein Charakter, dem nach allgemeiner Auffassung der Schutz und die Leitung eines älteren und erfahrenen Mannes nötig war. Auch Miß Godwin war entzückt über die Herzogskrone, die ihrem geliebten Zöglinge winkte; sie hatte nichts Geringeres für dieselbe erwartet und sonnte sich schon in dem Glanze der königlichen Hoheit. In einer stillen Stunde vertraute sie Lori an, daß sie trotz Adas Stolz immer die Furcht gehegt habe, sie werde trotzig und unbekümmert um alle Rücksichten ihrer eigenen Neigung folgen. „Der Herzog muß ihre Liebe im Fluge gewonnen haben,“ schloß sie, eine Behauptung, die Lori geradezu ungeheuerlich erschien, und der sie doch nichts entgegenzusetzen vermochte.

Warum dünkte es ihr so unmöglich? Lori wußte sich keine klare Antwort darauf zu geben; aber ein Gefühl

des Grolls und des Unwillens gegen Ada stieg in ihr auf und überwog sogar die Befriedigung über die Erkenntnis, daß wirklich zwischen ihr und Rothkirch nur Freundschaft geherrscht habe.

Noch bevor Lori sich zurechtgefunden, traf die neue Nachricht von der heftigen Erkrankung Adas ein und ließ alle anderen Empfindungen schweigen. Lori wäre am liebsten sogleich hingeeilt; doch die Natur der Krankheit, welche die Fürstin angegeben, schloß die Ausführung dieses Gedankens aus. Später, als die erste Gefahr vorüber war, betonten die Briefe der Fürstin Welsenheim, wie die Aufregung eines Wiedersehens schädlich auf die Kranke sein werde. Selbst Miß Godwin mußte sich diesem Verdikt fügen. Nach der Abreise der Fürstin wollte sie jedoch sich nicht mehr halten lassen. Die Mitteilung des Herzogs über Adas Wunsch kam noch eben zeitig, daß Lori sich ihr anschließen konnte.

Prinzeß Augusta Raesdorf war zweifelhaft, ob sie Loris Eltern vorgreifen dürfe, indem sie ohne vorherige Anfrage Lori reisen ließ; aber der Herzog hatte ausdrücklich hervorgehoben, daß von Gefahr keine Rede mehr sein könne, und anderseits war Lori selbst sofort entschlossen und ließ keine Hindernisse gelten. Prinzeß Augusta wollte indessen den weiteren Verlauf in München abwarten, wohin Lori und Miß Godwin sie geleiteten. Dieses kleinen Aufenthaltes ungeachtet, ging Adas Wunsch rasch in Erfüllung.

Ada empfand es wohltuend, als die wohlbekannten Gestalten sie wieder umgaben. Loris sonniges Lächeln berührte sie angenehm, und Miß Godwin, welche mit steifer Haltung ihren Platz am Krankenbett sich nicht mehr nehmen ließ, war überzeugt, daß ihre Gegenwart allein schon die Genesung herbeiführen müsse. Die Gute fühlte

sich nur enttäuscht, daß der schwungvolle Glückwunsch, den sie Ada zu ihrer Verlobung aussprach, so wenig Anklang zu finden schien.

Zwischen Ada und Lori blieb, wie auf stillschweigendes Uebereinkommen, der Herzog unerwähnt. Auch jene Frage, die in Ada den Wunsch wachgerufen, Lori zu sehen, unterblieb. Keine von beiden wagte den Namen, der ihnen zunächst in Gedanken lag, über die Lippen zu bringen. Lori hörte nur von Adas Zofe, als diese umständlich über den Beginn der Krankheit berichtete, daß Baron Rothkirch in Venedig gewesen sei. Fräulein Emilie erzählte, er sei auf der Durchreise gewesen und habe der Prinzessin einen Strauß Alpenblumen gesandt, da sie nicht daheim gewesen, als er seinen Besuch habe machen wollen. Er sei auch gleich weitergereist. Die Prinzessin müsse an jenem Abend sich schon recht krank gefühlt haben; denn sie habe gar nicht darauf geachtet, als sie ihr von dem Besuche des Barons Rothkirch berichtet, der doch gelegentlich des Aufenthaltes in Aussee soviel mit ihnen zusammen gewesen sei.

Wieder stand Lori vor einem ihr unerklärlichen Rätsel: Rothkirch war hier gewesen und hatte nicht einmal Ada zu sehen gesucht! Ada hatte sein Hiersein nicht beachtet? Was mochte denn Rothkirch nach Venedig geführt haben?

Diese letztere Frage schien einige Tage später gelöst. Lori saß an Adas Lager, als sie einen Brief von ihren Eltern erhielt. Kaum hatte sie zu lesen begonnen, als ein leiser Schrei ihr entschlüpfte und der Brief zu Boden fiel.

„Was ist geschehen, ist jemand von den Deinigen erkrankt?“ fragte Ada teilnehmend.

Aber Lori sammelte erschrocken die Blätter, welche sie hatte fallen lassen. Ihr Antlitz, das hoch erglüht war, hielt sie abgewandt; so konnte sie besser reden. „Nein,

niemand ist krank; es war nur Staunen und Ueberraschung. . . . Deshalb also war Baron Rothkirch vor vier Wochen hier in Venedig!“ fuhr sie unzusammenhängend fort, und begann dann geordneter aus ihres Vaters Brief die Nachricht mitzuteilen, welche sie in solche Erregung versetzt hatte. Rothkirch sei, schrieb ihr Vater, in Hochberg gewesen, um sich auf längere Zeit zu verabschieden; er habe den Entschluß gefaßt, sich einer wissenschaftlichen Weltumsegelung anzuschließen, und werde wohl zwei Jahre abwesend bleiben. Einige Freunde, welche die Expedition mitmachten, hätten ihm die Anregung dazu gegeben, und bei seinem vielseitigen wissenschaftlichen Streben sei es begreiflich, daß er die so interessante Fahrt mitmache. Er habe gebeten, ihn auch Lori zu empfehlen, die er daheim zu finden gehofft habe, fuhr Graf Hochberg fort. Von Prinzeß Adas Krankheit habe er gewußt, doch geglaubt, sie sei schon genesen. Soviel Graf Hochberg verstanden, hatte Rothkirch sich bereits eingeschifft. Die Mutter mußte wohl eine Ahnung haben, daß diese Nachricht ihrem Kinde nicht ganz gleichgültig sein werde, denn sie hatte einige Zeilen darüber an Lori geschrieben. Man hätte aus dem Briefe der Gräfin einige Enttäuschung herauslesen können: entschieden hatte sie die Absicht, den Eindruck der Nachricht abzuschwächen. Sie sprach ebenfalls ihre Ueberraschung aus und meinte, Rothkirch sei und bleibe doch bei allen guten und herrlichen Eigenschaften ein Sonderling, der stets seinen augenblicklichen Eingebungen folge; das sei keine glückliche Eigenschaft; zu wahrem häuslichen Glück führe sie nicht.

Aber Lori beachtete die Worte der Mutter nicht: zwei Jahre der Abwesenheit, zwei Jahre voll Gefahren — und sie hatte ihn vorher nicht mehr gesehen!

Ihre Selbstbeherrschung war diesem Gedanken nicht

gewachsen; ehe sie ihren Bericht an Ada vollkommen erstattet hatte, barg sie unter heftigen Tränen ihr Antlitz in Adas Kissen.

Ada hatte regungslos die Nachricht entgegengenommen; eine feine Röte stieg ihr ins Antlitz, die Hände verschlangen sich etwas fester ineinander — aber kein Wort kam über ihre Lippen. Als Loris Schmerz so heftig ausbrach, ließ die Freundin sie eine Weile sich ausweinen. Dann streichelte sie fast mütterlich den Scheitel der Schluchzenden, ohne eine Frage zu stellen. Aber jetzt, wo der Bann gebrochen war, brachte Lori auch ohne Aufforderung der Freundin das Geheimnis ihrer Liebe entgegen: alles, was sie gehofft und gefürchtet — wie sie Ada beargwöhnt, wie sie eifersüchtig gewesen und so töricht sich getäuscht habe. „An solch schreckliche Trennung aber habe ich nie gedacht, o nie!"

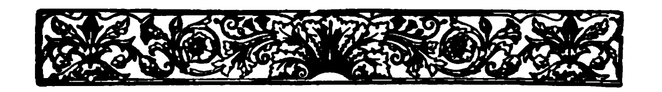
Ada schwieg noch immer; sie widersprach keiner von Loris Behauptungen, sie erläuterte nichts und schien auch kaum zu staunen über das, was Lori ihr mitteilte. Sanft legte sich ihre Hand auf Loris glühende Stirn; tröstend hob sie hervor, daß zwei Jahre doch keine lange Zeit sei für alle, die jung und gesund wären; wenn er nach zwei Jahren heimkehre . . . Doch sie vollendete diesen Satz nicht und fügte nur bei, Lori dürfe sich darum nicht härmen.

Aber als Lori etwas beruhigt die nassen Augen zu der Freundin erhob, bemerkte sie, daß dieselbe bleich und matt aussah. Ihres Mangels an Selbstbeherrschung sich schämend, bat sie um Verzeihung, Ada so erschreckt, so beunruhigt zu haben.

Aber Ada wies das zurück: „Es ist gut, daß du dich ausgesprochen, dein Herz erleichtert hast."

Lori fühlte zwar ihr Herz durchaus noch nicht leicht und vergoß im stillen an dem Tage noch viele Tränen. Sehnsüchtig schaute sie nach der Richtung des Hafens, in dem Gedanken, ob vielleicht dort das Schiff noch weile, welches ihn entführen sollte. Dennoch schlief sie mit dem Trost ein, den Ada ihr gegeben: sie hielt sich vor, wie rasch zwei Jahre verlaufen würden, und wieviel schlimmer es gewesen sei, wenn ihre erste Befürchtung wahr geworden. Jetzt durfte sie doch an ihn denken, durfte für ihn beten, und konnte noch hoffen. Wie aber mochte er nur auf einen so schrecklichen Gedanken gekommen sein? . . .

Als Lori schon längst in süßen Schlummer gesunken, wachte Ada noch: mit weit geöffneten Augen und fest geschlungenen Händen lag sie da. Sie wußte ja, warum er die weite wogende See zwischen sich und seine Heimat legte. . . . Der Vater hatte doch nicht recht gehabt; bei ihm war die Liebe nicht wie ein Hauch vorübergezogen, nicht verglüht wie die Glut des Eisens, die keine Spur zurückläßt. War ihr wohl, war ihr wehe zumute — sie wußte es kaum. Mochten die Wogen des Meeres ihm den Schmerz zur Ruhe wiegen, mochte der kühle Seewind ihm die Wunde kühlen . . . Lori liebte ihn besser und treuer; aber ihr, Ada allein, hatte doch sein Herz gehört. In zwei Jahren würde er wiederkehren — aber in zwei Jahren würde keine irdische Liebe sie selbst mehr berühren; in zwei Jahren würde sie Loris Hoffnungen nicht mehr im Wege stehen.



14

> Doch vernimm: in meiner Seele
> Hadern zornig Haß und Liebe.
>
> Weber.

Im Hafen von Venedig, zu welchem Loris Gedanken an jenem Abend oft hinüberschweiften, lag das Schiff, welches am nächsten Tage die Anker lichten sollte, zur Fahrt nach fernen Zonen. Auf dem Deck stand ein Mann, der mit bitterem Zorngefühl im Herzen dieser Stätte den Rücken wandte.

Als Rothkirch hochaufgerichteten Hauptes an jenem Morgen das Hotel verlassen hatte, war der Entschluß in ihm reif geworden, der ihm ferngelegen hätte, wenn nicht zufällige Umstände ihn darauf hingewiesen.

Ada hatte sich getäuscht, als sie in der Nacht wähnte, Herberts unruhige Schritte über ihrem Kopfe zu hören. Er hatte die Ruhe aufgesucht, als sei nichts geschehen, in der Meinung, alles in ihm sei ausgelöscht: Liebe, Sehnsucht, Groll; nur die Verachtung sollte die Enttäuschung überleben. Aber die Wunde brannte darum nicht minder, und unruhig suchte das Herz nach Zerstreuung, nach einem neuen Interesse. Der Gedanke, zu dem zurückzukehren, was bis jetzt seines Lebens Inhalt ausgemacht, dünkte ihm

unerträglich; er hatte in der letzten Zeit allzusehr Adas Bild damit verknüpft.

Das Schiff, welches er tags vorher besichtigt, trat immer wieder in seine Erinnerung und bot ihm die Aussicht, den alten Verhältnissen für längere Zeit zu entfliehen. Die Worte des Grafen Cairoli fielen ihm ein, daß den, dessen Hoffnung gescheitert, das wogende Meer zu neuen Hoffnungen trage, daß die Wellen das Herz gut zur Ruhe zu wiegen vermöchten und der Seewind am besten die brennende Stirn kühle. Nach kurzem Bedenken war sein Entschluß gefaßt; doch wollte er ihm das Gepräge der Uebereilung nehmen. Auch sollte nichts verraten, was ihn eigentlich dazu angetrieben. Er siedelte zunächst in einen anderen Gasthof über, da es ihm unmöglich schien, länger mit Ada unter einem Dache zu weilen. Dann schrieb er ein Billett an den Kapitän jenes Schiffes und bat denselben um eine Unterredung, suchte Sipolsky und den jungen Marineoffizier auf und setzte sie von seinem Plan in Kenntnis. Die Ungewißheit hatte ihn unfähig gemacht, über irgend etwas klar zu denken; jetzt vermochte er alles bis ins kleinste mit kalter Ruhe zu ordnen.

Sipolsky sprach wenig, wie das seine Art war; er drückte weder Staunen noch Ueberraschung über Rothkirchs Entschluß aus. Nur ruhte dann und wann, sobald es unbemerkt geschehen konnte, sein Blick forschend auf dem jungen Mann. Eine heftigere Mißhandlung des Schnurrbartes war dann die nächste Folge seiner Beobachtung. Als am Abend jedoch die Männer sich trennten, der Kapitän sichtlich sehr erfreut über den neuen Mitreisenden, zögerte Sipolsky nicht, Rothkirch sein Geleit anzubieten. Dann ersuchte er ihn, für einige Augenblicke bei ihm einzutreten, so wenig geneigt zu einer Unterhaltung Rothkirch schien. Auch von des Prinzen Seite schien die Unter-

haltung nicht recht in Fluß kommen zu wollen. Mehrere Minuten lang wirbelte Sipolsky den Rauch seiner Zigarre in die Luft.

„Uebereilen Sie sich nicht, Rothkirch," sagte er plötzlich. „Man kann sein Lebensglück rasch genug verscherzen. Zum Vergnügen gereicht es mir nicht, aber sagen muß ich's Ihnen, ehe Sie Ihren Entschluß ausführen: die schöne Komtesse liebt Sie! Mir hat sie einen regelrechten Korb gegeben, obschon ich, bei Gott, in meinem Leben kein Weib so geliebt habe wie dies Kind ... Die hätte einen noch zum besseren Menschen machen können!" rief er aufspringend, und durchmaß mit großen Schritten das Gemach. „So beiläufig gesagt," fuhr er nach einer Pause in grimmem Humor fort, „bin ich doch gerade keine schlechte Partie; seit meinem siebzehnten Jahre haben Mamas und Töchter mir das genugsam weisgemacht. Aber auf sie macht das keinen Eindruck. Nun, ich will's ihr nicht nachhalten! Sie liebt Sie, Rothkirch ... Gott Dank, ist sie noch naiv genug, daß sie sich nicht verstellen kann. Nein, antworten Sie mir nicht. ... Verzeihen Sie, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten mische. Aber ehe Sie diesen Reiseentschluß ausführten, wollte ich es Ihnen doch sagen. Bei dem ewigen Verschweigen kommt wenig heraus; ich sag's Ihnen, wenngleich auch Sie zu denen gehören, die sich lieber die Zunge abbeißen, als den Menschen ein Wort gönnen. Aber das Kind tat mir leid ... und ich weiß, daß ich Ihnen als einem Ehrenmann ihr Geheimnis anvertrauen darf. Sie ist schön wie eine Fee, und wenn sie in die große Welt kommt, werden genug und übergenug ihr zu Füßen liegen. Wahrlich, der Mann, welcher sie gewinnt, kann sich glücklich schätzen! Da haben Sie's!" schloß er, in einen leichten Ton übergehend.

Als habe er sich von einer ihn bedrückenden Last befreit, stand Siepolsky jetzt vor Herbert, ihm die Rechte bietend.

Herbert ergriff sie. Zu Anfang der Rede hatte er sich stolz emporgerichtet und eine düstere Falte hatte sich auf seine Stirn gelegt. Er glaubte, der Prinz wolle von einer anderen reden — da hätte er keine Einmischung geduldet. Sobald er jedoch sah, welche Wendung Sipolskys Rede nahm, wurde der Ausdruck seiner Züge ruhig, fast gleichgültig. „Sie ist ein Kind noch," erklärte er kalt, „und muß ihre Gefühle erst kennen lernen. Bis ich heimkehre, wird sie sich ihres Traumes nicht mehr erinnern, wenn Durchlaucht überhaupt sich nicht geirrt haben. Sie sah in mir den Landsmann, den väterlichen Freund . . ."

Sipolsky zuckte die Achseln. „Also gleich morgen werden Sie zu Ihren Penaten zurückkehren und dann in die Ferne ziehen?" fragte er, als wolle er jedes Verfolgen des anderen Themas ablehnen. „Während sie sich auf den Wogen des Meeres schaukeln, werde ich mich wohl dem Strudel unserer Großstädte wieder zuwenden, obschon . . ."

Ein Diener trat ein und überreichte dem Prinzen ein Billett. „Vom Improvisatore!" sagte Sipolsky, dasselbe öffnend. „Ich meldete ihm Ihren Entschluß und dachte, er würde heute abend kommen, Sie noch zu sehen. Er wird aber wohl bei der Welsenheim . . ." Sipolsky hielt inne; ein Ausdruck des Schreckens zeigte sich auf seinen Zügen. „Die Prinzeß Ada Raesdorf ist schwer erkrankt," sagte er erregt. „Die Sache scheint bedenklich; Cairoli ist von der Fürstin gebeten, einen Arzt aus Turin zu zitieren, der sehr erfahren in solchen Fällen sein soll. Das muß rasch gekommen sein: gestern waren sie nach Chioggia

hinausgefahren. Es ist eine grauenhafte Krankheit ..." bemerkte er, Rothkirch das Billett hinreichend. „Aber die Welsenheim ist eine schrecklich aufgeregte Frau," setzte er, plötzlich einlenkend, hinzu. „Es mag wohl nicht so bedenklich sein; jede Halskrankheit wird gleich als Diphtheritis bezeichnet."

Rothkirch hatte nicht geantwortet. Er gab schweigend den Brief zurück; es war ihm unmöglich, etwas zu sagen.

„Also bis morgen," sagte Sipolsky, „wenn Sie nicht in allzu großer Frühe reisen."

„Ich werde zuvor alles vollständig für die Reise ordnen," gab Rothkirch zurück. „Sollten Durchlaucht etwas von dem Befinden der Prinzessin erfahren, darf ich wohl bitten, es mich wissen zu lassen, da ich bei der Fürstin Welsenheim nicht eingeführt bin."

„Gewiß, gewiß," versicherte Sipolsky, indem er Rothkirchs Hand noch einmal schüttelte; dabei konnte ihm nicht unbemerkt bleiben, wie eiskalt dieselbe in der seinen lag.

„Soll mich dieser und jener holen, wenn die Hexe es ihm nicht angetan hat," brummte Sipolsky, als Rothkirch das Zimmer verlassen hatte. „Verzweifelt hat sie ihm mitgespielt, und doch wird ihm das Herz über sie brechen. Und das arme blonde Kind weint sich umsonst die Augen um ihn aus. Verteufelte Macht, welche die Weiber über einen haben!" schloß Sipolsky melancholisch, als habe er dies selbst zur Genüge erfahren.

Rothkirch hätte sich diese Macht eben jetzt am wenigsten eingestehen mögen, und doch traf sie ihn mit fast überwältigender Schwere. Wo blieb sein Groll in dem Augenblick, als er von Adas schwerer Erkrankung erfuhr? Der Tod ist ein unheimlicher Gast; aller menschliche Zorn sinkt

zusammen, wenn er mit seinem kalten, unabänderlichen Urteil dazwischen tritt. Die Diphtheritis, welche Ada erfaßt haben solle, ist keine Krankheit, die aus geistiger Aufregung hervorgeht; das wußte Herbert, und doch vermochte er sich des Gedankens nicht zu erwehren, er habe dieselbe auf ihr Haupt beschworen. Er hatte sie zittern und erbleichen sehen unter seinem Blick, und so sah er sie jetzt vor sich stehen, als flehe sie um Gnade.

Diese Nacht ging er nicht zur Ruhe; jede Stunde, die er schlagen hörte, schien ihm ihr Todesurteil zu sprechen. Die Liebe hat ein eigentümlich zähes Leben; ein Schlag, und wäre es der härteste, vernichtet sie selten. Rothkirchs Liebe war zu intensiv gewesen, um sie sogleich abstreifen zu können. Allmählich drängten sich ihm neue Erwägungen auf: hatte sie vielleicht doch einen entschuldigenden Grund für ihre Handlungsweise?

So früh, als die Sitte es erlaubte, begab sich Rothkirch am Morgen nach dem Hotel, um Erkundigungen einzuziehen. Der Bericht lautete nicht günstig; noch war Leben und Hoffnung vorhanden, aber die Gefahr sehr groß. Rothkirch hatte, wie er dem Prinzen gesagt, noch viele Anordnungen zu treffen; aber er blieb wie gebannt in der Nähe des Hauses, wo Ada wohnte, um jede Nachricht rasch zu haben, um selbst aus der Nähe beobachten zu können. Er hörte, daß die Fürstin Welsenheim sogleich das Haus verlassen habe. Er sah die Barmherzigen Schwestern ihren Weg dorthin nehmen, und harrte auf die Rückkunft einer derselben, um Nachricht zu erfragen. Als er sich ihr eben nähern wollte, sah er den Herzog aus dem Hotel treten. Stürmisch wandte er sich ab; er wollte für die nächsten Stunden diese Gegend meiden — doch war er nach kürzester Frist wieder zur Stelle. Am zweiten Tage sah er einen Priester in das Haus gehen,

und eine Ahnung sagte ihm, was der Zweck des Besuches sei.

Er trat in eine naheliegende Kirche und beugte das Knie; kaum wußte er, daß brennende Tropfen ihm die Lider netzten, daß ein Gebet über seine Lippen ging, ein Gebet, von dem er später nie hätte sagen können, was es enthielt. Vielleicht war es nur ein Angstruf, wie er dem Menschenherzen sich entringt, wenn es sich um Tod und Leben handelt.

Am anderen Morgen, als Rothkirch das Zimmer noch nicht verlassen hatte, hörte er plötzlich einen heftigen Schritt nahen. Sipolsky trat ein. Entsetzt sprang Rothkirch empor; er glaubte zu ahnen, was der Freund ihm brächte. „Ich sagte es Ihnen ja," rief Sipolsky ihm entgegen, „so aufgeregte Frauen sind nicht zu berechnen, am wenigsten ist ihnen zu glauben. Die kleine Raesdorf hat die Diphtheritis durchaus nicht gehabt. Cairoli hat eben den Turiner Arzt gesprochen: eine Halskrankheit ja, nur nicht diejenige, welche die Welsenheim nannte. Bereits ist eine Wendung zur Besserung eingetreten, und der Arzt meint, die Prinzessin würde nun rasch genesen.... Sie sind ja fertig mit Ihren Vorbereitungen, wie mein Freund Capitano gestern abend mir sagte," fuhr Sipolsky fort, rasch das Thema wechselnd, als ahne er, wie peinlich es für Rothkirch sei. „Charmilly hat mir geschrieben, daß er in nächster Zeit nach Paris gehe, und ich denke ihn dorthin zu begleiten." Wenn Prinz Sipolsky trotz vieler Schattenseiten so wohlgelitten war in der Welt, verdankte er das der einen Tugend natürlichen Wohlwollens, die ihn stets für andere Leute mitempfinden ließ. Er sah durchaus nicht klar in Rothkirchs Angelegenheit; er fand ihn töricht, sogar etwas vermessen, seine Wünsche so hoch ge-

richtet zu haben; aber trotzdem hatte er nur Teilnahme für Herbert und suchte seine Gefühle in jeder Hinsicht zu schonen.

Nicht sterbend, nicht in Gefahr! Das gab Herberts Gefühlen eine mächtige Reaktion. Ihm war es fast, als habe Ada ihn zum zweitenmal getäuscht; er schämte sich der Liebe, die wieder erwacht war, der Aufregung, in die sie ihn versetzt. Was kümmerte ihn Prinzeß Ada Raesdorf noch?

„Ich hatte meine Abreise auf heute abend oder morgen in der Frühe festgesetzt," sagte er, sich ermannend; „ich werde jedenfalls direkt nach Hause gehen, da die kurze Frist von drei Wochen, die mir noch bleibt, kaum genügen wird, alles daheim für eine lange Abwesenheit zu ordnen. Werde ich Sie noch hier treffen, wenn ich zurückkehre?"

Sipolsky konnte das nicht bejahen. „Lassen Sie uns wenigstens diesen Abend noch fröhlich zusammen verbringen," schlug er vor. „Carpe diem, Freund: Man muß die guten Stunden sich nicht verkümmern lassen und das Leben zu genießen suchen."

„Sie sollten das Glück anderswo suchen, Prinz," sagte Rothkirch, vom Augenblicke hingerissen. „Sie sind zu gut dafür, Ihr Leben so zu vergeuden."

Sipolsky zuckte die Achseln und verhängte einige Torturen über seinen Bart. „Kehren Sie nur froh und glücklich von Ihrer Weltumsegelung heim und vergessen Sie nicht ganz die Ihnen bekannten sonnigen Augen, Sie Kieselherz! Das ist mein Rat. . . . Jedenfalls lassen Sie uns heute abend einen frohen Abschiedstrunk tun. Cairoli und der Marinejüngling, die Ihnen zuerst die Seefahrtsgedanken gegeben, sollen auch dabei sein."

Sipolsky glaubte, Rothkirchs Zustimmung erlangt zu haben; als aber am Abend die Herren zusammentrafen,

fehlte Herbert dennoch. Mit einigen herzlichen Worten hatte er angezeigt, wie er vorgezogen habe, den Nachtzug zu benutzen, da die Zeit allzusehr dränge. Herbert hatte die Empfindung gehabt, als brenne ihm der Boden unter den Füßen, als sei es unmöglich, die Luft Venedigs länger zu atmen.

Die rapide Fortbewegung tat ihm gut; sie versenkte ihn zum erstenmal, seitdem er Aussee verlassen, in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Er reiste nicht nach Hochberg, sondern ging auf seine anderen Besitzungen, um dort für seine längere Abwesenheit alles vorzubereiten. Er wußte, daß man seinen Entschluß mit Staunen hören, daß man gerade zu Hochberg nach den Gründen forschen werde, die ihn bestimmt hatten. Nicht ganz absichtslos hatte er für sein Gut Wallbeck, welches in der Nachbarschaft von Hochberg lag, die Zeit am kürzesten bemessen. Er konnte nicht gut von dort scheiden, ohne sich bei Hochbergs zu verabschieden. Er fürchtete, Lori entgegenzutreten; er schreckte zurück vor den Fragen und Erörterungen über die jüngst vergangene Zeit, die unausbleiblich waren.

Nur ein einziger Tag war ihm noch geblieben, als er den Weg nach Hochberg antrat. Es war ihm eine Erleichterung, daß er Lori nicht antraf; dennoch fühlte er eine Lücke: ohne ihre Anwesenheit erschien ihm der Kreis dort fremder und kälter. Nur dies einzige Mal gedachte er Loris sonniger Augen. Auch nach Hochberg war schon das Gerücht von seinem Entschlusse gedrungen und hatte dort, wie zu erwarten, großes Staunen erregt. Gräfin Hochberg würde demselben einige mütterliche Ratschläge entgegengestellt haben, wenn sie sich nicht empfindlich dadurch getroffen gefühlt hätte. Loris Berichte über den Aufenthalt zu Aussee, in welchem Rothkirchs Name so oft verflochten gewesen, hatten einen lange schlummernden Lieb-

lingsgedanken der Mutter in ziemlich feste Hoffnung verwandelt. Nun vermochte sie die neue Wendung der Dinge nicht ohne eine kleine Gereiztheit hinzunehmen. Ihre milde und wohlwollende Natur faßte aber, ungeachtet der Enttäuschung, Rothkirch nur als einen Sonderling auf; sie verzichtete einfach auf jede Mitwirkung zu dessen künftigem Glück. Ihr Gatte dagegen wollte es natürlich finden, daß Rothkirch, der für so vieles Sinn und Interesse hatte, die Welt in etwas weiterem Maßstabe sehen wolle, und lehnte es durchaus ab, seiner Gattin auf das weite Feld der Vermutungen zu folgen.

Rothkirch hatte Graf Hochberg gebeten, hier und da ein wachsames Auge auf seine Güter zu werfen, und dieser hatte gern die Zusicherung gegeben, indem er dagegen die Hoffnung aussprach, von ihm auch gelegentlich Nachricht zu erhalten.

Nach Rothkirchs Abreise wurde die Gräfin allmählich ungeduldiger über die Abwesenheit ihrer Tochter. Sie würde sich niemals eingestanden haben, daß früher andere Hoffnungen sie mit dem verlängerten Aufenthalt in Aussee ausgesöhnt hatten. Jetzt aber tauchten allerhand Gründe dagegen bei ihr auf. Sie nannte es Egoismus von seiten der Prinzeß Ada, die Freundin so lange zu fesseln; sie fing an, die Anstrengungen der Pflege für Lori zu fürchten. Daher steigerte jede Bitte um Verlängerung des Urlaubs ihre Ungeduld, und ihre Briefe nahmen immer entschiedener das Gepräge dieser Stimmung an.

Sechs Wochen mochten vergangen sein, seitdem die Expedition von Venedig aus in See gegangen war, als Lori in die Heimat zurückkehrte. Der Schmerz der Trennung von der Freundin schien sich auch in der Mutter Armen und trotz des freudigen Willkommens daheim nicht zu beruhigen.

„Ada ist durchaus noch nicht so gut, wie man hoffen durfte,“ berichtete Lori. „Wenn sie sich auch etwas erholt hat, so haben die Aerzte doch eine entschiedene Genesung bis jetzt umsonst erwartet. Man spricht davon, daß Ada für die heiße Zeit ins Gebirge gehen und den nächsten Winter am Nil zubringen solle. Aber Ada scheint alle Entschlossenheit eingebüßt zu haben. Auch Miß Godwin ist nicht energisch genug. Wäre ich dort geblieben, so würde es mir vielleicht gelungen sein, Ada zu bereden.“ So erzählte Lori, mit einigem Verdruß der diktatorischen Worte gedenkend, mit denen die Mama ihre Rückreise geheischt hatte.

Der beunruhigende Gesundheitszustand der Freundin schien auf Lori andauernd seine Wirkung zu üben. Unverkennbar hatte sie ihre jugendliche Unbekümmertheit zum großen Teil eingebüßt; ihre Formen waren etwas zarter, der Ausdruck ihrer Züge war ernster geworden. „Die Kinderschuh' werden 'mal vertreten,“ sagte die alte Wärterin — die langjährige Pflegerin der Kinderschar zu Hochberg, die sich ein Wort erlauben durfte —, wenn die Gräfin meinte, Lori habe sich während ihrer fünfmonatlichen Abwesenheit doch sehr verändert. Sie nehme sich die Krankheit ihrer Freundin allzusehr zu Herzen, fuhr die Alte fort; sie habe sie wiederholt mit nassen Augen gefunden, und in der Kapelle verberge sie das Gesicht in den Händen, um ihre Tränen nicht blicken zu lassen. Die Wärterin tröstete zwar mit der Bemerkung, bei jungen Mädchen säßen die Tränen immer lose, und da sie keine Schwester habe, hinge sie wohl der Prinzessin so an, und wenn die Komtesse erst eine Zeitlang wieder zu Hause sei, werde ihre alte Natur zurückkehren. Zu Lori selbst aber sagte die gute Alte, sie möge sich bei der Frau Mutter es nicht so merken lassen, wenn es ihr weh ums Herz

sei, die Frau Gräfin tät's kränken, wenn die Tochter nach so langer Abwesenheit nach einer Fremden sich sehne. Die Alte hatte aber vielleicht doch ihre eigenen Gedanken über die Sehnsucht ihrer jungen Komtesse, weil diese gar so glühend bei ihren Worten errötete.

Eine Wandlung aber sollte doch eintreten, obschon die Nachrichten über Ada nichts Erhebliches brachten. Graf Hochberg erhielt eines Tages einen Brief mit überseeischen Postzeichen, den er so bald noch nicht erwartet hatte. Eine Geschäftsangelegenheit, die Herbert Rothkirch bei der eiligen Abreise nicht hatte erledigen können, und um deren Besorgung er den Freund und Nachbar jetzt bat, war die Veranlassung desselben. Der Brief enthielt nur wenige Zeilen, die sich streng an das Geschäftliche hielten. Ein Dank im voraus für des Nachbars freundliche Bemühungen, die Mitteilung, daß die ersten Stationen der Seefahrt glücklich zurückgelegt wären, die Bitte, ihn den Seinigen zu empfehlen, nebst freundlichem Gruß für Komtesse Lori, — das war alles. Doch wie wenig dies war, Loris Lachen hatte seit dem Tage wieder viel von dem alten fröhlichen Klange, und die Mutter behauptete bald darauf, die heimatliche Luft gebe Lori schon wieder ihre rosige Farbe zurück. Loris jüngster Bruder aber war wenig erbaut davon, daß seine Schwester plötzlich auch von der Manie des Briefmarkensammelns ergriffen schien, indem sie jenes Kuvert mit den überseeischen Marken eifrig für sich beanspruchte. „Du wirst dir doch nicht solch einen entsetzlichen Fächer mit Briefmarken beklebt anlegen?" schmollte der Kleine, der auf die außergewöhnliche Beute sicher gerechnet hatte. Aber vergeblich suchte er das Kuvert seiner sonst so nachgiebigen Schwester abzubetteln: Lori blieb fest. Das kleine Blatt hatte für sie einen unnennbaren Zauber, der sie die Entfernung fast ganz vergessen

ließ, die sich bisher so endlos vor ihr ausgedehnt. Der nächste Brief, den sie aus der Fülle des Herzens an Ada schrieb, hatte einen fast jubelnden Klang.

Als Ada diese Zeilen gelesen, blickte ihr Auge nachdenklich darauf nieder. Vielleicht hätte auch sie gern jene Schriftzüge gesehen, vielleicht wären sie ihr noch mehr gewesen, als sie für Lori waren. Aber sie hatte ja selbst das Band zerrissen. Wie seltsam erschien es ihr jetzt, daß sie einen Augenblick hatte träumen können, dies Band sei leicht zu lösen! War es ihr doch eine Fessel geworden, die all ihr Denken und Fühlen gefangen hielt. Eingedenk der Worte des Paters, sie müsse ihre neue Wahl als eine Fügung des Himmels ansehen und ihre ganze Willenskraft auf die Erfüllung der übernommenen Pflichten richten, hatte sie redlich versucht, ihr Herz zu schulen. Doch sie fürchtete, das werde ein vergebliches Bemühen bleiben.

Der Herzog hatte sich ihr gegenüber mit großem Zartgefühl benommen, ihr tausend Beweise inniger Zuneigung gegeben. Er hatte fortgefahren, auch aus der Ferne mit sorglicher Liebe über sie zu wachen. Auf seine besondere Anordnung war ihr Gemach stets mit den schönsten und kostbarsten Blüten und Blattpflanzen geschmückt, um ihr den Gasthofsaufenthalt möglichst freundlich zu gestalten. Fast täglich sandte er irgend etwas, das geeignet war, sie auf ihrem Krankenlager zu erfreuen. Sie sah sich umgeben von all den zierlichen Nichtigkeiten, die den Blick zerstreuen und erheitern. Neben dem Ruhebett, auf dem sie jetzt den größten Teil des Tages zubrachte, stand ein Tischchen, auf welchem sein Bild aufgestellt war, und Miß Godwin vergaß nie, dasselbe in das beste Licht zu rücken. Daneben stand, aus einem Kranz von Juwelen hervorblickend, das Bild eines hübschen siebenjährigen Kindes — des Herzogs einziges Töchterchen,

dem Ada Mutter werden sollte. All das aber vermochte Adas Gedanken nicht zu fesseln, so oft sie sich auch der Undankbarkeit zieh. Am dankbarsten war sie dem Herzog dafür, daß er sich bisher so fern gehalten, daß er durch seine Gegenwart ihr nicht lästig fiel. Drei Monate waren verflossen, seit er Venedig verlassen hatte, und noch war er nicht wieder erschienen. Er hatte zu verschiedenen Malen darum angefragt, aber Ada war glücklich, daß der Arzt wegen der unvermeidlichen Erregung das Wiedersehen noch untersagte.

Nun hatte der Herzog kürzlich sein Kommen von neuem in Aussicht gestellt, und man hatte ihm das nicht abermals abschlagen können. Ada wußte, daß er in den nächsten Tagen eintreffen würde. Der Arzt hatte darauf gedrungen, daß sie für die heiße Zeit einen anderen Aufenthaltsort erwähle, und ehe die Uebersiedelung stattfand, wollte der Herzog sie begrüßen.

Auch heute morgen war der Arzt dagewesen und hatte Adas Zustand von neuem untersucht. Sie kannte den Prozeß der Atmungsproben und die Horchversuche; sie fühlte aber selbst nur allzu gut, wo das Uebel sich festgesetzt, und war überzeugt, daß es nicht weichen werde. Sie hatte dem Arzte klare und gerade Fragen vorgelegt, und nicht so sehr seiner Antwort wie seiner ganzen Art und Weise die feste Ueberzeugung entnommen, daß nur ein Aufhalten des Verlaufes bei ihrem Uebel noch möglich sei. Sie hatte sich an den Gedanken allzusehr gewöhnt, um davor zurückzuschrecken, und heute gab ihr der Ausspruch des Arztes sogar eine Art von Erleichterung. Durfte sie unter diesen Umständen den Herzog an sich fesseln — mußte er über ihren Zustand nicht klar sehen? Er hatte schon einmal das Unheil einer kränklichen Frau erlebt — und dann: wie konnte sie seinem Kinde gegenüber ihren

Pflichten nachkommen, wenn sie selbst stets der Pflege bedurfte? Nein, selbst der Seelenarzt konnte das unter diesen Umständen nicht von ihr heischen!

Drei Tage später langte der Herzog an. Er erschrak über die Veränderung, welche mit Ada vorgegangen war; er hatte gehofft, ihre Genesung sei schon weiter vorgeschritten. Aber noch eine andere Enttäuschung erwartete ihn. Ada hatte ihn herzlich empfangen, bat dann aber, ein offenes Wort zu ihm reden zu dürfen. Sie schilderte ihren Zustand und erklärte, sie dürfe nicht die Verantwortung auf sich nehmen, sein Leben an ihre gebrochene Gesundheit zu knüpfen.

Der Herzog wehrte sich lebhaft gegen diese Ansicht und meinte, von einer Krankheit, wie die ihrige, würden Hunderte befallen, und man wisse, daß es Zeit brauche, um sie auszuheilen. Er hatte den Ton des Scherzes angeschlagen, da er wähnte, daß ihr Zartgefühl sich ein Schreckgespenst vormale, und versicherte lächelnd, er sei ein ruhiger Mann, er werde sehr geduldig auf ihre vollkommene Genesung warten.

Ada sprach aber von dem ererbten Keime der Krankheit, der in ihr ruhe, erzählte von dem Schicksal, das ihre Eltern, ihre Schwestern ereilt, und sprach die Ansicht aus, das Uebel habe auch bei ihr nur eines leisen Anstoßes bedurft, um hervorzutreten. Sie hatte ruhig und klar geredet, wie jemand, der lange eine Sache überdacht hat; sie verwies den Herzog an ihre Aerzte, die ihm bestätigen würden, was sie ihr noch zu verheimlichen suchten.

Der Herzog sprang erschüttert auf; eine heimliche Stimme sagte ihm, daß sie die Wahrheit rede. Aber er liebte sie wirklich, er wollte weder sich noch ihr die Wahrheit zugeben. Jedoch im selben Augenblick empfand er auch, daß glückliche, hoffende Liebe, daß selbst warme Zu-

neigung nicht so klar sehen, nicht so ruhig entscheiden würde, wie sie es tat. Eine Wolke legte sich auf sein Antlitz. „Sie haben noch einen anderen Grund, weshalb Sie meine aufrichtige und tiefe Liebe zurückweisen,“ sagte er gekränkt. „Sie suchen eine Ausflucht, um ein Band zu lösen, dessen Sie müde geworden.“

Ada zuckte schmerzlich zusammen. „O, ich weiß, daß ich die Wahrheit rede!“ rang es sich über ihre Lippen. Ihr durch Angst und Unruhe gesteigertes leidendes Aussehen war fürwahr geeignet, ihre Worte zu bestätigen.

Dennoch hörte der Herzog heraus, daß sie seine Frage umging, und er war zu gereizt, um Mitleid zu empfinden. „Sie haben noch einen anderen Grund,“ wiederholte er. „Ich habe ein Recht, denselben zu erfahren. Ich habe damals offen zu Ihnen geredet und Sie durch nichts zu beeinflussen gesucht, als durch meine Liebe. Weshalb haben Sie sich einen Zwang auferlegt, dessen Sie so bald überdrüssig geworden?“ Er hätte noch weiter seinen bitteren Gefühlen Ausdruck gegeben; aber trotz seiner Erregung entging ihm nicht das Zittern, das ihren Körper durchflog, er sah die Tränen, die unter den dunklen Wimpern unwillkürlich hervorströmten: einer Aufregung war sie noch nicht gewachsen. Sein gutes Herz siegte. „Seien Sie ruhig,“ sagte er, sanft ein Kissen unter ihr müdes Haupt schiebend. „Sie haben mir einen schönen Traum geraubt, und das macht mich wohl ungerecht.“

„Nein, ich hatte unrecht,“ stammelte sie, von seiner Sanftmut nur noch tiefer getroffen. „Ich hatte unrecht ... ich habe mein eigenes Glück zerstört.“ Ihre Worte klangen wie schneidender Wehlaut. „Muß ich es Ihnen sagen, muß ich bekennen?“ Ihre Augen hefteten sich groß auf ihn, wie bei einem Kinde, das Strafe fürchtet. „Ich

bin falsch gewesen," sprach sie in fieberhafter Aufregung, „aber nicht gegen Sie."

„Nein, sagen Sie nichts," unterbrach der Herzog sie ernst. Wie schmerzlich er auch berührt war, er konnte nicht umhin, zu denken, daß diese Augen kein schlimmes Unrecht bergen konnten. „Ich habe kein Recht, in Ihr Geheimnis einzudringen. Verzeihen Sie, daß ich Sie beunruhigt habe. Lassen Sie uns Freunde sein, wenn wir uns nichts anderes mehr sein sollen," fügte er hinzu, fast väterlich die kleine weiße Hand in der seinen haltend.

Das tat ihr wohl; seine ruhige Art und Weise dämpfte ihre Erregung. Sie fühlte, daß sie hier wahre Freundschaft finden könne.

„Ich hatte den festen Vorsatz, Sie glücklich zu machen," sagte sie nach einer kleinen Pause, indessen ihre Tränen langsam herabrieselten. „Ich wäre so gern alles für Sie gewesen," setzte sie hinzu, einen Blick auf das Bild des Kindes werfend. „Aber es sollte nicht sein. Sie werden bald einsehen, daß ich auch um Ihretwillen nicht die Ihre werden kann."

Diese Ueberzeugung brach sich beim Herzog schon jetzt Bahn, als er den durch die Erregung hervorgerufenen kurzen Husten hörte, der ihre zarte Gestalt erschütterte. „Wenn Sie erst einen Winter beim alten Vater Nil zugebracht haben," sagte er tröstend, „werden Sie sich erholen . . . vielleicht auch früher schon, da Sie sich frei fühlen."

Sie schüttelte das Haupt. „Ihre Güte ist mir diese ganze Zeit über ein Trost gewesen," antwortete sie. „Sie werden auch jetzt nicht grollend meiner gedenken. Bitte, sagen Sie nur allen, daß meine Kränklichkeit die Ursache unserer Trennung sei; die Welt wird es sehr bald als

richtig erkennen. Und . . . und mögen Sie bald anderswo Ihr Glück finden," fügte sie bei, bittend zu ihm aufschauend.

„Sie fürchten, mich sonst nicht ganz los zu werden?" sagte er mit etwas bitterem Scherz. „Aber auch Sie werden noch glücklich werden," setzte er innig hinzu. Es war ihm tief schmerzlich, dies junge Wesen so elend und hoffnungslos zu sehen.

Aber wieder flog es wie ein Todesschatten über ihr Antlitz. Der Herzog stand auf; er sah, sie bedurfte der Ruhe, und er selbst fühlte sich bewegt.

„Wir hatten noch keine Ringe ausgetauscht," sagte sie leise, als sie des Herzogs Bewegung sah. „Wollen Sie diesen zum Andenken bewahren?" Sie streifte einen Ring von ihrem Finger und legte ihn in seine Hand. „Darf ich dies behalten?" fragte sie, das Bild des Kindes zur Hand nehmend und es liebevoll anschauend. Nur mit einer Bewegung des Kopfes vermochte der Herzog zu antworten, so sehr war er von Rührung übermannt. Er zog die kleine Hand, die sie ihm bot, an die Lippen.

Erst als er fern von ihr war, vermochte der Herzog die Sachlage wieder ruhig zu fassen. Er war ein zu vernünftiger Mann, um nicht einzusehen, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen ein Glück war, wenn das Band zwischen ihnen sich löste. Nichtsdestoweniger schmerzte es ihn; denn sein Herz hing wirklich an ihr. Mit einer eifersüchtigen Wallung dachte er nach, wer denn so tief in ihr Schicksal eingegriffen haben könnte, wer die Ursache ihres Kummers sein möchte. Einmal fiel ihm die hohe Gestalt des Fremden ein, der an ihrer Seite gestanden, als er sie zuerst hatte erbleichen und zittern sehen. Sollte dieser Fremde in irgend einer Beziehung zu ihr stehen?

Er entsann sich, daß der Hofherr der Fürstin Welsenheim ihn als einen Baron Rothkirch bezeichnet hatte. Mit Adas Charakter aber dünkte es ihm wenig vereinbar, daß sie ihre Neigung in dieser Weise sollte verschenkt haben, und daß, wenn sie es getan, sie ihren Willen nicht durchzusetzen vermocht hätte.





15

Du Mensch, du Menschenkind, ich bin dir hold,
Sei deine Tugend auch nicht echt wie Gold,
Nicht rein wie Sonnenlicht in Himmelsbläue,
Sei sie auch oft das kranke Kind der Reue.
. . . .
. . . .
Doch höh're Ziele wird dein Flug erreichen,
Folgst du dem Königssohn und seinem Ruf.
Drum sei getrost: dein Gott, der schwach dich schuf,
Er wird dir gnäd'ger sein als deinesgleichen.

Weber, Gedichte (p. 99).

Ein Jahr war vergangen, seitdem Ada frei war von dem Bande, das sie einst so hastig geschlungen, — ein Jahr, die Spanne Frist, die dem einen so reich an Wechsel, für den anderen so gleichförmig verfließt. Für Ada war beides der Fall gewesen. Sie hatte den Anordnungen der Aerzte sich gefügt und oft ihren Wohnsitz gewechselt; sie hatte im Gebirge kühlere Lüfte, tiefer im Süden den wärmeren Hauch aufgesucht. Dennoch war ihr Leben ein gleichförmiges geblieben: stets an das Ruhelager geknüpft, ohne Wendung zum Besseren, das Uebel langsam, aber sicher voranschreitend. Sie selbst war vielleicht am wenigsten enttäuscht durch den geringen Erfolg

aller Kuren, welche versucht wurden, und die höchstens einige Linderung und Erleichterung ihr brachten. Sie hatte jedoch alles geschehen lassen; die Elastizität ihrer Natur schien sie ganz eingebüßt zu haben. Man hatte sie eine Stahlnatur genannt; aber Stahl, so viel Widerstandskraft er besitzt, zerbricht unter dem jähen Schlage in unheilbarem Bruch. Nur in einem Punkte hatte Ada etwas von ihrer früheren Willenskraft bewahrt. Sie hatte den Entschluß gefaßt, nach Venedig zurückzukehren, und war fest dabei geblieben, obwohl ihre Freunde ihre Rückkehr nach dem Vaterlande wünschten und Miß Godwins Sinn sehnsüchtig nach Deutschland stand, auch andere Gründe gegen einen verlängerten Aufenthalt in Italien sprachen. Es gärte nämlich unruhig in der Welt, die deutschen Mächte standen feindlich einander gegenüber, und man konnte schon voraussehen, daß auch Oberitalien von Unruhen nicht frei bleiben würde. Ada würde unter anderen Umständen mit dem lebhaftesten Interesse die Phasen des öffentlichen Lebens verfolgt haben; aber das irdische Treiben war ihr jetzt zu fern gerückt, als daß sie noch lebhaften Anteil daran hätte nehmen können.

Ada wußte selbst kaum, warum Venedig sie so mächtig angezogen, warum sie mit solcher Unruhe dahin zurückverlangt hatte und jetzt sich beruhigter fühlte, nachdem sie dort wieder angelangt war. Sie hatte dasselbe Hotel, die gleichen Zimmer gewählt, welche sie damals innegehabt, wo sie hinaussehen konnte auf die Stelle seiner Abfahrt. Jetzt wie damals war sie auf das Ruhebett beschränkt, wo Pflanzen und Blüten sie umgaben, jede Behaglichkeit ihr nahe gerückt war. Nur auf dem Tischchen neben ihr zeigte sich eine kleine Veränderung: das Porträt, das im vorigen Jahre dort gestanden, war verschwunden; ein schönes, ernstes Bild desjenigen, der das Vorbild alles

Leidens und Duldens ist, nahm die Stelle ein. Das Bild des Kindes jedoch hatte seinen Platz behauptet. Der Herzog hatte insoweit recht behalten, daß Ada, nachdem sie sich frei fühlte, eine Zeitlang einer gewissen inneren Ruhe genoß, die ihr auch körperlich wohltat und Hoffnung auf Genesung zu geben schien. Die Besserung war aber nicht von Dauer gewesen; sie selbst war dadurch keinen Augenblick irre geleitet worden. Nachdem das Uebel konstatiert war, konnte sie nicht daran zweifeln, welchen Verlauf es nehmen würde, — wie sie es mit lachendem Munde prophezeit, als sie von dem Erbübel ihrer Familie geredet.

Miß Godwin hatte die Auflösung der Verlobung schwer empfunden, das Schwinden der stolzen Zukunftsträume tief beklagt. Sie hatte den Entschluß als Uebereilung bezeichnet und nannte es noch so, um die bangen Ahnungen zu beschwichtigen, von denen sie selbst erfüllt war. Treu hielt sie an der Seite ihres geliebten Zöglings aus; sah sie doch den Anfang alles Unheils darin, daß sie Ada damals allein zur Fürstin Welsenheim hatte reisen lassen; unter ihrer Aegide, davon war sie überzeugt, würde ihre liebe Prinzessin nie die Unvorsichtigkeit begangen haben, welche die Erkrankung heraufbeschworen.

Ada war eine liebenswürdige Kranke, welche die Stunden zumeist still für sich verträumte. Von ihrer früheren Lebhaftigkeit war keine Spur mehr da. Miß Godwin hätte ja gern ihr loses Zünglein wieder in einem lustigen Unterhaltungstournier gehört, wie das früher oft eine maßregelnde Miene bei ihr hervorgerufen. Dagegen verriet Ada ein eigentümliches Interesse an dem Kommen und Gehen der Gondeln. Stundenlang beobachtete sie dieselben, den Blick unverwandt auf die große Wasserstraße geheftet, als erwarte sie jemand. Die Weltange-

legenheiten kümmerten sie kaum, und dennoch war es ihr zur Gewohnheit geworden, täglich die großen Blätter mit einer gewissen Hast zu durchforschen. Was sie suchte, fand sie nur selten — kurze Notizen über die Fahrt jener Expedition, über die Häfen, wo das Schiff angelegt, und über sein nächstes Ziel. Einmal nur hatte etwas anderes ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, eine flüchtige Befriedigung ihr gegeben. Sie war auf die Hofnachricht gestoßen, welche die Aufhebung ihrer Verlobung mit dem Herzog anzeigte. „Wegen hoffnungsloser Erkrankung der Braut" war in einer Korrespondenz derselben Nummer gesagt. Adas Blick ruhte längere Zeit auf dieser Stelle, als wolle sie prüfen, welchen Eindruck dies auf sie mache. Doch war sie mit diesem Gedanken schon so vertraut geworden, daß die Wirkung nur sehr gering war. Sie stand noch in dem Alter, wo es dem Menschen leichter ist, zu sterben, als ohne Aussicht auf Glück zu leben. Der zweite Gedanke, der sich dabei durch ihren Geist stahl, war: ob wohl auch ihm diese Nachricht zu Gesicht kommen werde. Aber er hatte ja von ihrer schweren Erkrankung noch gehört und war abgereist, ohne sich davon beeinflussen zu lassen: sie hatte aufgehört, für ihn zu existieren. Aber andere Stunden kamen, wo sie sich nicht vorstellen konnte, daß seine Liebe erloschen sei, wo sie sich überzeugt hielt, daß er nur in die Weite gezogen sei, um diese Liebe zu ertöten.

„Sie haben mit der irdischen Liebe ein leichtsinniges Spiel getrieben, gedenken Sie der himmlischen," hatte der Pater gesagt. Mit ernstem Willen hatte Ada ihr Herz auf die Befolgung dieses Rates gerichtet; aber jetzt durfte sie wieder an ihn denken, wenn auch in einer Weise, daß sie mehr ihrer Schuld gedachte, als ihres Schmerzes. Sie verstand Herbert zu gut, um nicht zu wissen, wie die

Nachricht auf ihn wirken mußte. Ob sein Auge wohl jemals wieder so froh glänzen würde wie an jenem Abende, wo ihre Blicke ineinander geruht? Ob das weiche Lächeln, das den stolzen Ausdruck seiner Züge so glücklich zu mindern vermochte, jemals wieder um seine Lippen spielen würde? Aber vielleicht ging der stolze Ausdruck in Härte über, die Wärme in Kälte, die Zurückhaltung in Starrheit. Vielleicht war durch ihre Schuld seine edle, vertrauende Seele so in Bitterkeit getaucht, daß ihre besten Eigenschaften sterben und verderben mußten? Nein, er konnte nicht untergehen im Staub der Welt, nicht in Leichtsinn und Sünde . . . aber er konnte starr werden, starr und kalt. . . .

Ada faltete die Hände und versprach sich, daß kein Opfer ihr zu groß sein sollte, dies von ihm abzuwenden, nichts zu schwer, die Sühne zu erkaufen. Selbst das Opfer ihres Lebens erschien ihr nicht zu schwer. Aber ein anderes Opfer gab es noch, das schwerste für ein weibliches Herz, und sie bat Gott, ihr dieses zu gestatten. Sie glaubte dann in die sonnigen Augen Loris zu blicken: répanse de joie, die, wo sie hinblickt, die Wunden heilt, wie es in dem alten Liede hieß.

Lori war ihre getreue Korrespondentin geblieben und ein fleißiger Berichterstatter. Von Zeit zu Zeit nannte sie Rothkirchs Namen in ihren Briefen. Durch die Geschäftsverbindung mit ihrem Vater, durch die Beamten des naheliegenden Gutes gelangten ab und zu Nachrichten über ihn nach Hochberg. Sie waren stets kurz, lauteten aber günstig, insoweit sie den Lauf der Fahrt, Leben und Gesundheit angingen. Lori hatte ihre Scheu vor Ada ganz abgelegt — sie war ja jetzt überzeugt, daß nur Freundschaft ihn mit ihr verknüpft, und goß all ihr Fürchten und Hoffen, ihr Bangen und Sehnen in der

Freundin Herz aus. Sie beachtete nicht, daß Ada in ihren Antworten nie darauf einging. Adas Briefe waren überhaupt nur kurz, wie ihre Schwäche das bedingte; in einigen flüchtigen Zeilen berührte sie ihren Gesundheitszustand und schloß mit der Versicherung warmer Freundschaft.

Lori war nicht in der Lage, ihrem Liebestraum in stiller Ruhe nachzuhängen. Sie stand in einem großen Kreise, wo vieler Sorgen und Freuden sie mit bewegten, wo Ansprüche aller Art an sie erhoben wurden. Das öffentliche Leben reichte bis zu den heranwachsenden Söhnen in Hochberg hinein. Der Krieg, welcher zu entbrennen drohte, mußte auch zwei Brüder Loris hinaustreiben in Kampf und Gefahr, ganz abgesehen von den zahlreichen Verwandten und Bekannten, die davon betroffen wurden. Auch die kleine Gemeinde, zu der Hochberg gehörte, zählte mit zu Loris Pflichtenkreis, kurz, sie hatte nach allen Richtungen zu wirken und zu schaffen. Ihre Briefe wurden daher kürzer und seltener. Sie war entschlossen gewesen, zu Ada zu eilen, sobald diese wieder in Venedig sein würde; bei der Unruhe der Zeit konnte jedoch keine Rede davon sein. Die Fürstin Welsenheim hatte ebenfalls Ada aufsuchen wollen; auch bei ihr drängte sich die drohende Kriegswolke dazwischen. Fürstin Welsenheim war zudem mit einer anderen Angelegenheit beschäftigt. Sie hatte ihre jetzt erwachsene Tochter an den herzoglichen Hof zu D. geführt, und Prinzeß Helenens sanftes Wesen schien dem Herzog Anton wohltuend zu sein nach der großen Enttäuschung, die er erlitten. Er redete fürs erste zwar mit ihr nur noch von Ada, für welche er eine warme Teilnahme bewahrt hatte. Prinzeß Helene hegte eine begeisterte Freundschaft für Ada, die der Loris fast gleichkam, wenn sie auch nur in geringerem Grade erwidert

wurde. Helene hatte ihrerseits großes Mitleid mit dem Herzog, dessen Einsamkeit ihre Mutter oft mit rührender Teilnahme hervorhob. In einem solchen Augenblick konnte Fürstin Welsenheim natürlich das Terrain nicht verlassen.

Die Baronin Behr hatte ihr einigemal teilnahmvoll geschrieben in ihrem eigenen sowie in ihrer Schwiegertochter Namen. Graf Charmilly hatte bei einem Aufenthalt in Venedig ihr seine Aufwartung gemacht. Er berichtete der Gräfin Rosa über diesen Besuch: er habe die Prinzeß noch kühler, noch etwas stolzer als ehedem gefunden. Er meinte, die Verlobung mit dem Herzoge habe sie noch mehr in die fürstlichen Regionen versetzt. Er konnte nicht ahnen, welche Prüfung sein leichtes Geplauder über den Aufenthalt in Aussee für Ada gewesen war.

Ada war in Venedig ganz vereinsamt; aber das war ihr nicht unangenehm. Sie vermißte keine ihrer Freundinnen. Was an Fremden dort gewesen, hatte vor den drohend näher rückenden Kriegswolken die Stadt verlassen. Miß Godwin erneuerte von Zeit zu Zeit den Vorschlag, ebenfalls wegzugehen.

Da erhält Ada einen Brief von Lori, der eine jähe Röte auf ihre Wangen ruft und den sie Tage hindurch wieder und wieder zu Rate zieht. Lori teilt ihr mit: „Was auch mich in Aufregung versetzt hat und was ich allein dir, meiner Freundin, auszusprechen vermag, ist, was mein Vater durch die Beamten Rothkirchs erfahren hat: daß angesichts des Krieges das Schiff zurückbeordert ist, und daß er in kurzer Frist heimkommen wird.“

„In kurzer Frist heimkommen“ — Ada liest die Worte stets von neuem. Nicht für sie, nicht wegen ihrer wird er heimkehren, — und doch läßt die Nachricht ihr Herz stürmisch klopfen, doch wird ihr nun klar, was sie hier gefesselt hat, auf wen sie gewartet, gehofft hat.

Wird der Moment kommen, wo sie ihn wieder aussteigen sieht — an dem Fleck, wo sie ihn zuletzt gesehen? Hundert gegen eins ist zu wetten, daß Rothkirch, wenn das Schiff auch wieder in den Hafen einläuft, von dem es ausgelaufen, Venedig vermeiden, jedenfalls kaum dort verweilen wird. Hundert Möglichkeiten liegen außerdem vor. Wer weiß, ob er nicht das Schiff früher verläßt, einen anderen Weg in die Heimat einzuschlagen? Aber selbst wenn er hier Tage und Wochen verweilte, was würde das für Ada sein? Wieder und wieder gellen Sepperls Worte in ihr Ohr: „Wenn sie auf Händen und Füßen zu mir hinkriechen würde, ich stieße sie doch zurück.“

Nichtsdestoweniger durchforscht seit dem Tage Ada emsiger noch als sonst die Spalten der Tagesblätter, und ebenso unermüdlich späht sie nach den kleinen Schiffen, die jetzt selten genug Gäste ans Land bringen.

Ada ist ermüdet vom Warten, das doch stets hoffnungslos bleibt; sie ist kraftlos infolge der schlaflosen Nächte, welche Miß Godwin der schwülen Atmosphäre zuschreibt und schweizerische Frische oder heimische deutsche Luft dagegen empfiehlt.

Auf ihrem Ruhebett eingeschlummert, hat sie die dumpfen Schüsse nicht gehört, welche vom Hafen herüberklangen und die Ankunft eines Schiffes dort anzeigten. Sie sieht auch jetzt nicht das Nahen einer Gondel, welche einige Männer als Gäste zum Hotel bringt. Die Herren tragen ein gewisses ausländisches Gepräge, obgleich sie alle drei echte Germanen sind. Aber die südliche Sonne hat sie gebräunt, der Seewind hat sie durchwettert; ihr Anzug, der breitrandige Strohhut und der leichte weite Rock, alles trägt fremdländischen Typus.

Herbert Rothkirch steht auf demselben Fleck, wo er vor anderthalb Jahren Abschied genommen, an der Stätte, wo er so herbes Weh erlitten. Bei einer Frau würde diese Erinnerung sich sofort aufdrängen; aber der Mann lebt mehr in der Gegenwart. Herbert hat eine große, interessante Zeit durchlebt, er hat mit Männern von Bedeutung verkehrt, an vielseitigen Bestrebungen sich beteiligt, die interessantesten Bilder in der Fremde an sich vorübergleiten sehen, — er kommt wieder und findet sein Vaterland in schwerer Krisis. Durch die Zeitungen, welche nur spärlich und unregelmäßig die Seefahrer erreicht hatten, waren sie freilich von der aufsteigenden Kriegsgefahr unterrichtet, und sie wußten, daß deshalb ihr Schiff heimgerufen war. Aber erst seitdem sie in den Hafen eingelaufen, haben sie die ganze Tragweite der Ereignisse erkannt. Ein Schwall der verschiedensten Ansichten überstürzt die Seefahrer, ehe sie noch den Fuß ans Land gesetzt; mehr oder minder beglaubigte Gerüchte strömen ihnen entgegen. Während der Seefahrt sind alle einig gewesen, aus wie verschiedenen Elementen auch die Gesellschaft zusammengesetzt war; aber jetzt branden sogleich die Meinungen gegeneinander: jeder steht mit seinen Hoffnungen und Befürchtungen auf einem anderen Standpunkte. Das ist nicht der Augenblick, alten Erinnerungen sich hinzugeben.

Rothkirch hat nur den einen Wunsch, so schnell wie möglich in die Heimat zu gelangen, da ein Teil seiner Güter dem voraussichtlichen Kriegsschauplatz unfern liegt. Seine Gedanken sind erfüllt durch den Abschied von seinen bisherigen Gefährten, die ihm das Geleite bis hierher gegeben. Er ahnte nicht, wer dort oben auf dem Balkon leicht schlummernd liegt; er kann nicht wissen, daß sein Bild ihr im Traume jetzt vorschwebt.

Die Ankunft der verschiedenen Gäste hat Leben und Bewegung in dem in dieser Jahreszeit sonst stillen Gasthofe hervorgerufen. Ada erwacht durch das Geräusch der Schritte auf der Treppe und die lebhaften Stimmen auf dem Korridor. Hastig fährt sie empor. Die Störung hat nichts Ungewöhnliches; oft, sehr oft, seitdem sie hier sich niedergelassen, hatte eine ähnliche Veranlassung sie geweckt. Aber trotzdem lauscht Ada heute in fieberhafter Spannung auf dies Geräusch; sie ahnt im selben Augenblicke, wessen Ankunft es bedeutet.

Ihre Gedanken hatten sich so intensiv mit ihm beschäftigt, ihre Erwartung war eine so unausgesetzte gewesen, daß sie fühlte, — war es der Magnetismus der Liebe? — der Schritt da draußen sei der seine, die Stimme, welche sie geweckt, sei die Herbert Rothkirchs. Nur die Tür trennte ihn jetzt von ihr.

Die Enttäuschung war herb: Ada hatte den einzigen Augenblick verfehlt, wo sie ihn hätte sehen können, den Augenblick, nach welchem sie sich gesehnt, auf den sie so lange geharrt hatte. Tränen entstürzten ihren Augen, wie verzweifelt rang sie die Hände. „Sehen, nur ein einziges Mal sehen muß ich ihn!“ Eine furchtbare Angst erfaßte sie, daß er nur kurz weilen, daß er Venedig alsbald wieder verlassen würde. Sie mußte etwas tun, sich zu beruhigen — sich von der Sachlage zu vergewissern.

So klingelte sie ihrem Diener und beauftragte ihn, zu erfragen, wer die Gäste seien, die eben angelangt. Sie hatte nicht geirrt. Der Diener berichtete, daß Baron Rothkirch nebst einigen anderen Herren von seiner Seereise zurückgekehrt sei und noch mit dem Abendzuge weiterreisen wolle.

Der Diener wußte, wie viel der Baron zu Aussee mit seiner Dame verkehrt hatte; er sah nichts Befremdendes

in der Erregung, mit welcher die Prinzessin diese Mitteilung entgegennahm. Auch fand er es durchaus natürlich, daß Ada alsbald einige hastige Zeilen auf das Papier warf und ihm befahl, sie durch den Portier dem Baron übermitteln zu lassen. Ihre Worte waren kurz: „Kommen Sie auf einen Augenblick zu einer Schwerkranken; versagen Sie es einer Sterbenden nicht.“

Ihre Hand hatte gebebt, die Schrift hatte einen auffallend zitternden Charakter; man konnte nur schwer Adas früher so feste Schriftzüge darin erkennen. Ihren Namen unterzeichnete sie nicht, — er würde nicht kommen, wenn er ihren Namen läse, wie sie in Bitterkeit sich sagte. Das war auch der Grund, weshalb sie gebot, den Brief durch einen Diener des Hotels besorgen zu lassen. Sie hatte einem stürmischen Impulse nachgegeben; sie fühlte, sie hätte die Spannung nicht ertragen, wenn sie nicht handelte. Und doch hätte sie einige Minuten später ihr Leben hingegeben, es ungeschehen zu machen.

Der Zettel war inzwischen in Rothkirchs Hände gelangt. Erstaunt sah er auf die fremden Schriftzüge, die ihm nichts verrieten. Eine Kranke, welche ihn zu sehen wünsche: das ließ Spielraum für viele Vermutungen. In dieser Kriegszeit war es immerhin möglich, daß eine kranke Landsmännin von seiner Ankunft gehört und einen Auftrag für ihn hatte, vielleicht seine Hilfe begehrte. Wer es auch sein mochte, die Bitte war nicht abzulehnen. Seine Antwort lautete: er werde in einer Stunde erscheinen. Durch seinen Diener ließ er jedoch Erkundigungen einziehen, wer die Kranke sei. Die Aussprache des Namens war der italienischen Dienerschaft schwer geblieben; ziemlich entstellt gelangte derselbe zu ihm.

Doch verstand er, es sei eine Prinzessin Raesdorf, die

hier schon lange krank liege. Rothkirch zuckte zusammen, als er den Namen trotz aller Entstellung erkannte, und im Momente stand alles Erlebte wieder vor ihm. Er hatte Ruhe und Vergessenheit gesucht, und bis zu einem gewissen Grade war ihm das gelungen. Er war geneigt, das gegebene Versprechen zu bereuen; doch fiel ihm ein, daß ja Ada längst nicht mehr den Titel einer Prinzessin Raesdorf führe; sie war wohl lange schon Herzogin von D. Vielleicht war es die alte Prinzessin Raesdorf, die ihm etwas mitzuteilen hatte. Ob über Ada? Hatte sie vielleicht eine Schuld gegen ihn sich aufgeladen, machte sich Vorwürfe darüber und wollte ihm Aufklärung geben? Ironisch zuckte es um seine Lippen. Ada, dem Einfluß oder den Intrigen der alten Prinzeß Augusta erliegend — das klang so hübsch romanhaft. Nein, er war allein der Tor gewesen! Wie dem sein mochte, er wollte hingehen; sein Stolz ließ es nicht zu, der Begegnung auszuweichen.

In einer Stunde! Wie oft hatte sich Ada indessen flüsternd diese Worte wiederholt! Was aber wollte sie von ihm? Sie wußte es selbst nicht. Still lag sie da, ganz still, die Blicke starr auf die Uhr gerichtet, zu sehen, wie die Zeit all die Minuten und Sekunden verschlang, die sie noch von ihm trennten. Ihre Hände waren gefaltet wie zum Gebet, ihre Lippen bewegten sich oft: aber es wäre ihr schwer geworden, zu sagen, um was sie bete. Zunächst wohl in dem Sinne, daß die irdische Liebe nicht zu mächtig in ihr werde, sie nicht hindere, die Buße auf sich zu nehmen für ihre Schuld.

Nur einmal, kurz bevor die Zeit verflossen war, besann sie sich auf anderes. Sie teilte der staunenden Miß Godwin mit, daß Baron Rothkirch von seiner weiten Reise zurückgekehrt sei und ein paar Augenblicke bei ihr

vorsprechen werde. Ada war ziemlich gleichgültig geworden gegen alles, was ihre äußere Erscheinung betraf. Doch kam Miß Godwin ihrem weiblichen Instinkt ungefragt darin entgegen. Das feine, weißwollene, mit Seide gefütterte Negligékleid, welches sie jetzt gewöhnlich trug, war heute mit kostbaren Spitzen überrieselt, die den Eindruck des stumpfen, matten Weiß zu heben geeignet waren. Ein Korallenknopf schloß es am Halse, eine weiße Seidenschnur umspannte die jetzt nur allzu schmale Taille. Das weite Gewand verhüllte das Eckige der Formen, denen das langsame Voranschreiten der Krankheit schon alle Rundung geraubt. Das dunkle Haar fiel in einfacher Flechte zur Seite nieder; sie vermochte es nicht mehr auf dem Kopfe aufgenestelt zu ertragen. Ada ließ noch die weißen Kissen, auf denen sie sonst ruhte, mit einem purpurroten Shawl bedecken, als wolle sie davon einen Schimmer der Farbe entlehnen, die ihr entschwunden. Einen Blick, einen einzigen kurzen Blick warf sie in den Spiegel: sie wollte wissen, ob die Krankheit sie schon abstoßend gemacht. Sie beruhigte sich jedoch; so unerbittlich die Krankheit auch ist, die selten ihr Opfer wieder freigibt: bis zum letzten Hauche läßt sie dem Auge den Glanz und weiß eine trügerische Röte auf Wangen und Lippen zu legen.

„Wollen Sie im Nebenzimmer seiner warten?“ hatte Ada Miß Godwin gefragt, sicher, von ihr vollkommen verstanden zu werden.

Nachdem alles geordnet, lag sie wieder ruhig, ganz ruhig, bis sie seinen Schritt im Nebenzimmer hörte. Da schloß sie die Augen; sie wagte dieselben noch nicht zu öffnen, als er schon vor ihr stand. Hatte sie sich das Gericht heraufbeschworen? Würde der verachtende Blick sie wieder treffen, der sie damals niedergeschmettert?

Rothkirch hatte erst im Vorzimmer von Miß Godwin erfahren, daß es Ada sei, die ihn habe bitten lassen. Auch hatte diese ihm erzählt, daß die Verlobung mit dem Herzog ihrer Kränklichkeit wegen aufgelöst sei, und hatte ihn darauf vorbereitet, wie schwer krank er sie finden werde. Er war im ersten Augenblick zurückgewichen, als werde es ihm unmöglich sein, diese Schwelle zu übertreten. Doch Miß Godwins tränenvolles Auge mahnte ihn, daß jetzt ein Zurückweichen nicht mehr möglich sei.

Hoch emporgerichtet, kalt und stolz tritt Herbert ein. Das stille Bild, welches sich ihm bietet, das einen so grellen Gegensatz bildet zu der lebensvollen Art, die Ada einst gekennzeichnet, läßt seinen Trotz, seinen Groll hinschmelzen; dieses mächtigen Eindruckes vermag er sich nicht zu erwehren. Selbst den Gleichgültigen ergreift es, wenn er sieht, wie die Hand des Todes sich unwiderruflich auf ein junges Leben gelegt.

Herbert aber hatte nie einen Augenblick gleichgültig auf dies Antlitz zu blicken vermocht, seitdem er es zum ersten Male gesehen. Es durchzuckte ihn schneidender Schmerz. Er hatte sich keinen Vorwurf zu machen, und doch fragte er sich, ob er es gewesen, der sie so niedergeschmettert.

Ada schlug den Blick fast bittend zu ihm empor. Trotz der Bewegung, die ihn eben erfaßt, war Herbert jedoch zu so leichter Verzeihung nicht geneigt. Kalt und ruhig gab er den Blick zurück. War er ihr nichts gewesen — so war sie ihm nichts geworden: sie hatte verleugnet — er konnte vergessen. „Durchlaucht haben gewünscht . . .“, begann er, ernst sich verbeugend, ohne einen Schritt näher zu treten. Eine kleine Pause trat ein, als erwarte er ein Wort von ihr.

Aber ihr versagte die Stimme. Bei dem Priester hatte sie ihr Bekenntnis in Worte zu fassen vermocht — dem Herzog gegenüber hatte sie ruhig reden können — jetzt war es ihr unmöglich. Was sollte sie ihm sagen? Wie konnte sie seine Verzeihung erringen?

Ihre Blicke hafteten auf ihm, als müsse sie sein Bild für alle Ewigkeit sich einprägen; für einen Augenblick vergißt sie alles über dem einen Gedanken, ihn zu sehen. Aber sie muß sich sagen, sein Aeußeres verrät nicht, daß er gelitten hat; er scheint so ruhig, so kalt: sein Stolz wird nie verzeihen.

„Ich bedauere, Durchlaucht so leidend zu finden," begann Rothkirch wieder, indem er ihrem leisen Wink, auf einem Taburett am Fußende des Lagers Platz zu nehmen, nicht Folge gibt. „Ich werde um Entschuldigung bitten müssen, weil ich mich nicht lange aufhalten darf; der einzige Zug, den ich benutzen kann, läßt mir nur wenig Frist, und ich muß der Kriegsunruhe wegen meine Heimreise beeilen." Er spricht in derselben höflichen Weise, wie er zu jedem ihm fernstehenden Wesen reden würde.

Von neuem hält er ein. Sie empfindet den kühlen Ton seiner Stimme; ob sie aber den Sinn seiner Worte erfaßt, bleibt fraglich.

„Haben Durchlaucht Besserung, wenigstens Linderung im Süden gefunden?" Das sagt er milder, als er bisher geredet.

Ada verneint durch ein schwaches Kopfschütteln.

„Es ist das Geschick unseres Hauses," fügt sie tonlos bei. Dann rafft sie ihre letzten Kräfte zusammen. „Sie werden nach Walbeck gehen? Wollen Sie in Hochberg Lori meinen letzten Gruß bringen? Sagen Sie ihr, ich hätte ihrer gedacht, hätte sie gern noch gesehen. Die schönste Zeit meines Lebens war es, die ich mit ihr ver-

lebt. Aber sie darf nicht trauern: es ist gut, daß Gott es so fügt; hoffentlich wird er mir barmherzig sein. Source de bonheur — die darf doch nur dort oben sein. Hier ist der Mensch so töricht!“ Ada spricht leise im Traum, als habe sie vergessen, daß sie zu Herbert rede. Ihre Augen scheinen nicht ihn zu suchen, sondern das ernste Bild neben ihr. Ihre Stimme hat nichts mehr von dem früheren Metall, ihr Blick nichts mehr von dem blitzenden Uebermut, der einst Herbert bezaubert.

Herbert hat geglaubt und gehofft, der Wahn seines Herzens sei vergessen, überwunden — dennoch vermag er nicht, sie von ihrem Ende reden zu hören. . . . Der Ton der Stimme ist es, wodurch zuerst sein Herz erweckt wird — — ja, es ist die Frau, der seine Liebe gehört! Und die Liebe flammt auf — allem Stolz, allem Grolle zum Trotze; der Gedanke, daß er sie verlieren sollte, betäubte alles andere. Unwillkürlich tritt er näher, er weiß kaum, daß er sich beugt, als müßte er seinen Blick in den ihren versenken, als müsse er sie festhalten, daß sie ihm nicht entrissen werde.

„Sie werden genesen, Sie müssen genesen!“ ruft er fast heftig, und dann — er wird sich dessen nie entsinnen, daß er es gesagt und mit welcher Stimme er es gesagt —: „Ada, Sie dürfen nicht sterben!“

Sie aber hört es, sie kennt den Ton, der wie ein elektrischer Strom sie durchrinnt; ihre Augen schließen sich, sie weiß, daß ein Blick, ein Wort jetzt mächtiger sein wird wie alle Kränkung, die sie ihm zugefügt. Für eine Sekunde fühlt sie die alte Macht sich wiedergegeben. . . . Eine Sekunde lang empfindet sie die Wonne, sich geliebt zu sehen. Aber im selben Augenblick weiß sie auch, daß sie das jetzt nicht darf. Sie hat kein Recht mehr auf diese Macht, die sie einmal mißbraucht; an der Schwelle,

wo sie jetzt steht, gehört ihr die irdische Liebe nicht mehr; nicht zum zweiten Male darf sie seine Ruhe stören ..., sie glaubt Loris Augen vorwurfsvoll auf sich gerichtet zu sehen.

Des Menschen Gedanken haben das Privilegium des göttlichen Ursprunges behalten, daß sie kaum der Zeit unterworfen sind: eine Sekunde umfaßt einen ganzen Gedankengang.

„Lori," beginnt Ada wieder, als habe sie seine Worte gar nicht aufgefaßt. „Baron Rothkirch . . . répanse de joie . . . sie . . . liebt Sie sehr. . . . Wollen Sie einst . . . daran denken . . . glücklich werden. . . . Verzeihen Sie . . ."

Todesblässe bedeckt ihr Antlitz; einen Moment scheint es, als sei die Anstrengung zu viel gewesen, als wollten ihr die Sinne schwinden.

Vielleicht ist es gut, daß sie den Eindruck nicht sieht, den ihre Worte hervorgebracht. Auch er ist bleich geworden, alle Bewegung aus seinem Antlitz geschwunden, die vorherige Kälte zurückgekehrt. Ihre Worte haben ihn verletzt — widerwillig fühlt er, daß die alte Torheit fast noch einmal ihn hingerissen hätte. Eine schneidende Antwort drängt sich ihm auf die Zunge; aber Ada ist zu zart, zu gebrechlich, als daß sein Groll sich gegen sie hätte wenden dürfen. Er wähnt, es sei der Stolz gewesen, der ihr diese Worte eingegeben, und er vermag wieder ruhig auf sie zu blicken.

Er winkt Miß Godwin herbei, ihr Hülfe zu bringen. Kühl und schweigend harrt er, bis die Lider sich wieder öffnen.

„Ich werde mich verabschieden müssen," sagt er dann ruhig, als hätten ihre Worte ihn durchaus nicht berührt. „Mein Weg wird mich zuerst nach meinen schlesischen

Besitzungen führen, die am meisten vom Kriege bedroht sind."

Ada hat eben noch gemeint, sie würde nicht mehr reden können; dennoch durchzuckt sie jetzt ein jähes Angstgefühl. „Sie haben doch keine militärischen Verpflichtungen? Sie werden nicht in den Krieg gehen?" fragt sie lebhafter, als sie bisher gesprochen. Obgleich sie sich selbst dem Ende nahe fühlt, beängstigt sie doch der Gedanke, er könne Gefahren entgegengehen.

Er verneint es — und wieder entsteht eine kleine Pause. Erwartet sie, er werde zum Abschiede jetzt ihr die Hand entgegenstrecken — soll sie es tun? Aber nein, nur Freunde, die sich treu geblieben, haben das Recht, Hand in Hand zu fügen. Mit einem fremden Gruße hat ihre Bekanntschaft begonnen, mit einem Gruß endet sie. Sie neigt leise das Haupt gegen ihn — er verbeugt sich vor ihr, als sei er jetzt vollkommen der Kluft bewußt, die sie trenne. „Jeder Zoll eine Königin," hat er einst gesagt, und den Eindruck nimmt er trotz allem mit fort.

Sie blickt ihm nach, denn sie weiß, daß sie ihn auf Erden nicht mehr sehen wird. „Herbert, Herbert!" geht es in herzzerreißendem Weh über ihre Lippen. Hat sie jetzt den letzten Heller ihrer Schuld bezahlt? Hat sie die Sühne geleistet, die sie ersehnt? Ihr Bild wird das Glück seiner Zukunft nicht stören — und dennoch weiß sie sicherer als jemals, daß seine Liebe nicht erloschen war, daß sie ihr gehört hat über allen Groll, über alle Trennung hinaus. Was dem Menschen am wichtigsten ist für diese kurze Lebensdauer, ist: daß er liebe, daß er geliebt werde und einem Wesen über alles teuer sei. . . .

Als Miß Godwin wieder eintrat, fand sie Ada besinnungslos, wie sie es im Laufe ihrer Krankheit noch

nicht gewesen. Sie gab von Stund' an den Aerzten recht, die behauptet hatten, daß nichts für die Kranke schädlicher sei, als Besuche, welche immer einige Erregung zur Folge hätten. Die gute Dame behauptete später stets, von dem Tag an habe sich ein rascherer Fortschritt der Krankheit erkennen lassen, wenn auch Ada selbst es nie habe zugeben wollen und von der Zeit an bedeutend regsamer und teilnehmender sich gezeigt habe. Sie erzählte später oft unter Tränen, mit welch friedlicher Ergebenheit und Besonnenheit die Prinzessin alles Zeitliche geordnet habe, wie dann ihr ganzer Sinn sich ausschließlich dem Himmlischen zugewandt.

Nur im letzten Momente hatten die Erinnerungen an Aussee ihre Phantasie noch einmal gekreuzt. Miß Godwin meinte, es müsse Baron Rothkirch rühren, wenn er erfahre, daß sie seinen Namen am meisten genannt. „Freilich war er ja auch der letzte Besuch gewesen — später hat sie niemand mehr empfangen.“

Lori ahnte nicht, wie rasch die Freundin dem Ende zuschritt. Die Grüße, welche Ada dem Baron Rothkirch aufgetragen, erhielt sie nicht, und auch die Freude eines Wiedersehens wurde hinausgeschoben. Rothkirch hatte wirklich seine schlesischen Besitzungen aufgesucht, und er mußte dort sehr in Anspruch genommen sein, da weder Nachricht noch Gruß von ihm nach Hochberg gelangte.

Aber Ada hatte selbst an Lori geschrieben, ihr den Besuch Rothkirchs mitgeteilt. Welche Anstrengung dies ihr gekostet, erfuhr Lori niemals. Sie sollte es nicht wissen — deshalb hatte Ada, wie ehemals, hier und da ein Wort des Scherzes eingemischt und, wie früher Lori gegenüber, Herbert „ihren“ Baron genannt und versichert, er werde ihr später ganz sicher die Grüße überbringen, die sie ihm aufgetragen.

Das war der letzte Brief, den Ada geschrieben. Ihre letzten Grüße an die Prinzeß Augusta Raesdorf, an die Fürstin Welsenheim und den Herzog hatte sie Miß Godwin in die Feder diktiert.

Lori aber hatte aus dem Briefe neue Hoffnung geschöpft und über der ihr so wichtigen Nachricht nicht beachtet, daß Ada von ihrem Gesundheitszustand ganz schwieg. Doppelt betroffen war sie daher, als bald nachher die Nachricht vom Hingange der Freundin sie erreichte. Schmerzlich und tief war die Wunde, die der Verlust ihrem Herzen schlug; dennoch würde sie noch tiefer getrauert haben, wenn sie nicht eben erfahren, daß Rothkirch sich auf den Schauplatz des Kampfes begeben, um den Pflegern dort sich anzuschließen und auf diese Weise wenigstens seine Kräfte für das Vaterland mit einzusetzen. Lori wußte ihn in Gefahr — denn Krankheit und Seuche wütete dort; sie zagte um ihn, und wenn ihre Tränen um Ada auch flossen, so gehörten ihre Gedanken und Gebete doch Rothkirch an. Zu allen Zeiten hat ja die Freundschaft zurücktreten müssen vor dem stärkeren Gefühl der Liebe.

Inmitten aller Schrecknisse und Leiden, die der Krieg im Gefolge hatte, empfing Rothkirch die Nachricht von Adas Ende. In einem schon mehrere Wochen alten Zeitungsblatte fand er unter all den erschütternden Nachrichten, die jene Zeit täglich heraufbeschwor, die Notiz, daß am zehnten Juli zu Venedig die Prinzessin Adelheid Maria Raesdorf ihren langen Leiden erlegen sei. Wie sie einst scherzend gesagt: das stand so einfach, so kurz da, als ob niemand um sie trauere; von einem Verhältnis zu anderen, als Tochter, als Schwester, als Braut oder als Gattin, war nichts gesagt: kein einziges Band hatte sie gefesselt.

Herbert Rothkirch blickte lange auf die wenigen trockenen Worte. Selbst der Tod vermochte das bittere Gefühl nicht zu unterdrücken, das seinem Herzen sich unauslöschlich eingeprägt hatte. Dennoch hatte Herbert an dem Tage die Empfindung, als wenn eine der Tausende von Kugeln, die in so manches lebenslustige Herz ihren Weg fanden, ihm willkommen sein würde.

Zur selben Zeit erfuhr noch eine andere Person das Hinscheiden Adas von Raesdorf in einer Weise, die nicht gleich die Trauer in den Vordergrund treten ließ. Als Adas letzte Verfügungen eröffnet wurden, fand sich, daß ein Teil ihres Vermögens ihrer Freundin und Schwester, wie sie die Komtesse Hochberg nannte, zugefallen war. Mit dem anderen Teil hatte sie die Tochter des Herzogs Anton bedacht, in zarter Anerkennung des Verhältnisses, das ihr dies Kind hatte zu eigen geben sollen. Unter den vielen Legaten für wohltätige Zwecke und Untergebene fand sich eines, welches dem Fährmann Sepperl zu Aussee eine angemessene Wohlhabenheit unter seinesgleichen sicherte. Daß eine Prinzessin einem Fährmann eine solche Summe vermachte, war ein Ereignis, durch welches selbst das Bezirksgericht aufgeregt wurde, dessen Vermittlung der Geschäftsgang bedingte. Der glückliche Erbe selbst wußte kaum, wie ihm geschah. Eine Klausel der testamentarischen Verfügung machte ihm aber klar, welcher Veranlassung er sein Glück verdankte. Die Prinzessin vermachte ihm die Summe in Erinnerung an seine guten Dienste im Sommer 18 . ., und um ihn in den Stand zu setzen, das Mädchen, das er liebe, zu heiraten. Sie habe sich erkundigt und gehört, daß sie beide noch frei seien; so möge er Friede mit ihr machen und nicht zu stolz sein, zu vergessen, was sie einmal getrennt. Die Erblasserin werde sich freuen, zu ihrem Glück etwas beizutragen; sie wünsche ihnen Gottes

besten Segen, und sie möchten ihrer in ihren Gebeten zuweilen gedenken.

Auf die Fragen, welche Sepperl überstürzten, erzählte er ganz konfus von dem Sommer, von der Prinzessin, die er immer mit seinem Fahrzeug bedient; er wußte auch noch, wie er die Damen damals zuletzt gefahren, und wie die schöne Blonde ihn gescholten, weil er zornig geworden. Aber so ganz klar wurden die Herren doch nicht über die Geschichte; denn was sein Mädchen anging, wollte er nicht mit der Sprache heraus. Auf dem Heimwege vom Gerichte faßte er den Entschluß, einen angemessenen Teil des Ererbten zum Herrn Pfarrer zu tragen, um eine Messe zu stiften für die Seele derjenigen, die so seines Leides und seines Glückes sich erinnert; sie solle dort oben noch merken, meinte er, wie sie keinen Undankbaren bedacht. Was die Anni betraf, so hatte die Prinzeß gewiß recht: er hatte doch noch keine gefunden, die ihm besser gefallen, und sie hatte den Bauern auch nicht genommen, wie viel man ihr zugeredet hatte. Die Eltern würden jetzt schon andere Seiten aufziehen, dachte er stolz, auf die Brusttasche schlagend, in der er die Verfügung des Gerichtes barg. Soviel war gewiß: zu einem ordentlichen Kerl sollte das Geld ihn machen. Aber trotz seines Glückes war ihm doch weh zumute, wenn er an das junge Leben dachte, das so bald zu Ende gegangen. So flink und schneidig wie die Prinzeß war keine von all den feinen Damen gewesen; so frank und frei hatte keine von ihnen in die Welt geschaut, wenn sie auch oft gewaltig stolz hatte aussehen können. Was mochte es ihr angetan haben, daß sie so früh fortgemußt? Am Ende war's ihr auch nicht gut gegangen mit ihrem Schatz? Daher wußte sie wohl so gut, wie es anderen Leuten ums Herz sei.



16

> Durch den so weh dir ward und so beklommen —
> So magst du ihm, er dir viel Freud' erwerben.
> Parsival (Wolfram von Eschenbach).

Wieder sind Jahre vergangen. Ada von Raesdorfs Name wird nur selten noch genannt. Am häufigsten vielleicht geht er über Miß Godwins schmale Lippen, wenn sie in dem traulichen Gemach, welches jetzt fürwahr ein Ruheplätzchen ihr ist, sich die Abwechselung gönnt, mit einer Freundin ihren Tee zu teilen. Miß Godwin war es ergangen wie den Menschen zumeist im Leben: sie hatte die Erfüllung ihres Wunsches nach behaglicher Ruhe mit dem Verlust des Liebsten bezahlt, was sie auf Erden besessen. Hoch in Ehren und warm im Herzen blieb bei ihr das Andenken an die, welche anfangs ihr Pflegling, dann ihre junge Herrin gewesen, und durch deren Großmut sie eines sorgenfreien Lebensabends genießt. Miß Godwin konnte nur schwer verschmerzen, daß sie ihre Prinzessin nicht als Herzogin gesehen; sie erzählte oft, wie nahe Ada dem Ziele gewesen und wie sie einen Thron geziert haben würde. Schmerzlich seufzte sie an dem Tage, wo angezeigt wurde, daß Herzog Anton die Regierung übernommen und zugleich Prinzeß Helena Welsenheim als regierende Herzogin genannt wurde.

Doch auch in anderer Erinnerung lebt Ada weiter. Sepperl hat Wort gehalten; er hat in dem Kirchlein zu Aussee eine heilige Messe für seine Wohltäterin gestiftet. So wird alljährlich das requiescat in pace für sie gebetet dort, wo des Lebens Unruhe und Streit für sie begonnen. Der Sepperl verfehlt nie, der Messe beizuwohnen; denn seine Dankbarkeit steigert sich mit jedem Jahre, je freundlicher das Glück ihm lächelt. Er hat Frieden gemacht mit seiner Anni und meint, der Rat, sie zu heiraten, sei noch der beste Teil von Adas Vermächtnis gewesen. Seine Schwiegereltern sind jetzt sehr stolz auf ihn, da er der angesehenste Mann im Dorf geworden ist. Er hat die „Villa Prinzeß“, wie sie für alle Zeit jetzt heißt, angekauft und eine Pension für vornehme Herrschaften dort eingerichtet. Schon um des gemütlichen Wirtes und der schmucken Wirtin wegen hat dieselbe stets Zuspruch. Aussee zählt nach wie vor viele Sommergäste. Doch nie kam wieder ein Sommer wie jener, sagt der Sepperl, wo vor lauter Grafen und Prinzen gar kein Auskommen war. Nur noch aus Gefälligkeit führt er die Herrschaften hier und da in die Berge, oder rudert sie selbst im Boot. Dann erzählt er gern von jener Wasserfahrt, wo all die vornehmen Fremden als Zigeuner gekommen und ein so glänzender Aufzug gewesen. Aber wie viele hübsche Damen er auch zu sehen bekommt unter seinen Gästen, er meint doch, nimmer wäre eine darunter, die jenen zwei gleichkäme: der Kleinen mit den Blitzaugen oder der Großen mit den blonden Zöpfen.

Gern hätte er erfahren, was wohl aus der Komtesse geworden, die doch gar so lieb und gut gewesen. Daß sie den schwarzen Prinzen, der damals so hinter ihr her war, nicht genommen, hatte dieser ihm selbst gesagt, als er einige Jahre später auf ein paar Tage nach Aussee

gekommen. Der Sepperl hatte ihn nach der Blonden gefragt, und warum er noch immer so allein in der Welt herumfahre. Da hatte er gelacht und gesagt, es sei nicht seine Schuld; sie habe ihn gehen heißen, und eine andere möge er nicht. Der Prinz hatte gewußt, daß die Komtesse noch daheim sei bei ihren Eltern, obwohl schon fünf Jahre seit jenem Sommer zu Aussee verstrichen.

Lori war noch immer bei den Eltern, und die Leute würden sich gleich dem Sepperl darüber gewundert haben, wären die letzten Jahre nicht so ereignisvoll gewesen. Loris Leben hat sich fast ausschließlich auf ihren häuslichen Kreis beschränkt. In dem Jahre von Adas Tode hatte sie in der Trauer um die Freundin eine Entschuldigung dafür gefunden, daß sie sich vom Weltleben zurückzog und den Winter ganz auf dem Lande verlebte. Die folgenden Jahre aber waren zu ernst und unruhig gewesen für harmlose Geselligkeit. Lori selbst schien nichts daran zu liegen, daß sie die Vergnügungen der großen Welt entbehren mußte. Ihre Mutter fand sogar allmählich, daß die Tochter zu wenig Wert darauf lege; sie ahnte fast den Grund, der Lori so gleichgültig dagegen sein ließ. Hier und da war aus den näheren und den ferneren Kreisen, die das gastliche Hochberg aufsuchten, ein Freier aufgetaucht, um die schöne Tochter des Hauses zu gewinnen, deren Liebreiz durch das Vermächtnis der Freundin einen soliden Hintergrund gewonnen. Aber Lori verhielt sich so kühl jeder Annäherung gegenüber, daß keiner weiter vorzugehen wagte, obschon mancher von ihnen der Billigung der Eltern hätte gewiß sein können.

Worauf harrte Lori? Auf jenen Gruß, den Ada ihr in ihrem letzten Briefe verheißen — jenem Briefe, auf

dem Loris Augen so oft ruhten, und den nicht allein um der toten Freundin willen so manche heiße Träne netzte, der aber dennoch stets einen Funken Hoffnung in ihrem Herzen wach hielt? Lori wußte durch denselben, daß Rothkirch bei seiner Rückkehr einen Augenblick Ada gesprochen habe und daß sie ihm ihre letzten Grüße aufgetragen. Die Worte hatten so bedeutungsvoll und verheißend geklungen — aber die Grüße wurden nicht überbracht, obschon Jahre vergingen.

Herbert Rothkirch hatte seitdem Walbeck nicht wieder aufgesucht. Die Verhältnisse mochten dazu beigetragen haben, da seine anderen Besitzungen während der Kriegsläufte seine Anwesenheit dringend erheischten. Aber auch nach dem Friedensschlusse hatte Rothkirch die alte Heimat nicht aufgesucht, sondern zum Staunen seiner Bekannten mit Eifer am öffentlichen Leben sich beteiligt. Die politischen Gestaltungen nahmen ihn bald ganz in Anspruch, und sein Aufenthalt war, seinen früheren Lebensgewohnheiten entgegen, zumeist in der Residenz

Lori hörte gern, wenn ihr Vater Rothkirchs Abwesenheit einfach hierauf zurückführte; aber sie meinte doch, daß er die Hindernisse hätte überwinden können, wenn er gewollt hätte. Was hielt ihn von Walbeck fern? Was konnte ihn der Gegend und ihrem Hause so entfremdet haben? Seitdem Loris eifersüchtige Gedanken in bezug auf Ada sich unbegründet erwiesen hatten, vermochte sie sich diese Entfremdung nicht zu erklären. Er hätte doch ihr Freund bleiben können, wie sie um so öfter seufzend dachte, je länger die Trennung.

Rothkirch hätte die Abneigung, die er gegen einen Aufenthalt in Walbeck empfand, sich schwer klar zu machen gewußt. Am wenigsten mochte er sich eingestehen, daß es eben Lori war, der er auszuweichen suchte. War sie allzu

nahe mit den Erinnerungen an Ada verknüpft, die er nicht wachrufen wollte? Hatten gerade Adas letzte Worte einen Widerspruch in seinem Geiste rege gemacht? Kein Mann läßt sich gern eine Neigung oktroyieren, und es hatte ihm gedünkt, als wolle Ada noch einmal ihn fühlen lassen, daß es ein Irrtum gewesen, wenn er an ihre Liebe geglaubt. Groll und Bitterkeit verbanden sich daher mit dieser Erinnerung, die ihm eine Schranke aufzurichten schien zwischen ihm und Lori. Dadurch wurde die alte Freundschaft unmöglich gemacht, wenn er auch Lori selbst von aller Schuld freisprach.

Aber die Zeit wandelt viel. Ein zweiter Krieg war mit allen seinen Erregungen vorübergebraust, und die Friedensglocken hallten endlich durch das Land und stimmten die Herzen freudig und weich. Man atmete auf nach langem, schwerem Druck und wandte sich zurück zu den eigenen Interessen, nachdem die Gedanken so lange durch die großen Ereignisse gefesselt worden waren.

Auch Herbert Rothkirch machte sich für einige Zeit frei von all dem, was ihn bisher gehalten. Eine Sehnsucht nach der Stätte, die er eigentlich als seine Heimat betrachtete, hatte ihn erfaßt. Er sagte sich, daß es notwendig sei, nach der langen Vernachlässigung endlich Walbeck aufzusuchen, und daß es Freundespflicht sei, der Familie Hochberg, die ihm stets so nahe gestanden, einen Besuch abzustatten. Denn der Krieg hatte derselben ein schweres Opfer auferlegt: ein Sohn war in einer der letzten Schlachten gefallen. Daß Herbert dabei zumeist Loris Trauer sich vergegenwärtigte, dünkte ihm natürlich, da er sich ihrer warmen Liebe für die Ihrigen erinnerte; zu Aussee hatte sie ihn oft zum Teilnehmer ihrer schwesterlichen Gefühle gemacht. Herbert wußte, daß Lori noch daheim bei ihren Eltern weilte, daß sie bisher noch keine

Wahl getroffen. Aber er sträubte sich dagegen, weitere Konsequenzen aus diesem Umstande zu ziehen. Dennoch vermochte er sich nicht des Gedankens zu entschlagen, daß er wissen möchte, ob sie ihren kindlichen Liebreiz sich wohl bewahrt habe. Ihr Gesichtchen, mit dem tiefbewegten Ausdruck, wie er es zuletzt zu Aussee gesehen, schwebte ihm beständig vor. Er wußte, wem ihr Kummer damals gegolten; doch urteilte er jetzt milder darüber. Der Traum hatte sich wohl längst verflüchtigt — die Träume junger Damen sind ja sehr flüchtiger Natur, wie er mit einiger Bitterkeit hinzusetzte.

Loris heimische Hügel und Hügelchen, wie einst Ada sie neckend bezeichnet, standen in vollem Herbstschmuck, als Herbert sie nach Jahren wieder begrüßte, indem er dem Wege nach Hochberg folgte.

Lori saß im Wohngemach bei ihrer Mutter, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, als der Hufschlag eines Pferdes einen nahenden Gast verkündete. Sie hatte verlernt, danach auszuschauen: ihre Hoffnung war so oft getäuscht worden, daß sie nicht mehr wartete und nichts mehr erwartete.

Auf ihrer Mutter Geheiß wandte sie gleichgültig den Blick hinaus, um zu sehen, wer der Ankommende sei. Aber der Mutter Frage blieb ohne Antwort. Die Gräfin, in ihre Arbeit vertieft, nahm an, daß ihr Ohr sie getäuscht habe oder daß eine durchaus gleichgültige Persönlichkeit angekommen sei; denn Lori verließ das Zimmer. So war sie doppelt überrascht, als wenige Augenblicke später der Diener die Ankunft Rothkirchs meldete. Lori mußte ihn nicht erkannt haben, dachte die Gräfin, daß sie eben jetzt fortgegangen. Der Diener, den sie ihr gleich nachsandte, vermochte sie nicht aufzufinden.

Rothkirch hatte schon alle Mitglieder der Familie begrüßt und eine lange Weile in deren Kreise zugebracht, und dachte wieder an Aufbruch, als Lori endlich eintrat.

Das Bild, das uns von jemand vorschwebt, den wir lange nicht gesehen haben, weicht oft seltsam ab von dem Anblick, den die Stunde des Wiedersehens bringt. Herbert hätte schwer zu sagen vermocht, was er an Lori verändert fand, als sie jetzt vor ihm stand. Vielleicht war es die vollkommene Ruhe, mit der sie ihn begrüßte und die seiner eigenen ruhigen Selbstbeherrschung nichts nachgab. Vielleicht auch vermißte er in ihrem Auge den Freudenstrahl, den das naive Kind früher nie zu unterdrücken vermochte. Ihre Schönheit hatte nichts eingebüßt durch die Jahre; die Trauerkleidung hob noch ihre lichte Erscheinung, und wenn sie auch ernster erschien, so hatte doch beim Sprechen der kindlich weiche Ausdruck die Oberhand.

Die Ruhe zu gewinnen, welche Rothkirch fast erschreckt hatte, war Lori indessen nicht leicht geworden: der heilige Hubertus im Fenster der Kapelle hätte ihren Kampf verraten können. Als sie den Ankommenden erkannte, hatte eine mächtige Bewegung sie ergriffen. Sie hätte ihm in dem Augenblick nicht entgegentreten können; ihr Gefühl trieb sie, zu fliehen, obgleich sie eine so überschwengliche Freude empfand, als seien jetzt ihre Gebete erhört, ihre Wünsche erfüllt. In die Kapelle hatte sie sich gerettet, um den Sturm ihrer Gefühle zu bannen. Sie schalt sich töricht, sie versuchte, sich die Grundlosigkeit dieses Jubels klar zu machen — seltsamerweise aber ging ihr Gebet endlich in ein Gebet für Ada aus, als habe diese ihr den Geliebten gesandt, als habe sie ihr dafür zu danken. Mit der Erinnerung an Ada ging etwas von der Selbstbeherrschung, die sie stets an derselben bewundert, auf sie

über. Es war ihr, als ruhten Adas Augen auf ihr in dem Augenblick, da sie Rothkirch nunmehr entgegentrat.

Dennoch wurde die Erinnerung an Ada zwischen ihnen nicht berührt. Rothkirch richtete die Grüße nicht aus, die einst ihm aufgetragen worden, und Lori gedachte der Freundin nicht mehr, als sie den Baron jetzt vor sich sah. Sie überließ gern für heute den anderen die Unterhaltung; aber ihr Herz klopfte gewaltig, als ihr Vater die Frage stellte, ob Rothkirch ein längeres Verweilen in der Gegend beabsichtige. Hatte er es beabsichtigt? „So lange meine Geschäfte mich in Anspruch nehmen," war die ausweichende Antwort. Dabei aber suchte er unwillkürlich Loris Blick, und dieses Mal hätte er von jenem freudigen Aufblitzen etwas sehen können, wären ihre Augen nicht so fest auf ihre Arbeit gerichtet gewesen.

Seine Geschäfte mußten ihn wohl lange fesseln und doch auch wieder wenig in Anspruch nehmen; denn Woche auf Woche verging und man sah ihn fast täglich zu Hochberg, wo er den größten Teil des Tages zubrachte. Empfand er jetzt die Wahrheit der Behauptung, die Ada einst aufstellte: daß immer wieder die Freude des Menschen der Mensch ist? Lori im Kreise der Ihrigen, wo sie stets Freude zu verbreiten wußte, war in der Tat gar lieblich zu sehen.

Wieder lockten, wie einst zu Aussee, die schönen Tage ins Freie. Rothkirch schritt an Loris Seite, wie er damals an Adas Seite gegangen, und allmählich fiel ihren Begleitern die Rolle zu, welche Graf Sparenberg und Miß Godwin einst ausfüllen mußten. Die Umgebung von Hochberg erinnerte fürwahr in nichts an die romantische Schönheit des Gebirges; weder steile Felsenpfade noch gefährliche Schluchten gab es dort, keine überraschenden Fernsichten; kein blauer Bergsee mit seinem rätselhaften

Schimmer war zu bewundern. Nur schlichte Wege führten durch Laubwald oder an fruchtreichen Feldern entlang. Der Gegensatz zwischen damals und jetzt war auch in geistiger Hinsicht bezeichnend. Da war nicht die kühne Geistesschärfe, die Herbert einst entzückt und beunruhigt, keine Kluft, welche trennte, kein Benehmen, das immer neue Rätsel aufgab. Zwischen ihm und Lori war alles ruhiger Einklang; schlicht und klar war Loris Denken und Tun, reicher an gesegneten Früchten als an berauschendem Reiz. Aber ein Herz, welches einmal einen heißen Kampf bestanden hat, einmal schwer verletzt worden ist, findet den Frieden wohltuend. Im Leben des Mannes gibt es eine Zeit, wo er nur die Liebe zu schätzen weiß, die er erstreiten und erringen muß; aber eine andere Epoche kommt, wo die Liebe ihm die lieblichste dünkt, die ihm wie heller Sonnenschein entgegenlächelt. Nicht ohne Stolz dachte Herbert jetzt an Sipolskys Bekenntnis, daß Lori um seinetwillen fürstlichen Glanz und Reichtum zurückgewiesen, und süß stahl sich ihm die Ueberzeugung ins Herz, daß dies liebliche, vielumworbene Wesen nur ihm allein sich zugewandt habe.

Als die Herbstmonde zur Neige gingen, sammelte sich in den Großstädten die Gesellschaft wieder zu den Winterfreuden, die während der kriegerischen Ereignisse ganz vergessen worden waren. Von sommerlichen Idyllen war noch weniger die Rede gewesen; denn in schwerer Zeit muß ein jeder auf dem Posten sein, Hülfe zu leisten nach Kräften. Gräfin Rosa hatte nicht minder wie alle die hübschen, lebenslustigen Frauen ihrer Bekanntschaft brav mitgewirkt, wo es galt, die Not zu lindern. Sie war ebenso erfinderisch in Basars, Lotterien und Kollekten gewesen, als ehedem im Wechsel ihrer Vergnügungen. Ein bißchen kokettiert und ein wenig intrigiert wurde auch

dabei; aber manche zarte Hand, die man nur des Fächerwinkens fähig erachtet, hatte geschickt und unermüdlich zu arbeiten gewußt.

Nach den stürmischen Zeiten ist nun alles in das alte Geleise zurückgekehrt. Gräfin Rosa sitzt in ihrem Boudoir und läßt lässig die Visitenkarten Revue passieren, die bei ihr abgegeben wurden, seitdem sie die Eröffnung ihres Salons hatte kund werden lassen. Sie läßt die kleinen weißen Blättchen melancholisch durch die Finger gleiten; denn es fehlt manch teures Haupt. Erst jetzt tritt ihr recht vor die Augen, daß der rauhe Kriegsgott ihren früheren Kreis auseinandergesprengt hat. Von dem heiteren Verein zu Aussee ist kaum einer oder der andere mehr vorhanden. Ein leiser Seufzer steigt auf Rosas Lippen: alles wird sich neu organisieren müssen; so schön wie früher, als Gräfin Rosa das Zepter als „reigning beauty" führte, wird es nimmer.

Hübsch ist Gräfin Rosa auch heute noch; aber ihre zarte Gestalt ist doch etwas auseinander geflossen, und ihr berühmter Teint bedarf einiger künstlicher Auffrischung.

In ihren trübseligen Betrachtungen wird sie durch die Ankunft ihrer Schwiegermutter gestört, welche sichtlich erregt eintritt.

„Eine Neuigkeit, Rosa!" ruft Baronin Behr, noch ehe sie Platz genommen, ihrer sonst gelassenen Weise ganz entgegen. „Eine Neuigkeit, die auch dich sehr interessieren wird!" Dabei betonte sie das Wörtchen „sehr" in möglichst auffallender Weise.

„Eine Verlobung?" fragt Gräfin Rosa zurück, trotz der Aufforderung der Baronin noch nicht viel Interesse verratend. „Die Lilienbach? Man sprach neulich schon davon. Es ist ja zwei Jahre her, daß der arme Lilienbach als einer der ersten fiel."

Die Baronin schüttelte den Kopf, schien aber nicht geneigt, ihre Neuigkeit sogleich preiszugeben, und schwieg mit geheimnisvoller Miene.

„Niemand von uns?“ beginnt Gräfin Rosa wieder mit dem bekannten Ausdruck. Sie entdeckt aber in dem Augenblick einen Brief in den Händen ihrer Schwiegermutter: „Aus deiner Heimat? Dann muß es dein Liebling sein . . . nur der Herbert Rothkirch interessiert dich so! Mit wem? . . . Mit der kleinen Hochberg?“

Gräfin Rosa gab noch immer etwas geringschätzend allen jungen Mädchen die Bezeichnung „klein“. „Nun, haben aber die zwei lange Zeit gebraucht, bis sie dazu gekommen sind!“ fährt Gräfin Rosa in nüchternster Anschauung fort, als ihre Schwiegermutter strahlenden Blickes ihre Vermutung bestätigt. „Wenn sie das wollten, hätten sie's längst haben können. Worauf haben die denn gewartet?“

„Er schreibt sehr beglückt . . . ganz entzückt,“ erklärte die Baronin, ohne auf die Bemerkungen ihrer Schwiegertochter einzugehen. „Ich kann nicht sagen, wie mich die Nachricht freut. Seit er die politische Bahn mit solchem Eifer betreten hat, fürchtete ich, er würde sich gar nicht mehr zum Heiraten entschließen. Doch das wußte ich, daß er sie damals schon liebte, und sie ihn ebenfalls. Ich habe nie begreifen können, was die beiden so plötzlich trennte und ihn zu jener Weltumsegelungstour veranlaßte. Ob er eifersüchtig auf Sipolsky war und ein Mißverständnis daraus entstand? Du weißt ja, der Prinz hatte der Lori am Tage nach dem Feste eine Erklärung gemacht . . .“.

„Hör' mal, Mama,“ meinte Gräfin Rosa, „in Aussee ist mir die Liebe Herberts zu Lori gar zweifelhaft vorge-

kommen. Alle Welt hat's behauptet, und du mit, weil die Sache gar so gut paßte; aber ich habe immer gefunden, daß er der kleinen Raesdorf mehr den Hof machte wie der Lori. Damals war sie ja auch nichts weiter als ein ganz netter Backfisch. Erinnerst du dich noch, wie Herbert mit der Prinzessin den Platz zu dem Picknick aufsuchte und immer mit ihr zusammen war? Bei dem Feste war die Ada wie ausgetauscht; ich habe damals sicher erwartet, es würde zu etwas kommen zwischen den zwei. . . . Nun, es hätte doch nicht die Welt aus den Angeln gehoben," plauderte Gräfin Rosa gleichmütig fort, da sie einen etwas gereizten, mißbilligenden Ausdruck im Antlitz ihrer Schwiegermutter wahrnahm. „Was wäre es gewesen, wenn eine Prinzeß Raesdorf einen Baron Rothkirch geheiratet hätte? Euer Stammbaum ist ebenso alt wie der ihrige. Aber sie war eine stolze kleine Hexe . . . und stolz ist der Herbert auch. Das hat wohl nicht gut getan zusammen. Ich habe nicht vergessen, wie betroffen der Herbert dreinschaute, als er hörte, daß die Prinzessin Aussee verlassen habe. Nachher hieß es ja, sie wäre mit einem Herzog von D. wider ihre Neigung verlobt worden; sie soll sich so darum gegrämt haben, daß sie gestorben ist. Graf Charmilly hat sie noch einmal besucht in Venedig und sie sehr verändert gefunden — damals, als der Herbert auf Reisen war. Ob er sie aufgegeben oder sie ihn, wer weiß das! Sie hat früh von der Welt scheiden müssen, die Arme. . . . Uebrigens hätte ich gedacht," philosophierte Gräfin Rosa weiter, ohne auf das Schweigen ihrer Schwiegermutter zu achten, „wenn der Herbert einmal wirklich geliebt hätte, würde er nimmer vergessen. Er sah ganz danach aus. Aber die Männer sind sonderbar; man wird selten klug aus ihnen. . . . Wann ist die Hochzeit? Da gehen wir jedenfalls hin. Ich lerne dann endlich

auch deine Heimat kennen, Mama. Bei euch zu Lande werden ja die Hochzeiten immer großartig gefeiert."

Gräfin Rosas Gedanken gingen von dem schwierigen psychologischen Problem zu dem ihr näher liegenden Gedankenkreis von Hochzeitsfeier und Hochzeitstoiletten über. Das erfrischende Gefühl, auf ganz neuem Terrain noch einmal als neuer Stern glänzen zu können, hob ihre Stimmung bedeutend.

Die Baronin fand sich unerquicklich berührt durch die Plauderei ihrer Schwiegertochter; wie ein kühler Hauch zog es über ihre freudige Erregung. Sie hätte gern widersprochen und vermochte doch nicht, Gräfin Rosa ganz zu widerlegen. „Die Menschen wissen in ihrer Plaudersucht alles auszumalen und auszuspinnen," erwiderte sie. „Es wäre ganz gegen Herberts Grundsätze gewesen, eine Frau zu wählen, der er an Rang nicht durchaus gleich stand. Und der Charakter der Prinzessin war nicht dazu angetan, sich wider ihre Neigung verloben zu lassen. Herbert und die Prinzessin unterhielten sich gern, das war alles. Nach meiner Ansicht hat sie aber gerade am meisten dazu beigetragen, ihn auf Lori aufmerksam zu machen. Sie hat die Sache entschieden protegiert. Eine bessere Wahl hätte Herbert auch gar nicht treffen können, als unsere süße répanse de joie, wie die Prinzessin sie immer nannte. Er wird glücklich werden; denn keine paßt so zu ihm wie die Lori, und man kann Gott nur danken, daß er es so gefügt."

Mit diesem letzten Ausspruch behielt die Baronin recht: die Zukunft bestätigte ihn. Herbert Rothkirch und Lori Hochberg sind ein gar glückliches Paar. Sie haben sich auf Walbeck niedergelassen, da Rothkirch weiß, wie teuer seiner Frau die Gegend ist. Wenn er auch noch im öffentlichen Leben wirkt und sich einen anerkannten Namen

erworben hat, so zieht's ihn doch wieder in den engeren Kreis seiner Heimat, wo seine Häuslichkeit ihm so viele Freude und Befriedigung gewährt. Lori ist in Wahrheit für ihn répanse de joie geworden — eine unübertreffliche Freudenspenderin. Kindlich froh steht sie neben dem gereiften Mann, und wenn einige den Altersunterschied zwischen ihnen etwas groß finden, so empfindet Lori doch nichts davon. Er ist ihr Ideal gewesen von Anbeginn, und ihre Liebe und Verehrung steigerte sich nur, seitdem sie seiner Liebe gewiß wurde. Mit kaum minderem Eifer und mit ebenso freudig klopfendem Herzen wie einst als hoch aufgeschossener Backfisch eilt sie auch heute noch an das Fenster, wenn sie sein Nahen nur ahnt. Sie sucht auf seine Gedanken, sein Streben einzugehen, ihm verständnisvoll zur Seite zu stehen. Ihr liebevolles Herz vernachlässigt dabei keine der alten Pflichten, trotzdem die neuen der Gattin und Mutter hinzugetreten.

Oft denkt sie wehmütig daran, wie die Freundin jetzt der Pflichten noch mehr aufzuzählen haben würde als damals — die Freundin, der kein häusliches Glück hier auf der Erde erblühte. Lori hofft, daß eine höhere Seligkeit ihr ersetzt, was sie an irdischem Glück entbehren mußte; denn sie weiß, wie losgelöst von der Welt, wie ganz dem Höchsten hingegeben Ada ihre letzten Erdentage verbracht hat. Lori fühlt dann, wie es ihr selbst not tut, dies höhere Glück sich ernst vor Augen zu halten, um es nicht zu vergessen über all der irdischen Befriedigung, die ihr zuteil wurde.

Wer Herberts zärtliche und verehrende Liebe zu seiner Gattin sieht, würde schwer denken können, daß jemals andere Gefühle sein Herz bewegten, daß eine andere Liebe einst so heiß darin glühte. Adas Wille hat sich erfüllt: das Opfer, das sie zur Sühne gebracht, ist nicht umsonst

gewesen. Ihr Bild stört sein Glück nicht; ein paar andere Augen sind die Sonne seines Lebens geworden, ein anderes Herz bietet ihm den Schatz der Liebe und Treue, vor dessen warmem Schein alle Kälte und Bitterkeit schwindet.

Er hat nie verstanden, warum einst Ada ihn nochmals zu sich gerufen. Als Mann begreift er wohl nicht das Gefühl des Weibes, den Geliebten wenigstens noch einmal sehen zu wollen. Den Rausch jenes Augenblickes, wo die Liebe auch in seinem Herzen wieder heiß aufzulodern drohte, wo es trotz allem nur eines Wortes von Ada bedurft hätte, sie von neuem anzufachen, hat er lange vergessen. Daß sie damals ein Opfer brachte, hat er nie geahnt: nicht alles klärt sich auf im irdischen Leben. Am wenigsten denkt er vielleicht daran, daß stets eine Fürbitte für sein Glück dort oben wirksam ist.

Aber auch der alte Priester hat nicht ganz recht behalten, da er meinte, der Sturm der Liebe ziehe spurlos vorüber. In Loris Arbeitskabinett hängt ein Bild, das dessen anmutigste Zierde ist. Es ist ein Vermächtnis der alten Prinzeß Raesdorf: das Porträt eines jungen Mädchens, von Meisterhand wiedergegeben. Die stahlblauen Augen schauen lebensvoll aus dem Rahmen hervor; der feingeschnittene Mund scheint zu reden; dunkle Flechten umgeben wie ein Diadem das stolz erhobene Haupt. Sie ist ganz weiß gekleidet; eine selten schöne Perlenschnur bildet den einzigen Schmuck. Auch ehe das fürstliche Wappen bemerkt wird, das den Rahmen ziert, lautet das Urteil der Beschauer zumeist: jeder Zoll eine Fürstin. Loris Blicke ruhen oft voll warmer Liebe darauf, — aber Herberts Auge sucht es nie; nie spricht er davon, nie hat er eine Meinung darüber geäußert. Wenn die Rede darauf kommt, bricht er stets mit kurzen Worten ab. Er, der

seiner Frau nie etwas abschlägt, hat doch eine ihrer Bitten fast rauh zurückgewiesen, nämlich die, ihrem zweiten Töchterchen den Namen Ada zu geben. Lori hat sich von dieser Zurückweisung im Sinne der Freundin verletzt gefühlt und hat ihren Gatten nicht begriffen. Aber Ada Raesdorf würde ihm darob nicht grollen!

„Schwerer zu zählen als die Haare des Hauptes sind die Regungen und Neigungen des menschlichen Herzens,“ sagt ein tiefer Menschenkenner.



